

Bernard R. Bachmann  
Stefan Jösler

# GENERAL J.A. SUTTER

EIN LEBEN AUF DER FLUCHT NACH VORN



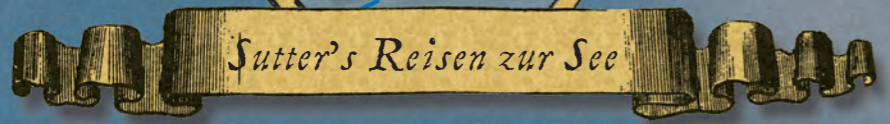
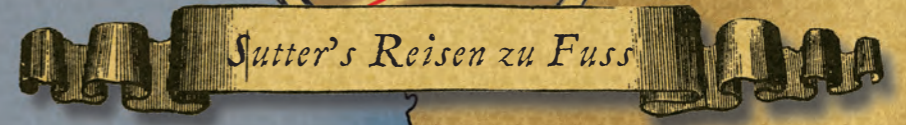
**Ein Lese- und Bilderbuch:**

- Johann August Sutter's Lebensgeschichte
- Zeitgeschichtlicher Hintergrund
- Berichte von Zeitgenossen
- Sutter's Bild in der bisherigen Sutter-Literatur
- Illustrationen aus Sutter's Zeit
- Fotos von Sutter's Lebensstationen
- Karten und Grafiken



### SUTTER'S LEBENSREISE

*Als Flüchtling von Burgdorf nach New York, zu Fuss an den Missouri, als Händler nach Santa Fe, über den Oregon Trail an den Pazifik, auf Umwegen via Hawaii und Russisch-Amerika nach Kalifornien, und zur letzten Lebensstation in Lititz, Pennsylvanien, über den Isthmus von Panama nach Washington DC*



GENERAL  
J.A. SUTTER

EIN LEBEN AUF DER FLUCHT NACH VORN



GENERAL  
**J.A. SUTTER**  
EIN LEBEN AUF DER FLUCHT NACH VORN

Bernard R. Bachmann: Text, Recherchen, Illustrationsmaterial  
Stefan Jösler: Grafische Gestaltung, Layout, Landkarten-Illustrationen

Verlag iliquipissi tem exsi ut augiametum valit

# INHALT

Impressum

07	VORWORT
09	LESEHILFE
11	DANKESCHÖN
15	<i>Kapitel 1:</i> EINSTIMMUNG
29	<i>Kapitel 2:</i> JOHANN AUGUST SUTTER – GRENZFALL ZWISCHEN ERFINDUNG UND FAKT
33	<i>Kapitel 3:</i> Nordamerika formiert sich
59	<i>Kapitel 4:</i> SUTTER'S JUGEND, HEIRAT, ERSTE PLEITE UND DIE FLUCHT AUS DER SCHWEIZ -1803 - 1834
67	<i>Kapitel 5:</i> St. Louis und der Santa Fe Trade - Magnet für deutschsprachige Einwanderer
87	<i>Kapitel 6:</i> DER KRÄMER AUS BURGDORF WIRD SANTA FE TRADER IN MISSOURI - 1834 - 1838
97	<i>Kapitel 7:</i> Vom Mississippi zum Pazifik: Lewis & Clark, Wegbereiter des «manifest destiny» der USA
105	<i>Kapitel 8:</i> SUTTER'S ZICKZACK-REISE NACH KALIFORNIEN - 1838 - 1839
119	<i>Kapitel 9:</i> Kalifornien bei Sutter's Ankunft
131	<i>Kapitel 10:</i> DIE NEUE SCHWEIZ IM WILDEN WESTEN - 1839 - 1849
167	<i>Kapitel 11:</i> DER WILDE WESTEN FRISST DIE NEUE SCHWEIZ - 1849 - 1865
201	<i>Kapitel 12:</i> SUTTERS LANGE AGONIE - VON DER PIONIER IKONE ZUM BETTLER 1865 -1880
211	<i>Kapitel 13:</i> Sutter - Held oder Lump?
227	ANHANG (Bibliographie und Bildverzeichnis)

# VORWORT

**M**ein Grossvater war Auswanderer. Zusammen mit seinen 11 Geschwistern und Zehntausenden von Schweizer Wirtschaftsflüchtlingen wanderte er um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts nach Amerika aus. Er war im Hinterland von Wisconsin, damals noch im letzten Stadium der Wildwest-Zivilisation, am Aufbau der Milch- und Käsereiwirtschaft beteiligt. Meine Mutter ist gebürtige Amerikanerin.

*In meinen Genen steckt - das habe ich meinen Ahnen zu verdanken - also eine grosse Dosis Reiselust, Fernweh, Neugier nach fernen Welten und Interesse an weissen Flecken auf der Landkarte. Das Angebot der Pfarreibibliothek im Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, hat diese Disposition kräftig gefördert. Schon in ganz jungen Jahren verschlang ich Robinson Crusoe, Schweizer Robinson, Schatzinsel, Lederstrumpf, Geschichten über Forschungsreisen in Afrika, Marco Polo. und natürlich alle Geschichten von Karl May.*

*«General Sutter» begegnete mir das erste Mal auf der Etikette einer Flasche Cabernet Sauvignon des Weinhauses Sutter Home, die ich mit Freunden bei einem Nachtessen im Sutter Grill eines Zürcher Flughafenhotels genoss. Aufgrund meines familiären Hintergrunds ist es für mich kein Rätsel, dass er mich seit diesem Augenblick nie mehr losgelassen hat. Es erschien mir deshalb angebracht, meine Auseinandersetzung mit dieser Persönlichkeit zum 200. Geburtstag Sutter's zu dokumentieren. Das Ergebnis ist der Versuch einer kritischen Hommage, in der alle Seiten Sutter's, die spiessige und exotische, die grossmäulig-angeberische und die bescheidene, die kriminelle und die grossherzige, die gute und die schlechte, zum Vorschein kommen - und dies mit dem Willen, nicht in die Falle zu tappen, über das Kind der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit heutigen Wertmassstäben den Stab zu brechen.*

Johann August Sutter wird 1803 geboren. Das Projekt, dieses Buch zu schreiben, ist zur Feier seines zweihundertsten Geburtsjahrs entstanden.

1834 verlässt Johann August Sutter, gerade 31-jährig, nicht ganz freiwillig die Schweiz. Er hinterlässt in Burgdorf einen bankrotten, mit über 51'000 Franken verschuldeten Laden und eine Frau mit fünf kleinen Kindern. In Le Havre schiffte er sich nach New York ein. Von dort wandert er nach St. Louis, sucht während ein paar Jahren sein Glück als Santa Fe Trader, Hotelier und Schnapsschmuggler im gerade neu gegründeten Westport (heute Kansas City), flieht 1838 vor seiner erneuten Pleite auf abenteuerlichen Wegen und Umwegen ins noch mexikanische Kalifornien, gründet die Kolonie Neu-Helvetien, spielt bei innerkalifornischen Revolten und der Annexion Kaliforniens durch die jungen USA eine sowohl zweifelhafte als auch prominente Rolle und wird zum «Vater Kaliforniens» sublimiert.

Rund 15 Jahre nach seiner Flucht aus der Schweiz, kurz vor 1850, scheint Sutter endgültig auf Erfolgskurs. Er steht auf dem Zenit seines Lebens. Der Nobody aus Burgdorf hat und genießt seinen grossen Auftritt. Obwohl er in seinem ganzen Leben nie etwas von Viehzucht, Ackerbau, Obstplantagen oder Weinbau gehört oder gelernt hat, oder vom Umgang mit einer kolonialen Provinzverwaltung, oder von der Domes-tizierung von Indianern, die noch auf Steinzeitniveau leben, ist er jetzt Herr von Neu-Helvetien. Er wird als hoch angesehener Pionier des amerikanischen Westens, als selbstloser und gütiger Helfer und Betreuer zahlloser Einwanderer aus dem amerikanischen Osten verehrt. Er glänzt als spendabler Gastgeber zahlloser vorbeireisender Prominenz aus aller Herren Länder und ist stolzer Besitzer der fruchtbarsten 600 km<sup>2</sup> des Sacramento Valley. Er sonnt sich im Ruf, als erster weisser Kolonisator das kalifornische Landesinnere erschlossen zu haben.

Durch den Goldfund auf dem Areal seiner Sägemühle in der Sierra Nevada gerät er jedoch in die Strudel des Goldrauschs von 1849 und wird - mindestens vordergründig - von den zu Hunderttausenden einströmenden gierigen gesetzlosen Goldsuchern wieder zum Bettler gemacht.

Dieses Buch ist nicht einfach eine weitere Biografie Sutter's; davon gibt es genug. Natürlich erzählt es die Geschichte Sutter's, so kompakt wie möglich. Die Geschichte dieser schillernden und widersprüchlichen

Persönlichkeit wird in den geschichtlichen Zusammenhang ihrer Periode gestellt und mit Zitaten aus zeitgenössischen Quellen authentisch und nachvollziehbar gemacht. Ausserdem macht das Buch in zahlreichen Illustrationen die Epoche Sutter's wieder lebendig, und es erleichtert das Verständnis der heutigen Leser und Leserinnen für die Zeit- und Lebensumstände der Mitte des 19. Jahrhunderts mit Karten und Grafiken.

Das Ergebnis ist ein Lese- und Bilderbuch zu Johann August Sutter; es würdigt eines der prominentesten Beispiele der schweizerischen Auswanderergenerationen.

Sutter erscheint in der bisherigen Literatur überwiegend schwarz-weiss. Entweder ist er der edle Pionier, der, fest in der Erde verwurzelt, als erster Weissler den fruchtbaren Boden Kaliforniens der Wildnis abringt und beackert, Botschafter der Zivilisation, oder ein Wüstling, Landdieb und eine Geissel der eingeborenen kalifornischen Indianer. Hier wird der Versuch unternommen, das Schillernde, Problematische und Widersprüchliche in Sutter's Persönlichkeit zu beschreiben und zu erklären, ohne Partei zu ergreifen, sondern Sutter als Kind seiner Zeit zu begreifen und zu akzeptieren.

Die Monografie will zunächst nicht mehr und nicht weniger als die Geschichte Sutter's erzählen. Sie will auch

die Faszination aufzeigen, die in Person, Leben und Wirken Sutter's stecken. Trotz teilweise dürftiger Quellenlage will sie Sutter's Leben möglichst wahrheitsgetreu wiedergeben. Sie hat jedoch keinen wissenschaftlichen Anspruch. Deshalb, und aus Gründen der Lesbarkeit, wird auf Fussnoten und Anmerkungen verzichtet.

Letztlich will das Buch auch unterhalten: auf leichte, bekömmliche und überschaubare Art und Weise soll die Geschichte Sutter's erzählt und in ihren zeitgenössischen Kontext hineingestellt werden. Die Hintergrundinformationen sollen die Geschichte verständlich und verstehbar machen, und gleichzeitig den Leserinnen und Lesern ab und an Einsichten im Sinne von Aha-Erlebnissen «So war das also damals...» ermöglichen.

Sutter war ja nicht der einzige Schweizer, der im 19. Jahrhundert in die USA ausgewandert ist. Zahlreiche Landsleute haben ihn «begleitet», einzelne sind sogar seinetwegen nach Kalifornien getreckt. So mag die Geschichte Sutter's für viele Leser auch Hinweise geben, was eigene Vorfahren und Verwandte, die zu diesen

Auswanderergenerationen gehört haben, in den USA erlebt und erlitten haben könnten.

Das Buch richtet sich an Leserinnen und Leser mit einem allgemeinen Interesse für Geschichte (und Geschichten). Ganz besonders will es die Neugier von Lesern befriedigen, die sich für Johann August Sutter interessieren, oder für die Periode der Erforschung und Erschliessung unbekannter Kontinente durch die Europäer, oder für die Geschichte der Eroberung und Besiedlung des amerikanischen Westens und Beiträge, welche schweizerische Auswanderer dabei geleistet haben. Auch Leser, die sich ganz allgemein mit bizarren, widersprüchlichen und polarisierenden Lebensläufen befassen wollen, dürften auf ihre Rechnung kommen.

# LESEHILFE

Leben und Wirken Sutter's werden in sechs Lebensstationen geschildert:

- 1803 - 1834: *Sutter's Jugend, Heirat, erste Pleite und die Flucht aus der Schweiz* (Kapitel 4)
- 1834 - 1838: *Der Krämer aus Burgdorf wird Santa Fe Trader in Missouri* (Kapitel 6)
- 1838 - 1839: *Sutter's Zickzack-Reise nach Kalifornien* (Kapitel 8)
- 1839 - 1849: *Die neue Schweiz im Wilden Westen* (Kapitel 10)
- 1849 - 1865: *Der Wilde Westen frisst die neue Schweiz* (Kapitel 11)
- 1865 - 1880: *Sutter's lange Agonie - von der Pionier-Ikone zum Bettler* (Kapitel 12)

In ergänzenden Kapiteln werden Hintergrundinformationen zur Geschichte der USA zu Sutter's Zeit angeboten. Diese Kapitel erleichtern das Verständnis für die Zeitumstände und die geschichtlichen Rahmenbedingungen und Einflüsse, sowie für die Vorgänge, in denen Sutter selbst aktiv oder passiv verwickelt ist.

Die Ergänzungskapitel beleuchten besonders wichtige Ereignisse schlaglichtartig, wählen Ereignisse jedoch nicht wegen ihrer gesamtgeschichtlichen Bedeutung, sondern wegen ihres Bezugs auf Sutter's Leben und Geschichte aus; sie haben gewollt teilweise eher anekdotischen Charakter.

Die Hintergrundkapitel setzen beim Leser keine besonderen Geschichtskennntnisse voraus. Sie können übersprungen, oder erst dann aufgeschlagen werden, wenn die Lektüre der Geschichte Sutter's die Neugierde auf den entsprechenden Hintergrund weckt.

Beschreibende Passagen, die eigentliche Geschichte Sutter's und seiner Zeit, werden mit normalem Text dargestellt; *Kommentare oder Analysen des Verfassers sind kursiv gedruckt.*

Ortsbezeichnungen, Indianerstämme, Eigennamen, etc. werden englisch und so uneinheitlich geschrieben wie in den benutzten Quellen. Englischsprachige Begriffe, für die kein passendes oder gebräuchliches deutschsprachiges Wort existiert (z.B. Trader, Mountaineer, Mountain Man, etc.), werden nicht übersetzt, sondern tel quel übernommen (und nicht dekliniert).

An zahlreichen Stellen des Buchs ist von Geldwerten die Rede. Wo nicht anders vermerkt, werden die zeitaktuellen Nominalwerte (normalerweise in Dollar) verwendet. Leserinnen und Leser, die sich eine Vorstellung von der Grössenordnung des heutigen Zeitwerts

machen möchten, können die angegebenen Dollar-Beträge etwa mit dem Faktor 18 multiplizieren. Dieser Faktor basiert auf statistischen Daten des US Department of Labor Statistics und entspricht der allgemeinen Preisentwicklung 1850-2003 in den USA.

Für die approximative Umrechnung von Beträgen in Schweizer Franken auf heutige Werte ist (basierend auf Schätzungen von Pojer und Muff, sowie auf Daten des Schweizerischen Bundesamtes für Statistik) ein Multiplikator von 15 anzuwenden.

Die Illustrationen sind entweder Grafiken/Landkarten, die von Stefan Jösler gestaltet wurden, Fotografien (von Landschaften, Sehenswürdigkeiten oder Originaldokumenten), die der Autor selbst geschossen hat, oder Kopien von Gemälden, Zeichnungen, Dokumenten, etc., die der Autor in amerikanischen oder schweizerischen Archiven oder Museen gefunden und beschafft hat.

Einen wichtigen Anteil an der Bebilderung leisten Wiedergaben von Bildern Karl Bodmer's. Dieser junge Schweizer Maler hat als Illustrator den deutschen Prinz Maximilian von Wied 1832-1834 auf einer naturwissenschaftlich-ethnologisch motivierten Forschungsreise in den amerikanischen Westen begleitet und die Reise in Hunderten von packenden Aquarellen und Zeichnungen dokumentiert. Die Werke Bodmer's werden im deutschsprachigen Raum in der vorliegenden Monografie erstmals in grösserem Umfang gezeigt. Das Joslyn Art Museum in Omaha, Nebraska, hat hierzu freundlicherweise die Erlaubnis erteilt und die technischen Grundlagen zur Verfügung gestellt.

Ein Verzeichnis aller Bilder, Illustrationen und Grafiken mit entsprechenden Quellen- und Copyright-Angaben befindet sich im Anhang.

Ein weiterer Anhang besteht aus einem vollständigen und detaillierten Quellenverzeichnis. Die im Text direkt eingestreuten Zitate stammen aus folgenden Hauptquellen:

Kürzel	Autor(en)	Titel
BH	Beck, Warren A., and Haase, Ynez D.	Historical Atlas of the American West
D	Dillon, Richard	Captain John Sutter: Sacramento Valley's Sainted Sinner
G	Gregg, Josiah	Commerce of the Prairies; Life on the Great Plains in the 1830's and 1840's
HF	Hine, Robert F. & Faragher, John Mack	The American West - A New Interpretative History
HW	Museum of Westward Expansion	History Wall (Jefferson National Expansion Memorial, St. Louis)
L	Laufkotter, John A.	John A. Sutter, Sr., and His Grants
Li	Limerick, Patricia Nelson	Something in the Soil - Legacies and Reckonings in the New West
O	Owens, Kenneth N. (Editor)	John Sutter & a Wider West
JAS	Sutter, Johann August	Neu-Helvetien: Lebenserinnerungen des Generals Johann August Sutter (nach den Handschriften erzählt von Erwin Gustav Gudde)
T	Tuchman, Barbara W.	The First Salute
Z	Zollinger, James Peter	Johann August Sutter - Der König von Neu-Helvetien - Sein Leben und sein Reich
Zeur	Zollinger, James Peter	Johann Augustus Sutter's European Background

Quellen für die Zitate werden mittels Kürzel und Seitenzahl referenziert.

Alle Zitate und Textkästen sind, sofern nicht explizit anders vermerkt, vom Autor aus der Originalsprache übersetzt.

Kapitel I enthält, um den Leser einzustimmen und um ihm quasi eine Aufwärm-Gelegenheit zu bieten, längere Auszüge aus «Aventures d'un jeune Suisse en Californie - 1846-1856» von Théophile de Rutté. De Rutté zog 1846 als zwanzigjähriger junger Schweizer nach Brasilien und folgte 1849 dem Ruf des Goldes nach Kalifornien. Während einigen Jahren amtete er als Schweizer Konsul für Kalifornien und Oregon. Er lernte Sutter kennen und verkehrte mit ihm auf freundschaftlicher Basis. Er hielt seine Erlebnisse schriftlich fest. Seine Aufzeichnungen blieben verschollen und wurden erst in den 1970-er Jahren wieder entdeckt und 1979 erstmals in Paris veröffentlicht. 1992 folgte eine englischsprachige Ausgabe. In Deutsch sind de Rutté's Aufzeichnungen bislang unveröffentlicht.

In der bisherigen Sutter-Literatur taucht de Rutté nicht auf, wohl weil seine Aufzeichnungen über 100 Jahre lang verschollen blieben. Sein zeitgenössisches Zeugnis ist jedoch von höchstem Wert für eine objektive Einschätzung Sutter's, da de Rutté einer der wenigen, wenn nicht der einzige Bekannte Sutter's ist, der weder zur Gruppe der schwärmerischen Claqueure noch zu den betrogenen oder enttäuschten Geschäftspartnern oder ehemaligen Mitarbeitern gehört. Er vermag ihn aus neutraler Warte einzuschätzen.

# DANKESCHÖN

Diese Monografie wäre nicht entstanden, wenn mir nicht zahlreiche Helferinnen und Helfer zur Seite gestanden wären. Sie verdienen meinen ganz herzlichen Dank.

*Ueli Nebiker* hat mir den Einstieg in die Sutter-Literatur leicht gemacht, indem er mir den gesamten Bestand seines kleinen firmeneigenen Sutter-Museums unbeschränkt zur Verfügung stellte. Zudem hat er mich nicht nur mit der Erklärung, wie sein Museum entstanden ist, beeindruckt, sondern über den «General Sutter-Kirsch», den sein Unternehmen produziert, auch mit einem zwar vergänglichen, aber sehr geniessbaren und Sutter-kongenialem Denkmal für meinen Helden bekannt gemacht.

*Christa Landert* hat mir freundlicherweise erlaubt, aus den Sutter-bezogenen Materialien, die sie im Verlauf ihrer Studien über Sutter's Mitarbeiter Heinrich Lienhard zusammengetragen hat, schnell und gründlich Nutzen zu ziehen.

*Daniel Heller* von der Schweizerischen Nationalbank hat mir wertvolle Unterlagen und Hinweise zur approximativen Berechnung der Preisentwicklung in den USA und der Schweiz gegeben.

Die Bestätigung der Authentizität sowie Verfolgung der Spuren und Herkunft von Théophile de Rutté, der in Kapitel I als Zeitgenosse und Freund Sutter's ausführlich zu Wort kommt, erwies sich zunächst als schwierig; eine der beiden einzigen Publikationen der Lebenserinnerungen nennt einen falschen Geburtsort. Das Generalsekretariat des Eidgenössischen Departement des Äusseren (EDA), *Elisabeth Aellen*, Geschäftsführerin der Stiftung von Rütte-Gut, *Dr. Ingrid Ehrensperger* und insbesondere *Elisabeth Reichen-Robert*, Urenkelin de Rutté's, haben mir jedoch den Weg gewiesen und wesentliche Informationen und nützliches Bildmaterial erschlossen.

*Laura, Bob* und *Cathy Kotanchik* haben mir für meine ersten «Vor-Ort-Recherchen» in Washington und Lititz einen Blitzstart ermöglicht, mich auf Schritt und Tritt unterstützt und als Gastgeber grosszügig begleitet. Laura hat mir Tür und Tor zu diversen Archiven geöffnet und mit eigenen Recherchen manche Abkürzung zu wichtigen Funden erschlossen.

*Fred Wagner* hat mir im «Lititz Moravian Archives and Museum» mit Begeisterung und Stolz die ersten Sut-

ter-Devotionalien gezeigt und den Besuch von Sutter's Grab mit Anekdoten, die nur ein «alter Hase» kennen kann, bereichert.

*Jason D. Stratman* und *Duane R. Sneddeker* haben mir den Zugang zu den Archiven der Missouri Historical Society Library & Research Center leicht gemacht und mir wertvolle Tipps gegeben.

Beim Verfolgen von Sutter's Spuren entlang dem Santa Fe Trail - und ein halbes Jahr später entlang dem Oregon Trail - habe ich die Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, Herzlichkeit und Offenheit zahlloser fest im amerikanischen Kernland verwurzelter Menschen geniessen können und schätzen gelernt.

In Santa Fe gab mir *Dr. Tomas Jaehn* nützliche Hinweise für die Beschaffung von Bildmaterial über Santa Fe aus der Periode um 1835, als Sutter versuchte, sich dort als Santa Fe Trader durchzusetzen.

*Werner C. Dillier*, Präsident der John August Sutter Society in Sacramento City, mit dem ich bislang nur via Email verkehren konnte und auf dessen persönliche Bekanntschaft ich mich sehr freue, hat meine Recherchen im Raum Sacramento bestens vorbereitet und mir mit seinem Freund *Paul Kiser* einen Cicerone zur Verfügung gestellt, der die Kontaktaufnahme mit einem halben Dutzend Sutter-Experten oder Archivare zu einem Kinderspiel machte.

*David Fenimore*, der seine Literatur-Dozententätigkeit an der University of Nevada in Reno mit Auftritten als Sutter-Impersonator auflockert und sich mit Sutter und dessen Zeit in Kalifornien bestens auskennt, hat mir zahlreiche nützliche Literatur-Hinweise und Gestaltungsideen gegeben und wertvolle Einsichten in die Psyche der kalifornischen Pioniere und deren Historiker und Hagiographen vermittelt.

*Steve Beck*, Historiker auf Sutter's Fort, hat mich kompetent durch Sutter's Fort und hinter alle Kulissen geführt. Auch nach meinem Besuch stand er mir immer wieder mit Rat und Tat zur Verfügung. Ich verdanke ihm den Zugang zu interessanten Dokumenten und zu umfangreichem Illustrationsmaterial.

*Sandy Taugher MacLeod* und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vom California State Museum Resource Center haben mich offen und freundlich empfangen. Sie haben mir spontan und verständnisvoll geholfen, die Katastrophe, die mir wegen eines Kameradefekts



drohte, abzuwenden, indem sie rasch einen alternativen Weg fanden, wie ich digitale Kopien der gesuchten Gemälde bekommen konnte.

Bei *Pat Johnson* von den Sacramento City Archives und ihrem aufgestellten und zupackend unterstützenden Team habe ich einen reichen Fundus von Fotografien und anderen Dokumenten aus Sutter's Zeit gefunden und in Form von Fotografien oder Scans erwerben können.

*Dr. Blaine Lamb* von den California State Archives hat mir wichtige Dokumente digital erschlossen und grosszügig die Erlaubnis verschafft, sie kostenlos zu verwenden.

Eine namenlose Bibliothekarin im California Room der California State Library hat mich auf die englische Ausgabe der Erinnerungen von Théophile de Rutté an seinen Kalifornienaufenthalt und seine Begegnungen mit Sutter aufmerksam gemacht.

*Ron Sutter*, ein Urenkel meines Helden, und seine Frau *Terry* nahmen mich in ihrer Familie überaus freundlich und herzlich auf. Ich durfte ihr Haus als Basis für Recherchen im Raum San Francisco benutzen. Ron ebnete mir, trotz fehlender Photo-ID, mit Sutter'schem autoritativem Auftritt den Weg in die Archive und Bibliotheken der University of California in Berkeley, wo ich insbesondere in der Bancroft Library wertvolles Material finden und auswerten konnte. Er zeigte mir die Mexican Army Barracks in Sonoma, wo die Bear Flag Revolution ihren Anfang nahm und das malerisch grandios am Pazifik gelegene Fort Ross, das sich für seinen Vorfahren beinahe zum tödlichen Mühlstein am Hals entwickelt hätte.

*Bill S. Walton* und *Sarah Gould*, beide Ranger auf Fort Ross, waren sehr hilfsbereit und erklärten mir, dass und warum die Geschichte des Fort nasch wie vor weitgehend im Dunkeln liegt: noch über das Ende des Kalten Kriegs hinaus ist es schwierig bis unmöglich, an in Russland gelagerte Dokumente heranzukommen.

Unzählige freundliche Menschen unterstützten mich bei meinen Besuchen historischer Stätten am Ende des Oregon Trail im Raum Portland, insbesondere im eindrücklich rekonstruierten Fort Vancouver, und auf der langen Fahrt rückwärts entlang dem Trail von Salt Lake City nach Kansas City. Ich wurde immer wieder überrascht von ihrer Offenheit, Zugänglichkeit, Hilfsbereitschaft und insbesondere von ihrer Sachkompetenz,

mit der sie mir das Eintauchen in die heroische Vergangenheit der Erschliessung des amerikanischen Westens erleichterten.

Ganz besonders danke ich meiner Mutter *Frieda Bachmann*, die mir Interesse und Neugier für fremde Länder und für Menschen, die wagemutig in unbekannte Welten vorgestossen und für unüberwindbar geglaubte Hindernisse überwunden haben, mit der Muttermilch eingeflösst hat, und meiner Frau *Brigitte Fuchs*. Brigitte hat mich liebevoll unterstützend und ermutigend durch alle Phasen und Tiefen und Höhen meines Projekts begleitet. Darüber hinaus hat sie sowohl mit wertvollen Anregungen für das Buchkonzept als auch als kritische Erstleserin zur Qualität des Endprodukts wesentliche Beiträge geleistet.

# EINSTIMMUNG: BERICHT EINES LANDSMANNES UND ZEITZEUGEN VON JOHANN AUGUST SUTTER

**D**ie Zeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts war eine verrückte Zeit.

Alte Kolonialreiche wie etwa Spanien begannen zu zerfallen. Unter Königin Victoria wurde das Vereinigte Königreich zur dominierenden weltumspannenden Macht.

Auch wenn noch niemand von Globalisierung sprach, blühte der Welthandel und machte seine Träger (Handelshäuser, Schifffahrtsgesellschaften und wagemutige Kapitäne) steinreich.

Letzte weisse Flecken auf der Weltkarte wurden beseitigt. Der nordamerikanische Westen wurde sturmartig erschlossen, besiedelt und ausgebeutet. Das Innere des afrikanischen Kontinents wurde erforscht. Im Fernen Osten etablierten England und Holland riesige Kolonialreiche. Japan und China öffneten sich erstmals und zaghaft der für sie fremden und bedrohlichen westlichen Kultur.

Die Industrialisierung verdrängte mit Riesenschritten eine agrarische Gesellschaft. Eisenbahnen und Dampfschiffe revolutionierten das Transportwesen und führten Menschen und Kulturen zusammen, die zuvor kaum voneinander wussten. Der Telegraph machte es erstmals möglich, dass Nachrichten schneller quer über ganze Kontinente transportiert werden als Menschen Klatsch und Gerüchte von einem Dorf zum anderen kolportieren konnten.

In der gleichen Zeit verarmten in Europa weite Landstriche. Ihre Bevölkerung war zum grossen Teil gezwungen, auszuwandern und ihr Glück in der weiten Welt zu suchen. In der Aufbruchstimmung, die mit der Erschliessung ganzer Kontinente, mit Kolonialisierung und Industrialisierung einherging, boten sich auch beinahe unbegrenzte Chancen.

Théophile de Rutté, 1826 als Gottlieb Rudolf von Rütte als Sohn des Pfarrers David Sigmund von Rütte in Sutz, Kanton Bern, geboren, gehörte zu den vielen Schweizern, die den Mut fanden, diese Chancen zu packen, und zur Minderheit der Auswanderer, die ihr Glück dort tatsächlich fanden.

Als zwanzigjähriger junger Mann segelte er 1846 nach Rio de Janeiro und half dort beim Aufbau der Niederlassung eines schweizerischen Handelshauses. 1849 lockte ihn der Gold Rush nach Kalifornien.

Er hielt seine Erlebnisse in Tagebüchern fest. Die Tagebücher blieben verschollen und wurden erst in den 1970-er Jahren wieder entdeckt und 1979 erstmals in Paris unter dem Titel «Les aventures d'un jeune Suisse en Californie - 1846-1856»

veröffentlicht. 1992 folgte eine englischsprachige Ausgabe. In Deutsch sind die Rutté's Aufzeichnungen bislang unveröffentlicht.

Die Rutté kam nicht als Goldsucher nach Kalifornien. Er ahnte, dass ein mittelmässig erfolgreicher Handelsherr am Goldfieber besser, leichter und dauerhafter Geld verdienen konnte als ein mittelmässig erfolgreicher Goldgräber. In San Francisco gründete und leitete er für seinen Auftraggeber eine Handels-Niederlassung samt Filiale in Sacramento City, dem logistischen Zentrum des Gold Rush. Sein Startkapital war eine Schiffsladung voll Bauholz aus Brasilien. Kalifornien besass damals zwar in seinen noch vollständig bewaldeten Küstenstreifen unerschöpflich grosse Vorräte an bestem Holz, jedoch weder Maschinen noch Arbeitskräfte für dessen Gewinnung und Verarbeitung. So traf er mit seiner «Mitgift» auf einen gierigen Markt und hatte kein Problem, sich rasch und erfolgreich zu etablieren und als bald angesehener Handelsherr in die Gesellschaft des neuen US-Bundesstaats zu integrieren.

Von 1850 - 1854 amtierte die Rutté - gemäss seinen eigenen Lebenserinnerungen - auf Vorschlag von Johann August Sutter als Konsul der Schweiz für Kalifornien.

1856 kehrte er nach Europa zurück. Er verheiratete sich mit Adèle von Haller und verbrachte den Rest seines Lebens (er verstarb 1885) als erfolgreicher Geschäftsmann in Bordeaux. Die Brücke zu seinem Geburtsort Sutz, BE, brach er nie ab. Er verbrachte dort mit seiner Familie fast jeden Sommer in einem Chalet, das er in der unmittelbaren Nachbarschaft des von Rütte-Guts erworben hatte. Diese wiederum gehörte seinem jüngeren Bruder, dem bekannten Architekten Friedrich Ludwig von Rütte.

Die Schilderungen der Rutté's sind lebendig und blumig, teilweise geradezu poetisch. Sie geben einen Eindruck davon, mit welchem Mut und welchen Motiven junge Menschen in ferne und fremde Kontinente aufbrachen, mit welcher Unbekümmertheit sie sich unbekanntem und völlig neuartigen Herausforderungen stellten, und mit welcher Kraft sie dramatische Rückschläge einstecken und von vorn beginnen konnten. Sie behandeln die Periode des Höhepunkts und der grössten Turbulenzen in Johann August Sutter's Leben. Sie sind ein seltenes Zeugnis eines Zeitgenossen, der Sutter neutral begegnete und weder als ehemaliger Mitarbeiter noch als tatsächlich oder vermeintlich betrogener Geschäftspartner irgendwelche Rechnungen zu begleichen hat. Die Rutté's Notizen widerspiegeln auf eindrückliche und nacherlebbare Weise Leben und Mentalität der Boomstadt San Francisco, die vom Gold Rush mit Lichtgeschwindigkeit von einem gottverlassenen, abgelegenen Provinznest

in den vorübergehenden Mittelpunkt des Weltinteresses katapultiert wurde.

*Théophile de Rutté hat das Wort, um dem Leser ein Bild Kaliforniens zur Zeit des Gold Rush zu vermitteln, und um mit einigen charakteristischen Passagen, die zwar nur die Periode des Zeniths und Beginns des Niedergangs abdecken, in die Lebensgeschichte Sutter's einzustimmen. Die Zitate stammen aus der französischsprachigen Ausgabe der Erinnerungen der Rutté's und wurden vom Autor übersetzt.*

(Seite 1) Ich wohnte seit drei Jahren in Rio, und der ewig blaue Himmel, die immergrüne Natur und die ständig warme Luft begannen mir zu verleiden.

Seit längerer Zeit hatten die Wunder der Tropen für mich ihre Anziehungskraft verloren. Als Kind der Schweiz sehnte ich mich nach dem weissen Schnee, ich vermisste meine dunklen, mit Tannen überdeckten Berge, und ich erinnerte mich an die langen Abende, welche die ganze Familie am Kaminfeuer zusammenbrachten.

In einem Wort, ich war zwischen dem Heimweh und dem Durst nach Unbekanntem hin und her gerissen.

(Seiten 12-17) Zu dieser Zeit war ich gerade 23 geworden, und in diesem Alter ist man weder schon blasirt, noch hat man bereits seine Illusionen verloren.

Als Angestellter eines Handelshauses verbrachte ich meine Zeit damit, Papier zu schwärzen, Zahlen zusammenzurechnen, oder die tausend Erzeugnisse der europäischen Industrie vor den Augen brasilianischer oder portugiesischer Händler auszubreiten. ...

Eines Abends im März, es war einer unserer 123 Feiertage - Aschermittwoch, wenn ich mich nicht täusche - sass ich im Café David ... und war damit beschäftigt, meine Tasse Kaffee im Dominospiel zu verlieren oder zu gewinnen. Ein Freund, der zu unserem kleinen Kreis stiess, berichtete von drei grossen amerikanischen Schiffen, die gerade vor Anker gegangen waren, um vor der Weiterfahrt nach Kalifornien neue Vorräte an Bord zu bringen.

Das Gespräch drehte sich dann um die Goldminen, die vor kurzem am anderen Ende Amerika's von Hauptmann John A. Sutter entdeckt worden waren.

Die öffentlichen Gerüchte hatten von diesen Minen Besitz ergriffen, deren Reichtum schwärmerisch überhöht, und sie schienen die ehemaligen Schätze Peru's wieder zum Leben erwecken zu wollen. Wir wurden wieder in die Zeit der spanischen Galeonen zurückversetzt. Ein solches Thema eignet sich vorzüglich für die kollegiale Unterhaltung. Wir waren acht bis zehn junge Männer, alle mit dem Ziel nach Brasilien gekommen, reich zu werden. An diesem Abend hantierten wir Gold schaufelweise, Luftschlösser wuchsen magisch in die Höhe, und, wenn es nach uns gegangen wäre, hätte der Grossmogul im Vergleich zu Hauptmann Sutter eine armselige Figur abgegeben. In unserer Vorstellung

überstiegen Sutter's Reichtümer zweifellos alles, womit uns als Zwölfjährige die Erzählungen aus Tausend und einer Nacht so zum Staunen gebracht hatten.

Und dann war Sutter noch Schweizer, also Landmann!

Die Geschichten, eine verrückter und vergoldeter als die andere, stiegen mir schlussendlich in den Kopf. Ich liess meine Freunde weiter träumen und begann einen inneren Monolog, der mich zu folgendem Ergebnis brachte.

Als Angestellter verdiene ich hier 1'200 Franken im Jahr, inklusive Kost und Logis. Das genügt gerade, um meine Wäscherin und meinen Schneider zu entlönnen, und nur wenn ich spare wie ein Geizhals, gelingt es mir bis Ende Jahr 200-300 Franken auf die Seite zu legen.

Zugegeben, wenn mein Patron mit mir zufrieden ist, erhöht er meinen Lohn. Und in einigen Jahren wird er mich vielleicht an seinen Geschäften beteiligen. Aber bis dann haben seine Söhne ihre Ausbildung abgeschlossen, und natürlich wird er ihnen den Vorzug geben. Am besten wäre es für mich, wenn ich auf eigene Rechnung arbeiten könnte. Aber wie und mit wem?

Dazu kam das bösertige Gelbfieber, das sich in der Stadt auszubreiten begann, und mir wohl selbst übel mitspielen konnte. Das brasilianische Klima hatte mich bereits soweit abmagern lassen und gelb gegerbt, dass meine liebe Mutter, wäre ich ihr unter die Augen getreten, nicht mehr erkannt hätte.

Schlussendlich, ich war jung genug, um meine kleinen Ersparnisse und mein Leben, die beiden einzigen Dinge, die mir gehörten, riskieren zu können.

Schlussfolgerung: Ich verlasse das Land der Orangen, der Tausendfüssler und der Tropenfieber, und ich schiffe mich so bald wie möglich ein, um Hauptmann Sutter «Guten Tag» sagen zu können.

Nachdem mein Entschluss feststand, wandte ich mich an meinen Nachbarn, meinen besten Freund: «Lieber Tissot, ich gehe nach Kalifornien; aber da es nicht gut ist, allein zu reisen, lade ich Dich ein, mit mir zu kommen».

Tissot, aus Neuenburg stammend, hatte etwa eine gleiche Stellung wie ich. Er streckte mir seine Hand entgegen und fragte lakonisch «Wann reisen wir?». ...

Am 16. April 1849, 47 Tage nach dem famosen Abend im Café David, befand ich mich mit meinem Freund Tissot auf der Brücke des Dreimasters Resolutie, der vollständig von meinem bisherigen Patron beladen worden war. Die Fracht, ungefähr 700 Tonnen diverse Handelswaren, war vom Patron unserer Loyalität und unserem Können anvertraut worden.

*Etwas mehr als sechs Monate später ankert die Resolutie in San Francisco. Sie hat das berühmte Kap Horn trotz heftigen Stürmen erfolgreich umrundet und nur in Valparaiso kurz Station gemacht. Es ist der 27. Oktober 1849, der 23. Geburtstag von de Rutté. Der Gold Rush ist in vollem Gang. Die ersten Wellen von «forty-niners» (Goldsucher, die 1849 aus aller Welt dem Ruf des Goldes, das 1848 auf der Baustelle von Sutter's Sägemühle gefunden worden ist, gefolgt sind) sind wie Heuschreckenschwärme in Kalifornien eingefallen. San Francisco's Bevölkerung explodiert innert kürzester Zeit auf das Hundertfache.*

(Seiten 68-71) Die «Goldgrube» war keine Fabel mehr, das El Dorado kein Märchen, das Land des Goldes war gefunden. Und aus jedem Winkel der Welt, wie von einem magnetischen Gebirge angezogen, trafen die Schiffe aller Nationen ein. Der Ortsvorsteher von Sonoma schrieb am 29. Juli: «Das Goldfieber hat hier alles zum Stillstand gebracht; es gibt keine Arbeiter mehr, niemand, der sich um die Felder kümmert, alle Männer der Stadt sind in der Sierra. Jeden Spaten, jede Hacke, Pflanne, Schale, alle Flaschen, Phiolen, Tabakdosen, Fässchen, ja sogar alle Destillierkolben haben sie requiriert und mitgenommen.»

Zur gleichen Zeit beurteilt Herr Larkin, amerikanischer Konsul, den Anstieg der Emigration als so schwerwiegend, dass er sich verpflichtet sieht, dem Staatssekretär Buchanat in Washington einen Bericht zu schreiben, in dem man lesen kann: «Alle Grundstückbesitzer, Anwälte, Ärzte, Inhaber von Läden, Mechaniker und Arbeiter sind in die Minen gefahren. Die Zeitung, die hier herausgegeben wurde, hat ihr Erscheinen eingestellt, das sie keine Redaktoren und Drucker mehr hat. Ein grosser Teil der Soldaten des Regiments aus New York sind desertiert. Die Schiffe, die in der Bucht vor Anker liegen, verlieren ihre ganzen Mannschaften. Ich kann überhaupt nicht sagen, was Oberst Mason vorkehren könnte, um die Truppe, die er kommandiert, zusammenzuhalten.»

In der Tat, acht Tage später schreibt Oberst Mason selbst: «Während einigen Tagen sah es so schlimm aus, dass ich befürchtete musste, die gesamte Garnison von

Monterey desertieren sehen zu müssen. Man muss anerkennen: die Versuchung ist gross; die Gefahr, gefasst zu werden ist klein; es winkt die Aussicht, in einem einzigen Tag mehr zu verdienen als ein Soldat in drei Monaten. Wer pro Tag 100 Dollar verdient, kann sich den Luxus eines Domestiken leisten, der seinerseits nicht für weniger als 20-25 Dollar pro Tag arbeitet.»

Der französische Konsul in Monterey berichtet: «Nie, in keinem Land der Welt, hat es je eine solche Unruhe gegeben. Frauen und Kinder werden auf den abgelegenen Farmen im Stich gelassen, denn entweder werden sie von ihren Herren mitgenommen oder machen sich auf eigene Faust auf die Goldsuche. Alle Wege (in die Sierra) sind von Menschenmassen, Pferden und Wagen verstopft, nur die Städte und Dörfer sind verlassen.»

Wenn man sich eine Vorstellung dieser Verlassenheit machen will, muss man nur die einsame Brigg begleiten, die unter dem Kommando von Kapitän Munray in Richtung San Francisco segelt. Das Schiff kommt aus Arica (Hafenstadt im Norden von Chile); Munray hat Waren für San Francisco an Bord, die noch vor der Entdeckung des Goldes bestellt wurden. Er glaubt sich auf seiner routinemässigen jährlichen Handelsfahrt. Von den Ereignissen seit seinem letzten Besuch in San Francisco hat er keine Ahnung. Widrige Winde zwingen ihn zu einem Zwischenhalt in San Diego, wo er sich nach Neuigkeiten aus Kalifornien erkundigt. Man erzählt ihm, alles sei wunderbar, die Stadt sei von 20-30 Häusern inzwischen auf 300-400 angewachsen, und er würde bei seiner Ankunft einen gleich lebhaften Betrieb antreffen wie Telemach in Salento. Mit diesen guten Nachrichten sticht er wieder in See, voller Hoffnung, dass er angesichts dieses stürmischen Wachstums nicht nur seine Fracht gut verkaufen kann, sondern darüber hinaus mit einer Flut von Aufträgen und Kommissionen rechnen darf.

Das Wetter war prächtig; der Mount Diablo glänzte lichtüberflutet, und die Brigg steuerte geradewegs auf den Ankerplatz vor Hierba Buena zu (San Francisco). Nur eines verstand Kapitän Munray überhaupt nicht: er sah keinen einzigen Kahn auf dem Meer, keinen einzigen Menschen am Ufer. Was war wohl aus dem Betrieb geworden, von man ihm in San Diego erzählt hatte? Im Gegensatz dazu hätte man eher sagen können, dass er ins Reich von Dornröschen eindringe. Aber nicht einmal Schlafende waren zu sehen. Er glaubte zu träumen. Immerhin, weder ein Krieg, noch ein Brand, noch eine Attacke von Indianern konnte diese Stille und Einsam-

keit verursacht haben. Die Stadt war schliesslich noch vorhanden, die Häuser waren intakt, und im Hafen, vor den Toren der Lagerschuppen, türmten sich vor den Augen seiner staunenden Mannschaft ganze Berge von Handelswaren aller Art. Munray versuchte vergeblich, mit einigen Schiffen, die vor der Stadt ankerten, Rufkontakt aufzunehmen. Alle waren verlassen und genauso still wie der Hafen und die Häuser. Nur das Echo vom Telegraph Hill warf ihm seine eigenen Rufe zurück. Plötzlich fiel ihm eine schreckliche, aber die einzige plausible Erklärung ein. Die Bevölkerung San Francisco's musste durch die Cholera, das Gelbfieber, den Typhus, oder durch irgendeine andere Epidemie ausgelöscht worden sein. Weiterzufahren wäre in hohem Mass unklug gewesen. Kapitän Munray gab den Befehl zu wenden. Als er einen kleinen mexikanischen Schoner passierte, schien ihm, dass sich an Bord etwas wie eine menschliche Gestalt bewegte. Er rief ihr laut zu. Ein alter mexikanischer Matrose, den Kopf völlig eingebunden, richtete sich auf die Knie auf. «Olé, Du auf dem Schoner! Was ist aus den Einwohnern von San Francisco geworden?» rief Munray. Der alte Mexikaner rief zurück: «Die sind alle ins Land des Goldes abgehauen.» «Und wo ist dieses Land?» fragte Munray lachend zurück. «An den Ufern des Sacramento; da hat es Berge, da hat es Täler; du musst dich nur bücken und das Gold auflesen; wenn ich nicht krank wäre, wäre ich nicht hier, dann wäre ich auch dort unten mit allen anderen.»

Zehn Minuten später war die Brigg von Kapitän Munray genau so leer wie alle anderen Schiffe. Seine Matrosen waren an Land gegangen und hatten sich bereits mit Begeisterung auf den Weg zum Sacramento gemacht. Der arme Kapitän blieb allein zurück, warf Anker und machte seine Brigg in der Nachbarschaft der anderen verlassenen Schiffe fest, so gut er konnte.

(Seiten 73-75) Wie ich schon erwähnte, wir sind am 27. Oktober um 11:00 angekommen. Mittags brachte uns das Beiboot des Kapitäns an Land. Zuallererst mussten wir uns um die Zollabfertigung des Schiffes kümmern, und für Tissot und mich als Supercargo (im Auftrag der Eigentümer verantwortlich für Beaufsichtigung und Verkauf der Fracht) hatte dies oberste Priorität. Zu zweit kannten wir nur ein paar Hundert englische Wörter, die wir während der Reise aus einem Handbuch für französisch-englische Ausdrücke gelernt hatten. Glücklicherweise stand uns Herr Karsten, unser Deutscher, der ziemlich fließend englisch sprach, hilfsbereit zur Seite. Einer von uns trug die Schiffspapiere, der andere eine Ledertasche voll spanischer Münzen. So strömten

wir in Richtung des Portsmouth Square, an dessen anderem Ende ein grosses Gebäude stand. Die amerikanische Flagge, die auf dem Dach wehte, liess uns keinen Zweifel, dass dies unser Ziel war. Nach den üblichen Formalitäten liess uns der Zolldirektor schwören, mit der Hand auf einer Bibel, die mit einer Kette an seinem Pult festgemacht war, dass alles, was wir gerade deklariert hatten, wahr war. Dann gab er uns im Austausch gegen eine Beige Münzen, die unsere Ledertasche beinahe leerte, ein Blatt Papier, welches der Resolutie das Recht verlieh, auf ewige Zeiten im Hafen von San Francisco zu ankern.

Danach ging es darum, ein Dach über dem Kopf und etwas zu Essen zu bekommen. Gewiss fehlte es nicht an Gasthäusern; aber die meisten hatten sich darauf beschränkt, vier Pfosten in den Boden zu schlagen, diese mit einer Blache zu umspannen und das Ganze mit einem Aushängeschild zu krönen, das pompöser als Vertrauen einflössend war. Es dauerte indes nicht lange, bis Karsten bei einem seiner Landsleute ein bequemes Quartier fand. Wir mieteten uns in einer Estrichmansarde ein, in der es weder Stuhl noch Tisch noch Betten gab. Am Abend installierten wir uns dort mit unseren Matratzen und Kabinenkoffern. Ganz in der Nähe liessen wir uns bei einem chinesischen Wirt per Malpinsel auf die Liste der regelmässige Gäste seines Stammtisches eintragen. Das Menü bestand stets aus Linsensuppe, Roastbeef, Kartoffeln und einer Tasse Tee. Die Rechnung belief sich jedoch auf nur zwei Dollar pro Mahlzeit. Wir trafen dort zwei andere Supercargo aus Rio de Janeiro, die zwei Wochen vor uns angekommen waren. Diese Herren standen unmittelbar vor dem Ankauf eines Stückes Land für 12'000 Dollar. Sie schlugen uns vor, die Hälfte davon zu übernehmen und darauf gemeinsam Lagerräume zu erstellen, die genügend gross wären, um den grössten Teil unserer beiden Frachten darin unterzubringen. Wir hatten das Bauholz mitgebracht, was uns fehlte war nur ein Bauplatz. So gefiel uns der Vorschlag, und am nächsten Tag inspizierten wir gemeinsam das fragliche Terrain. Am Abend waren wir Mitbesitzer von 3'600 Quadratfuss Sand an der Spring Street mit einem Wert von etwa 60'000 Franken, zahlbar in drei und sechs Monaten.

Anhand dieses Beispiels kann man sich eine Idee machen, welchen Wert dieser bislang leere Küstenstreifen, 18 Monate nach der Entdeckung des Goldes, bekommen hatte. Die um sich greifende Spekulation hatte alle Grundstücke fest im Griff. Die Preise, die uns bereits erschreckend hoch erschienen, stiegen in einem täglichen Crescendo. Zwei Wochen nach unserer Akqui-

sition kaufte ein Spanier in unserer Nachbarschaft ein Stück Land mit 50 Fuss Strassenfront und 100 Fuss Tiefe zum Preis von 110'000 Franken (rund 22'000 Dollar), zahlbar über zwei Jahre. Acht Tage später vermietete er es für 18 Monate zum Preis von 75'000 Franken, mit der Bedingung, dass danach alle Gebäude, die der Mieter errichtete, ihm gehören sollten. Ein Grundstück von 100 Fuss im Quadrat, das einige Monate vor unserer Ankunft von der Regierung praktisch gratis abgetreten wurde, kostete anfangs 1850 bereits 140'000 Franken. Am Portsmouth Square stand ein Spielkasino mit vier Etagen, das berühmte Eldorado. Sein Bau hatte fünf Millionen gekostet und brachte jeden Monat Mieteinnahmen von 625'000 Franken. Um das zu verstehen, muss man wissen, dass drei Monate vor meiner Ankunft 1'000 Fuss Bauholz 3'000 Franken gekostet hatten, der Taglohn eines Erdarbeiters 50, eines Maurers 80, und eines Zimmermanns 100 Franken.

(Seite 79-80) Eines Abends erfuhr ich, Hauptmann Sutter sei in der Stadt, auf dem Rückweg von Monterey, wo er an der verfassungsgebenden Versammlung teilgenommen hatte. Ich ging mit meinen Empfehlungsschreibern zu ihm. Er empfing mich als Landmann, das heisst als Freund, und versprach mir seinen Schutz und einen Besuch für den Folgetag. Ich verliess ihn, hocherfreut über seine Freundlichkeit und glücklich, den berühmtesten, wenn nicht einflussreichsten Mann Kaliforniens als Gönner zu haben. Leider musste ich es in der Folge oft bereuen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Dieser Mann hatte gewiss ein ausgezeichnetes, zweifellos ein gutes Herz, denn er liess sich von jedem Erstbesten ausnützen. Schmeicheleien war er wehrlos ausgeliefert; wer es verstand, seine Eitelkeit geschickt zu kitzeln, fand bei ihm immer eine offene Tür. Versprechungen kosteten ihn nichts, sie waren wohl auch ehrlich gemeint; aber Hauptmann Sutter fragte nie danach, ob er sie auch einhalten könne. Er liebte grosse Haufen von Menschen. Die abscheuliche Unsitte der Amerikaner, auf Schritt und Tritt Spirituosen zu trinken, hatte sich seiner bemächtigt. Immer wieder passierte es ihm, dass er seinen klaren Verstand auf dem Boden seines Glases liegen liess. Die Yankees profitierten davon, indem sie ihn Landabtretungen oder Viehverkäufe unterschreiben liessen; in einem Wort: sie plünderten ihn aus. Sobald der Hauptmann in den Strassen San Francisco's auftauchte, war er von lachenden Gestalten umgeben; keinen Schritt konnte er machen, ohne von Bekannten, Bittstellern oder Händlern aufgehalten zu werden. Er wurde wie ein Prinz behandelt, und jeder bemühte sich darum, ihm vorgestellt zu werden.

Am Tag nach meinem Besuch kam Hauptmann Sutter zu uns in unser Zimmerchen. Um ihn würdig zu empfangen, hatten wir eine Mahlzeit vorbereitet mit Westfälischem Schinken und Heidsieck-Champagner, den uns ein Deutscher, der unseren Gast unbedingt sehen wollte, geschenkt hatte. Unsere Kabinenkoffer dienten als Tische und unsere zusammengerollten Matratzen als Sitzgelegenheiten. Herr Sutter widmete uns einen schönen Teil seines Tages. Wir plauderten über die Schweiz; er erzählte uns, wie er in dieses Land gekommen war und durch welchen Zufall das Gold entdeckt worden war. Schlussendlich wurde er so zutraulich, dass er uns von seinen Hoffnungen erzählte, Gouverneur von Kalifornien zu werden. Die Wahl sollte im Januar stattfinden. Der Wahlkampf zwischen ihm und zwei oder drei anderen Kandidaten würde unverzüglich beginnen. Sutter wollte sich durch die Bewohner der Stadt Sacramento und des Sacramento-Tals portieren lassen und musste sich unverzüglich dorthin begeben. Er nahm mir das Versprechen ab, ihn so bald wie möglich wieder aufzusuchen. Als er uns verliess, waren wir, wohl auch dank einiger Flaschen Champagner, so gut wie alte Freunde.

(Seite 82-83) Ich kehrte nach Hause zurück und dachte nicht daran, dass in wenigen Stunden die Hälfte der Stadt, die ich gerade bewundert hatte, nur mehr ein Häufchen Asche sein könnte. In der Nacht vom 25. auf den 26. Dezember 1850 erwachte ich um 01:00 Uhr vom Schrei «Feuer!». Dieser Ruf, schrecklich für eine Stadt wie San Francisco, nur aus Holz und Segeltuch gebaut, erfüllte die Luft und verbreitete sich rasch von Strasse zu Strasse. Schon mehr als einmal hatte ich den hastigen und düsteren Klang der Feuerglocke gehört, denn Brände gab es in San Francisco häufig. Aber was ich jetzt erleben sollte, war ein wahrhaftiger Monsterbrand, ein Flammenmeer von 300 Häusern. Es hatte zwischen Clay und Sacramento Street begonnen, im Quartier der Wein-, Gemüse- und Holzhändler: Alkohol und Bauholz, das gierigste Feuer konnte nichts Besseres verlangen. Von einem kräftigen Nordwind getrieben kamen die Flammen mit Riesenschritten voran. Seit acht Tagen wohnten wir in unserem eigenen Haus an der Spring Street; ich sass auf unserem Dachfirst und beobachtete, wie das Feuer näher kam. Es war ein sowohl grandioser als auch schauderhafter Anblick. Mit jedem eroberten Rum-, Schnaps- oder Weingeistlager verdoppelte das Feuer seine Intensität und veränderte gleichzeitig seine Farbe. Man hätte von einer prachtvollen Beleuchtung mit rotem, gelbem oder blauen bengalischen Feuer reden können, oder von einem gigantischen Punch, den der Satan angezündet hatte, und

der unaufhörlich von seinen Höllenassistenten wieder angefacht wurde. Hinzu kam die beim Brand eines ganzen Quartiers angewandte amerikanische Praxis, Pulverfässchen mitten in die Feuerglut zu werfen, um Häuser niederzureissen und das Feuer zu isolieren. In der Tat stürzten die Häuser ein, aber zu häufig rollen brennende Trümmer auf die andere Strassenseite und setzen Häuser vis-à-vis ebenfalls in Brand, die, aus Holz gebaut und durch die nahen Flammen erhitzt, sich wie Streichhölzer entzündeten. Wenn das Unheil die Proportionen dieses 25. Dezembers annahm, gab es eigentlich keinen Grund, warum es einhalten sollte. In der Stadt fehlte es an Wasser-Reservoirs, und mit einem bemerkenswerten Instinkt wählte das Feuer, wenn es sich ausbreiten wollte, immer einen Zeitpunkt, wo gerade Ebbe herrschte. Es gibt jedoch, wenn es schon an Wasser mangelt, zum Trost derjenigen, die brennen, ein perfekt organisiertes Feuerwehrcorps; das sind Freiwillige aus allen Gesellschaftsschichten, vom Bankier bis zum Lastenträger, die sich mit bewunderungswürdigem Opfergeist und Mut für das Wohl ihrer Stadt einsetzen. Sobald ein Brand signalisiert wird, stürzen sie sich mit fantastischen Pumpen an den Schauplatz. Und wenn ihnen das Wasser ausgeht, bekämpfen sie die Plage mit Staub und Sand, mit der Hacke und mit Hakenstangen.

(Seite 85-87) 1849, wenn ein Goldgräber von den Minen zurückkam, drängte er sich, noch bevor er etwas ass oder seine verdreckten Kleider wechselten, in eine der zahlreichen Spielhöllen. Er hatte Gold gescheffelt, alle Taschen voll, und brauchte jetzt unbedingt eine Gelegenheit, es wieder los zu werden. Spielen war die bevorzugte Methode. Die innere Organisation dieser öffentlichen Spielhöllen war etwas Seltsames. In ganz San Francisco gab es davon etwa 50, aber die am meisten frequentierte und reichste davon war das so genannte Eldorado. ... Im grossen Saal dieses Etablissement befanden sich 60 Spieltische, von denen jeder jeden Abend 60 Dollar Miete zahlen musste. Am beliebtesten waren Roulette, «lansquenet» und «trente-et-quarante». Auf einer Estrade am Ende des Saals spielte ein Orchester mit zehn Musikern von morgens zehn bis nachts um zehn Uhr. Wenn die Musik aufhörte, hinderte das die süchtigen Spieler keineswegs, sich in kleinen Grüppchen die Nacht um die Ohren zu schlagen und sich gegenseitig auszuweiden. Gegenüber der Türe und an jeder Seitenwand standen lange Theken, über die Heerscharen von Barkeepern starke alkoholische Getränke für eineinhalb Franken ausschenkten. ... Diejenigen, welche die Banken hielten, spendierten ihren Spielern alle Augenblicke auf eigene Kosten Runden von kleinen Gläsern, um die Verlierer zu trösten, und um die Zau-

derer zu animieren. Auf jeder Seite jedes Spieltisches stand eine Waage, mit der Nuggets oder Goldstaub gewogen werden konnten. Wer keine Nuggets oder Goldstaub mehr hatte, setzte seine Uhr, Uhrenkette, Schmuck - alles konnte gesetzt werden, für alles gab es eine Schätzung, alles hatte seinen Preis. Sogar um das eigene Leben wurde gelegentlich gespielt, und mehr als ein Unglücklicher hat sich nach dem Verlassen des grünen Filztisches am Ende der Strasse eine Kugel durch den Kopf geschossen. Im Übrigen geht man in diese Lokale wie in den Kampf: Messer in der Tasche und Revolver im Gürtel. In so einem Glutofen, angeheizt durch die abscheulichste Leidenschaft, genügt ein Widerspruch, ein Wort, manchmal ein Blick, um ein tödliches Duell zu provozieren. Auch Unbeteiligte müssen auf der Hut sein. Jeder Revolver fasst sechs Kugeln, und es passiert ganz selten, dass die eine oder andere nicht die Haut eines unschuldigen Zuschauers ritzt. Bei jedem Streit kommt es zu einem allgemeinen «Rette sich, wer kann!», nur der Croupier bleibt tapfer auf seinem Posten; er schützt seinen Schatz und riskiert eher sein Leben als sein Gold. Unter allen Spielern fällt der Mexikaner besonders auf, sowohl durch seine Verbissenheit zu gewinnen als auch durch seinen Gleichmut, wenn er verliert. Sie können ihm zusehen, wie er seinen ganzen Sack voll Goldstaub auf eine Karte setzt und, wenn er gewinnt, seinen Einsatz und Gewinn stehen lässt, bis er alles verzehnfacht hat; wenn er verliert, zündet er sich stoisch eine Zigarette an, nimmt, ohne ein Wort zu sagen, einen tiefen Zug, und erhebt sich vom Tisch, ohne zu klagen oder zu fluchen, um einem anderen Spieler Platz zu machen. Er geniert sich auch nicht, den Croupier um einen Dollar zu bitten, um ein Stück Brot zu kaufen. Am nächsten Tag wird er in die Minen zurückkehren, um die gleiche Schau zu wiederholen, sobald er wieder genug Gold für einen respektablen Einsatz gewonnen hat. Diese Spielhöllen waren ein schrecklicher Ort. Den ganzen Tag über zog eine Prozession von ruinierten oder reichen Spielern ein und aus; sie zeigten die beiden Gesichter der menschlichen Befindlichkeit, das Gesicht, das weint, und das Gesicht, das lacht. Für den unbeteiligten Beobachter war es wahrhaftig eine Studie in praktischer Philosophie. Der eine kam von den Minen und verlor in wenigen Stunden die Früchte seiner sechsmonatigen Arbeit, um anschliessend in einem benachbarten Restaurant seine Taschen umzukehren und nachzusehen, ob noch genügend Goldstaub für eine bescheidene Mahlzeit da wäre. Der andere, eben erst ausgeschifft, setzte seinen einzigen Dollar aufs Spiel und verliess den grünen Spielteppich mit einem Gewinn von 20'000 oder 30'000 Dollar. Allerdings, die meisten kamen pfeifend oder singend herein und gin-

▼ Sacramento City um 1849, kurz vor de Rutté's Ankunft



gen fluchend hinaus...

(Seiten 89-95) Am Neujahrsmorgen 1850, wir waren inzwischen an der Spring Street vollständig eingerichtet, und unsere Fracht war weitgehend verkauft, schiffte ich mich auf dem Dampfer Senator ein; mein Ziel war Sacramento, wo wir eine Filiale einrichten wollten. ... Gegen fünf Uhr abends waren wir am Ziel, und ich packte mein Bündel und meine Decke und machte mich auf den Weg zur einzigen staubigen Strasse, die die Stadt bildete. Es gab erst etwa 250-300 Häuser, aber täglich erhoben sich zwanzig neue Bauten. Es war leicht vorzusehen, dass die Stadt Sacramento, dort angelegt, wo der Fluss, der ihr seinen Namen gegeben hat, das Wasserversorgungszentrum der nördlichen Minen werden würde, wie Stockton für die Minen im Süden. ... Ich vernahm mit Genugtuung von einem französisch sprechenden Kanadier, dass es in Sacramento ein Hotel mit einem französischen Restaurant gab, und dass Hauptmann Sutter dort wohnte und sich am Vorabend nach mir erkundigt hatte. Für mich waren das zwei wertvolle Neuigkeiten, aus denen ich sofort Nutzen ziehen wollte, indem ich den Kanadier, der dort als Küchenchef arbeitete, unverzüglich ins Hotel de France begleitete. Während ich auf das Aufwachen des Hauptmanns wartete, genoss ich ein ausgezeichnetes Frühstück à la française, das erst vom Gouverneur in spe unterbrochen wurde. Er war in Begleitung eines Holländers,

Vater Cordua, der sich nach 20 Jahren Indienaufenthalt in Kalifornien als Farmer etabliert hatte.

Hauptmann Sutter schlug mir vor, mir die ganze Stadt, wo jeder Bauplatz ihm gehörte, zu zeigen; aber er hatte nicht mit seiner Popularität gerechnet. Kaum hatten wir die Schwelle des Hotels erreicht, nahm in eine grosse Menschenmenge in Beschlag, wie in San Francisco. Hier waren es Wähler, die ihm ihre Stimme versprochen, dort waren es Interessenten für Grundstücke. So zog man von Bar zu Bar, und in jeder Bar wurden wieder neue Runden für einen halben Dollar das Glas ausgeschenkt. Natürlich zahlte der Hauptmann, und da jede Runde durchschnittlich vierzig Gläser ausmachte, wenn es einfache Portionen waren, und etwa achtzig, wenn doppelt eingeschenkt wurde, kostete jede Runde 150 bis 200 Franken. Diese Trinkrunden nahmen erst bei Nachteinbruch ein Ende. Am Abend, der sich meistens bis gegen vier Uhr morgens ausdehnte, hielt der Hauptmann im unteren Saal des Hotel de France Hof; er nannte das sein Wahlquartier. Jeder war willkommen; Champagner, feine Weine und starke Schnäpse flossen in Strömen, und ohne Unterbrechung wurden patriotische Reden geschwungen. Die gleichen Szenen wiederholten sich während 10 Tagen und Nächten. Als der Hotelier dem grosszügigen Hauptmann die Rechnung präsentierte, belief sie sich auf 11'100 Dollar. Es bedurfte wahrhaftig einer eisernen Konstitution, um das alles auszuhalten. Aber nicht jeder soll Gouverneur

Hock Farm, Zeichnung um 1850 ▼



werden können! Hauptmann Sutter rechnete wohl damit, sich von seinen Anstrengungen auf einem grünen Fauteuil im Capitol erholen zu können.

Unterdessen, während er seine Wähler mit Spirituosen stimulierte, zog John Burnett, ein einfacher Mann, nüchtern und ohne Vermögen, vormals Anwalt, dann Soldat und schlussendlich Kaufmann in Sacramento, von Nord nach Süd durch alle Minen; seine einzige Empfehlung für die höchste Würde im Staat war sein Einsatz im Krieg gegen Mexiko und die Befreiung eines Trupps Soldaten, der in einen Hinterhalt geraten war. Er hatte somit, zusätzlich zu einem bemerkenswerten Rednertalent, alle Veteranen der Mexiko-Armee auf seiner Seite. Wir werden bald sehen, welcher der beiden John's, John Burnett oder John Sutter, den Sieg davontragen würde (de Rutté's Aufzeichnungen stimmen nicht mit den Tatsachen überein; der Gegenkandidat Sutter's hiess zwar Burnett, jedoch Peter zum Vornamen; ausserdem war Burnett nicht im Mexiko-Krieg im Einsatz; siehe wichtige Informationen zur Beziehung Sutter-Burnett in Kapitel 11). ...

Hauptmann Sutter hatte sein Fort an eine Emigrantengesellschaft verkauft, die es in eine Karawanserei verwandelt hatte. Er nahm mir das Versprechen ab, ihn nach Stockfarm (gemeint ist Hock Farm) zu begleiten, ein riesiges Gut am Feather River, etwa 16km im Quadrat, das ihm gehörte. Dort hatte er seine Rinderherden,

Pferde und Schafe zusammengezogen, nachdem die Einwandererströme sein Fort und dessen Umgebung in Beschlag genommen hatten. Ich freute mich auf diesen Ausflug wie ein Schüler auf die Ferien und beschleunigte, so gut es mir möglich war, den Tag der Abreise. ...

(Seiten 107-108) Während meines Aufenthalts auf Stockfarm kamen fast täglich Besucher vorbei, vor allem Schweizer, die auf ihrem Weg zu den Minen ihren berühmten Landsmann sehen wollten. Eines Tages erhielt Hauptmann Sutter einen Brief von Herrn Frey-Herosé, Präsident der schweizerischen Eidgenossenschaft (Friedrich Frey-Herosé war von 1848 bis 1866 Mitglied des Bundesrates; 1850 war er Chef des Handels- und Zolldepartements; Bundespräsident war er erstmals 1854), mit der Bitte, eine in San Francisco residierende Person vorzuschlagen, die geeignet wäre, das Amt eines schweizerischen Konsuls für Kalifornien und Oregon zu übernehmen. Offenbar hatte er seine Lösung bereits im Kopf, denn zu meiner grossen Kränkung schloss er mich vom sofort beginnenden Getuschel aus und forderte mich höflich auf, am Fluss einen Spaziergang zu machen. Bei meiner Rückkehr waren meine Landsleute um ein Fässchen Porto gruppiert; man präsentierte mir einen randvoll gefüllten Becher, dann nahm der Hauptmann eine Rednerpose ein und begann einen Toast auf den hier anwesenden zukünftigen Schweizer Konsul. Ich schaute um mich und versuchte den glücklichen Gewählten ausfindig zu machen, als ich hörte, wie der

Hauptmann meinen Namen nannte und hinzufügte, dass ihn alle auf Stockfarm anwesenden Schweizer einmütig beauftragt hätten, dem Bundesrat zu beantragen, mich auf diesen Posten zu berufen. Ich war zu bewegt, um würdig auf diesen Beweis der Wertschätzung zu antworten, eine Wertschätzung, die ich vor allem der Freundschaft von Hauptmann Sutter zu verdanken hatte. Im Übrigen blieb mir gar keine Zeit dazu, denn sofort erklangen die Gläser beim Anstossen, und alle stimmten die berühmte Nationalhymne der Schweiz an (*der Schweizer Psalm war 1841 entstanden, wurde 1843 erstmals am Eidgenössischen Sängerefest gesungen und von der Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen*).

Am Vorabend meiner Abreise von der Farm bekam ich eine weitere Gelegenheit zu erfahren, wie sehr mein Gastgeber mich verwöhnte. An diesem Tag, wir waren gerade beim Nachtessen, kündigte man uns die Ankunft des amerikanischen Generals Green und von Oberst McDugall an. Die beiden Persönlichkeiten, deren Namen ich in Sacramento häufig begegnet war, waren direkt aus dieser Stadt angereist, mit der wenig lebenswürdigen Absicht, Hauptmann Sutter mitzuteilen, dass er die Wahlen verloren hatte und dass John Burnett zum Gouverneur Kaliforniens gewählt worden war, und Oberst McDugall, einer der beiden Boten, zum Vize-Gouverneur. Die Neuigkeit von seiner Niederlage schien die Verdauung des Hauptmanns keineswegs zu beeinträchtigen; erst abends, als man sich zur Ruhe begab, wollte er, trotz meinem Insistieren und meiner peinlichen Situation, absolut nicht zulassen, dass ich den beiden Würdenträgern mein Bett überliess. Diese waren gezwungen, sich auf dem Bretterboden auszubreiten, nur in ihre Decken eingehüllt. Das war eine kleine Lektion, die der Hauptmann seinen Gästen geben wollte, denn er kannte deren Einstellungen gut genug um zu wissen, dass sie sich zugunsten seines politischen Widersachers eingesetzt hatten.

(Seiten 201-209) Im Februar 1852 wütete im bevölkerungsreichsten Quartier der Stadt erneut ein Grossbrand und drohte, die halbe Stadt zu zerstören; aber dank dem übermenschlichen Einsatz der Feuerwehrmänner gelang es dem Feuer lediglich, etwa 40 Häuser zu zerstören.

Ich habe bereits von diesen beherzten Kämpfernaturen gesprochen; aber da ich den amerikanischen Feuerwehrmann für einzigartig auf der Welt halte, verdient er es, dass ich nochmals innehalte und auf einige Besonderheiten eingehe, die eine Moral und Einstellung charakterisieren, die völlig anders als die Sitten und

Gebäuden des alten Europa sind (*de Rutté kann in Anspruch nehmen, den Begriff des «alten Europa» noch vor dem aktuellen US-Verteidigungsminister Rumsfeld geprägt zu haben*). Zuerst, das was andere aus Pflichtgefühl tun, macht der Feuerwehrmann von San Francisco, New York oder jeder anderen Stadt der Vereinigten Staaten aus Freude, und das Glück, das er beim Löschen eines Brandes empfindet, ist unsagbar. ... Man sieht sie immer in ihrer Feuerwehr-Uniform: Hemd aus roter Wolle, Hosen aus schwarzem Tuch, und Lederhelm. Ständig halten sie auf Hausdächern Ausschau, Tag und Nacht, um ja die Ersten zu sein, die ein Feuer zu entdecken.

Ihre Pumpen sind wahrhaftige Kultobjekte. Sie schmücken sie mit Blumen, verschönern sie nach Noten, geben ihnen Kosenamen, bauen zu ihrem Schutz monumentale Gebäude, und fahren häufig mit ihnen spazieren, nur um des Vergnügens willen, sich mit einer schönen Pumpe zu zeigen. Letztes Jahr hat die Lafayette-Kompagnie, die mehr als einen Millionär zu ihren Mitgliedern zählt, aus New York eine Pumpe aus massivem Silber kommen lassen, die nicht weniger als 17'000 Dollar gekostet hat. Die Söhne guter Familien ruinieren sich hier für Feuerlösch-Pumpen ebenso, wie sie sich in England für Rennpferde ruinieren.

Es gibt übrigens kein Fest, keinen Umzug ohne die Feuerwehr und somit ohne Löschpumpen, denn die Feuerwehrmänner schleppen ihre Pumpen immer mit sich herum. ...

In San Francisco bildet man keine Löschketten wie in Europa, denn dank dem nahen Meer und zahlreichen Wasserreservoirs in den verschiedenen Stadtquartieren gibt es Wasser im Überfluss. Da die Feuerwehr über Wasser à discrétion verfügt, gehen sie häufig zu grosszügig damit um, indem sie die brennenden Häuser und sogar die Nachbarhäuser mit grossem Eifer und kindischer Freude, die einem Delirium nahe kommt, richtiggehend überschwemmen. Es kommt immer wieder vor, dass die Feuerwehr noch mit einem Enthusiasmus, der nicht zu bremsen ist, weiterspritzt, wenn ein Brand längst vollständig gelöscht ist. Löschtrupps, die aus entfernt gelegenen Stützpunkten zu spät am Schauplatz ankommen, um noch etwas auszurichten, geben sich damit nicht geschlagen; sie sind gekommen, um Wasser zu pumpen und zu spritzen; also wird gespritzt, und das, was das Feuer verschont hat, kann der Überschwemmung nicht entgehen. ...

Ich möchte nun noch einige allgemeine Bemerkungen über die Bevölkerung von San Francisco machen. Die lokale, noch kaum entwickelte Gesellschaft kann noch keinen klaren eigenen Charakter haben wie die Gesellschaft zahlreicher anderer Städte der Vereinigten Staaten. Grund dafür ist, dass sie sich grösstenteils aus fremden Elementen zusammensetzt. Es ist ein bizarres, aus allen Sorten Menschen gebildetes Gemisch. Auf der Montgomery Street kann man häufig innert Minuten Vertreter fast aller Nationen des Globus antreffen. Natürlich sind die Amerikaner in der Mehrzahl, aber dann kommen die Chinesen, gefolgt von den Deutschen, Engländern, Franzosen, Mexikanern, Chilenen, Peruanern, Haitianern, Einwohnern der Sandwich-Inseln (*Hawaii*), von Manila, oder Sibirien; die Vertreter fast aller Nationen des alten Europa sind dabei im einzelnen gar nicht erwähnt.

Auch wenn die elegante Gesellschaft von San Francisco erst ein sehr unvollkommenes Gesicht hat und sich nur durch eine Erhöhung des Anteils der weiblichen Bevölkerung entwickeln kann, d.h. durch die stabile Etablierung von Familien, sind doch zwei bis drei originelle Typen anzutreffen, die sich vom Durchschnitt abheben. Einer dieser Typen ist der Wagenfahrer («carman»). Dabei handelt es sich nicht um einen eigentlichen Fuhrmann, und auch nicht um einen Lastträger, denn ein Wagenfahrer trägt nie etwas auf seinem Rücken. Es ist ein Laufbursche, der einen gefederten Zweiradwagen und ein schönes Pferd besitzt, für das er häufig zwei bis drei tausend Franken bezahlt. Der Wagenfahrer ist der Prototyp eines aktiven Mannes; mit sicherem Instinkt wittert er die Orte, an denen er sich nützlich machen kann und galoppiert mit seinem Pferd überall hin, wo man seine Dienste verlangt. Er macht für Handelshäuser Verträge für den Warentransport; er ist Mitglied seines Clubs, fleissiger Wähler, in einem Wort, ein Wagenfahrer ist eine wichtige Person. Es ist ein kurioses Schauspiel zuzusehen, wie die Wagenfahrer im Gewerbeviertel der Stadt versuchen, sich gegenseitig an Geschwindigkeit zu überbieten. Man heuert sie pro Stunde oder Auftrag, meistens aber auf Festpreisbasis mit Vorauszahlung. Sie haben kein besonderes Kostüm, tragen jedoch häufig schwarze Hosen, wenn sie ihre Wagen fahren. Der Wagenfahrer setzt sich nie, auf seinem Wagen steht er immer, unabhängig davon, ob der Wagen beladen ist. Er meint, es wäre ein Verbrechen, seinem Pferd zu Fuss zu folgen (*man ist geneigt, im Wagenfahrer den Vorläufer des modernen Velokuriers zu erkennen*). Normalerweise sind Wagen und Pferd sein Eigentum, und mancher reiche Händler von San Francisco oder aus anderen Gegenden der Vereinigten

Staaten hat seine Laufbahn als einfacher Wagenfahrer begonnen.

Ich möchte den «Clubman» auf die gleiche Stufe wie den Feuerwehrmann und den Wagenfahrer stellen. Der Club, für die Engländer eine Notwendigkeit, hat sich bei den Amerikanern zu einer Leidenschaft entwickelt. Neben den politischen, gesellschaftlichen, religiösen, philosophischen, literarischen, künstlerischen Clubs gibt es weiter mit so exzentrischen Merkmalen, dass es sich rechtfertigt, auf sie aufmerksam zu machen. Da sind zunächst der Club der Ledigen, der Pioniere, der Enthaltamen, aber auch den Club der Masslosen, der Vegetarier, der Stiefelputzer, den Eheclub, und so zahlreiche weitere, dass deren Aufzählung eintönig würde.

Um nichts in der Welt würde der Clubman den Zeitpunkt einer Zusammenkunft verpassen. Wenn diese Stunde schlägt, lässt er alles liegen, Geschäfte, Sorgen, Gespräche, um in seinen Club zu eilen; dort vergisst er für einige Stunden seine Familie, seine Freunde, und sogar seine Feinde. Oft sind die Clubs nichts anderes als Häuser, in denen heimlich gespielt wird, wo man sich genau so gut ruinieren kann wie in den öffentlichen Spielhöhlen.

Eine andere Manie der Amerikaner besteht darin, sich militärisch aufzuspielen. Jede Armee der Vereinigten Staaten schrumpft in Friedenszeiten auf einen effektiven regulären Truppenbestand von 8'000 bis 10'000 Mann. Deshalb kann die Jugend einen gewissen Drang nach kriegerischen Heldentaten nicht immer zügeln und sieht sich gezwungen, sich auf militärische Paraden, Umzüge und manchmal auf simulierte Schlachten zu beschränken. So besitzt allein die Stadt San Francisco so viele Regimenter und Geschwader, dass man damit eine schöne Armee zusammenstellen könnte. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass, was man hier Regiment nennt, meistens nur etwa dreissig Mann umfasst, von denen mindestens ein Drittel Epauletten und Schwert eines Kommandanten trägt. Das erklärt die Unmenge von Obersten, Majoren und Hauptleuten, die auf der Strasse nie unterlassen, sich mit ihren Titeln formell zu begrüssen, was einen Fremden glauben lässt, er befinde sich mitten in einer Nation von lauter Soldaten. Natürlich rivalisieren diese verschiedenen Einheiten mit dem Prunk ihrer Uniformen, die sie sich unter grossen Kosten aus New York, oder sogar Paris, kommen lassen. Die Reichen ziehen die Kavallerie vor und betiteln sich gerne etwa als schwarze Husaren oder berittene Wachen; bei der Infanterie hingegen ist man bescheiden und begnügt sich mit Namen wie Lafayette-Jäger,

▼ Johann August Sutter, Gemälde von William S. Jewett, 1853; Sutter in Paradeuniform: Beleg für die von de Rutté karikierte generelle kalifornische und speziell Sutter'sche Vorliebe für militärisches Gepränge

Zuaven (*alter militärischer Ausdruck*) oder Washington-Schützen. Anlässlich grosser Umzüge begleiten diese Truppen Behörden oder Würdenträger; die Musik geht voran, Banner werden geschwungen, und sie erhöhen auf den ersten Blick jeden Anlass mit jenem Glanz, der das Privileg der Uniform ist.

Unter den Gewohnheiten der kalifornischen Bevölkerung fällt eine dem Neuankömmling, es sei denn, er käme aus New York, wo sie genau so heimisch ist, ganz besonders auf. Diese Gewohnheit, vielmehr dieses Laster, ist das Trinken, ganz besonders das Trinken alkoholischer Getränke. In Kalifornien wird Jahr für Jahr eine enorme Menge Schnäpse konsumiert; ein echter Yankee absorbiert kaltblütig täglich 20-30 Glas Schnaps. Ein Geschäft gilt erst dann als gültig abgeschlossen, wenn es mit einem Drink besiegelt ist. Und wenn sich zwei Bekannte auf der Strasse begegnen, gehen sie nicht auseinander, ohne zusammen ein Glas Brandy gekippt zu haben. Wenn der Amerikaner aufwacht, beginnt er den Tag damit, dass er seinen «morning drink» hinunterstürzt, und ohne «night cap» geht er nicht ins Bett.

Zum Ausgleich schmückt sich San Francisco mit mehreren Enthaltensamkeitsgesellschaften. Diese setzen alle Hebel in Bewegung, um ständig Bekehrte zu gewinnen. Ihre Mitglieder, die sich freiwillig zum reinen Wasser verurteilt haben, gönnen sich Spirituosen nur als Bestandteil gewisser Arzneien, oder als Massagemittel. Aber wo schon findet der Teufel für sich keine Nische? Vor einigen Jahren, als die Enthaltensamkeitsgesellschaften sich daran machten, das ganze Innere der Vereinigten Staaten zu erobern, hatte ein sehr geschickter Arzt aus New York eine Idee. Der bekannte Doktor Townsend machte sich die perfide Klausel, die den Abstinenzlern die Verwendung von Alkohol in Medikamenten gestattet, zu Nutzen. Er fabrizierte einen Sud aus einem wohlschmeckenden Kraut und einem grosszügigen Fond eines guten Schnaps' und vermarktete ihn im breiten Publikum als Blutreiniger. Auf wundersame Weise fanden sich unter den ehrenwertesten Mitgliedern der Abstinenz-Gesellschaften schnell zahlreiche, die sich über ihre Gesundheit beklagten und somit gezwungen waren, die Mixtur des Doktor Townsend einzunehmen. Sie tranken davon so viel, dass der findige Doktor mit seiner Täuschung ein kolossales Vermögen zusammenraffen konnte. In Kalifornien ist das Getränk so beliebt, dass jedes Schiff aus New York Tausende von Kisten herbeischaffen muss. Es ist gewiss, dass diejenigen, die sich freiwillig dazu verurteilt haben, nur reines Wasser zu trinken, schlussendlich weder Bewunderung noch Mitleid verdienen; denn dank der Erfindung von

Doktor Townsend finden sie in seiner Arznei weniger die Wohltaten des reinigenden Krauts als diejenigen des Branntweins.

(Seiten 199-200) Im Oktober (1851) traf ich wieder mit Hauptmann Sutter zusammen, der nach San Francisco gekommen war, um Geld zu leihen. Ich vernahm dabei, dass der Mann, dem Kalifornien die Entdeckung seiner immensen Reichtümer zu verdanken hatte, ruiniert war. Sutter war so ruiniert, dass er gezwungen war, seine Stockfarm auf seine Frau zu übertragen, um die letzten Reste seines einst fürstlichen Vermögens zu retten. Ein Schwarm von Aasgeiern, unter denen ehemalige Mitarbeiter und Agenten des Hauptmanns an vorderster Front waren, Wucherer, Abenteurer, und ganz besonders Anwälte, hatten sein Gold und seine Ländereien unter sich aufgeteilt.

Um ihn zu trösten hatte die gesetzgebende Versammlung Kaliforniens ihn zum General und Chef der kalifornischen Armeen ernannt und ihm seinen erst siebenjährigen jüngsten Sohn im Rang eines Kavallerieobersten als Adjutanten zur Seite gestellt. Allein, diese Titel waren nichts wert und brachten nichts ein, nicht einmal militärische Ehre. Denn die kalifornische Armee war eine Fiktion; sie bestand ausschliesslich aus Generälen, Obersten und Hauptleuten, deren einzige Leistung darin bestand, jährlich an den prächtigen Paraden vom 4. Juli zu glänzen.





# JOHANN AUGUST SUTTER – GRENZFALL ZWISCHEN ERFINDUNG UND FAKT

**S**utter hat etwa vier Geburtstage. Bereits damit beginnt das Faszinosum Sutter. Die Gemeinde Kandern in Südbaden, wo er geboren wird und aufwächst, registriert seine Geburt am 23. Februar 1803. Gemäss dem Kirchenregister von Kilchberg im Kanton Basel-Landschaft, zu deren Sprengel seine Heimatgemeinde Rünenberg gehört, wird er am 15. Februar 1803 geboren und am 23. Februar getauft. Die Inschrift auf Sutter's Grab nennt als Geburtsdatum den 28. Februar. Sutter selbst berichtet, am 1. März geboren zu sein. Dieses an sich unwichtige Detail wirkt wie eine Metapher für eine der wichtigen Konstanten in Sutter's Geschichte, nämlich der Unsicherheit darüber, wo Fakten aufhören und Lügenmärchen beginnen. Dass bereits über das Geburtsdatum Sutter's widersprüchliche Informationen vorliegen, mag als Ironie der Geschichte verstanden werden, in der Tat ist es der bestmögliche Einstieg in die Vita Sutter.

Johann August Sutter, abwechselnd Spiessbürger und Grandseigneur, Geschichtenerfinder und Geschichtsfigur, Spielball, Zuschauer, Akteur und gleichzeitig Opfer eines tumultuösen und spannenden Kapitels der Geschichte des 19. Jahrhunderts, regt die Phantasie zahlreicher Historiker und Biografen an. Eine umfangreiche Literatur (für eine Würdigung der Sutter-Literatur siehe Kapitel 13; ausführliche und detaillierte Bibliografie siehe Anhang) geht Sutter's Spuren nach. Allerdings wirft sie beim interessierten Leser mehr Fragen auf als sie beantwortet.

Sutter selbst hat in seinen eigenen Lebenserinnerungen - auf denen zahlreiche Sutter-Publikationen fussen - wichtige Lebensabschnitte und Ereignisse ausgeblendet, verdrängt, verschwiegen, oder überhöht und vergoldet. Er stammt aus einer sozialen Schicht, in der es im frühen 19. Jahrhundert nicht üblich ist, Familienchroniken oder Tagebücher zu führen oder der Nachwelt auf andere Weise deutliche und unübersehbare Spuren zu hinterlassen. Sutter ist, bis er als über Vierzigjähriger, rein zufällig und ohne kausalen Zusammenhang mit einem Lebensplan oder -ziel, für kurze Zeit die Weltbühne betritt, ein Niemand, allenfalls ein steckbrieflich gesuchter Kleinkrimineller. Es gibt keinen Grund, Sutter-Chroniken zu führen oder sein Leben und Wirken in anderer Form aufzuzeichnen. Zeugnisse Dritter sind dürftig, meistens parteiisch und voll Ressentiments, rar und überdies erst Jahrzehnte nach den entsprechenden Ereignissen niedergeschrieben. Die persönlichen Akten und Aufzeichnungen Sutter's gehen durch Feuersbrün-

◀ Sutter-Gedenktafel in seiner Heimatgemeinde Rünenberg, BL.

te verloren, sowohl in Amerika als auch in Burgdorf, seinem letzten und entscheidenden Aufenthaltsort in der Schweiz. Nur rund 10 Jahre seines Lebens, sein Leben und Wirken in Kalifornien, sind weitgehend objektiv dokumentiert.

Dies macht es Sutter leicht, seine eigene Biografie sozusagen selbst zu erfinden. Dass er dabei manchmal lügt, ist erwiesen. Dass er dabei vieles beschönigt und manches unterdrückt, ist bei seinem Charakter mehr als verständlich, und allgemein menschlich.

Sutter lebt und wirkt für den wichtigsten oder spektakulärsten Teil seines Lebens im sprichwörtlichen «Wilden Westen». Alles ist möglich. «Law and order» sind (noch) nicht etabliert. Das Recht des Stärkeren ist Mass aller Dinge. Sutter's Zeitgenossen in Missouri und Kalifornien sind keine „Sonntagsschüler“, sondern Menschen, welche teilweise wie Sutter selbst aus unehrenhaften Gründen ihre Heimat verlassen, vielleicht verlassen müssen. Andere sind politisch oder religiös verfolgt. Andere sind von der Aussicht gefesselt, alle Fesseln einer etablierten und wohlgeordneten Gesellschaft sprengen zu können, in einer Pionierzeit und Pioniergegend eine neue Existenz aufzubauen und rasch zu Reichtum, Status oder Macht zu gelangen. Allen ist gemeinsam, dass sie konventionelle Lebensentwürfe über Bord werfen, um neue zu entwerfen.

Sutter's Leben hat zwei klar unterschiedliche Teile. Der erste Teil umfasst die Periode ab seiner Geburt bis zum Niedergang von Neu-Helvetien, der zweite die restlichen knapp 30 Jahre seines Lebens.

Den ersten Lebens-Teil kennzeichnet die hervorsteckende Eigenschaft Sutter's, nur nach vorne zu schauen. Er unternimmt etwas, überfordert sich, scheitert, und flieht - vor sich selbst und vor den Menschen, die er geschädigt hat. Den Blick zurück kennt er nicht. Das Geschehene wird von ihm ausgelöscht, aus seinem Leben gestrichen. Er flieht nach vorne. Die Flucht nach vorne ist sein Lebensprogramm.

Mit der Gründung von Neu-Helvetien scheint Sutter erstmals in seinem Leben nicht zu scheitern. Nach rund 10 Jahren, obwohl bis zum Schluss immer am äussersten finanziellen Limit, sieht es danach aus, er könnte mit seiner Kolonie erstmals in seinem Leben erfolgreich werden. Sein Lebensprogramm „Flucht nach vorn“ wird vorderhand irrelevant - ein Fluchtgrund fehlt. Allerdings, der Erfolg korrumpiert ihn. Er beginnt zu klammern. Er blickt zurück, denn er hat jetzt

seinen Besitzstand zu verteidigen. Der finale Misserfolg, ausgelöst durch den Goldtausch, trifft ihn dann wie der sprichwörtliche Blitz aus heiterem Himmel. Der Verlust Neu-Helvetiens, nicht nur im schmerzhaft materiellen Sinne, sondern noch mehr als tief verletzender Verlust von Status und Identität, überfordert, übermannt ihn. Aber das Motiv der «Flucht nach vorn» behält in sublimierter Weise seine unwiderstehliche Wirkung. Nur flieht jetzt Sutter nicht vor erzürnten Opfern seiner eigenen (Misse-)Taten, sondern vor sich selbst, vor seiner eigenen Verantwortung für den weitgehend selbstverschuldeten Niedergang.

Den traurigen zweiten Teil und Rest seines Lebens, rund fünfundzwanzig Jahre, verbringt er, den Blick nur noch in den Rückspiegel gerichtet, mit Erinnerungen an die Vergangenheit, mit der Suche nach Schuldigen, mit dem Kampf um Rehabilitation und Schadenersatz.

Zum Schluss schlägt die Ironie des Schicksals zu: Sutter «flieht» ein letztes Mal, diesmal vor dem Erfolg. Er stirbt, unmittelbar vor dem ersehnten Entscheid der zuständigen Senatskommission, seiner Petition um Kompensation für die in den Gold Rush-Wirren erlittenen Verluste stattzugeben. Bevor er von dieser für ihn günstigen Entwicklung erfährt, nimmt er seine bittere Enttäuschung über die Ergebnislosigkeit seiner jahrelangen Anstrengungen, für vergangenes Unrecht finanziell entschädigt zu werden, mit ins Grab.

In der bisherigen Sutter-Literatur wird regelmässig der Versuch unternommen, die Widersprüchlichkeiten, die in Sutter's Charakter und Leben stecken, aufzulösen, indem sie entweder romantisch verklärt oder radikal verteufelt werden. Die romantische Verklärung ist fester Bestandteil des amerikanischen Pioneer-Kults und wird vom grossen Teil der schweizerischen Sutter-Literatur nur zu gerne übernommen. Zur Verteufelung neigen, man kennt dies aus anderen aktuellen historischen Debatten, Besserwisser verschiedenster Provenienz und ganz besonders nachgeborene revisionistische amerikanische Historiker.

Kapitel 13 «Sutter - Held oder Lump» stellt in einer Schlussbetrachtung das tradierte dem zeitgenössischen Sutter-Bild verdichtet gegenüber und ermöglicht den Leserinnen und Lesern, die Persönlichkeit Sutter's in ihrer Vielseitigkeit und auch Gesamtheitlichkeit wahrzunehmen und zu verstehen und so eine persönliche Würdigung Sutter's und seiner Zeit zu entwickeln.

# NORDAMERIKA FORMIERT SICH

**D**ieses Kapitel legt die Grundlage für das Verständnis des Zustands und der Geschichte der USA in der Epoche, in der Sutter lebt und wirkt. Eine vollständige und ausführliche Behandlung der Geschichte Nordamerikas vor und zu Sutter's Zeit würde den Rahmen dieses Sutter-Buches sprengen. Die vorgenommene Auswahl konzentriert sich auf diejenigen Aspekte der US-Geschichte, die für Sutter's Leben und seine äusseren Lebensumstände relevant sind.

Ein erster Abschnitt schildert den politischen Zustand des kolonialen Nordamerika in der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Konsolidierung im Frieden von Paris 1763. Er ruft die französischen, spanischen und russischen Ansätze, in Nordamerika Fuss zu fassen, in Erinnerung und macht verständlich, weshalb heute noch gerade im Westen der USA zahlreichen spanischen und französischen Spuren begegnet werden kann.

Der zweite Teil befasst sich mit der amerikanischen Unabhängigkeit, der dritte mit der inert wenigen Jahrzehnten vollendeten Westexpansion der jungen USA bis zur Pazifikküste. Dabei stehen im Vordergrund der Unabhängigkeitskrieg der dreizehn englischen Kolonien an der amerikanischen Ostküste, der Louisiana Purchase, der Krieg mit England von 1812 - 1814, die kriegerischen Annexion des amerikanischen Südwestens und Kaliforniens, die Bereinigung der nördlichen Grenzen zu Kanada und der Erwerb Alaskas.

Der amerikanische Bürgerkrieg wird nicht behandelt, obwohl er ebenfalls in Sutter's Epoche stattfindet. Das Thema ist zu aufwühlend, komplex und umfangreich, um hier beiläufig rekapituliert zu werden. Ausserdem hat es für Sutter's Geschichte zu wenig Relevanz.



◀ USA heute (ohne Alaska und Hawaii)

# TEIL I: NORDAMERIKA IN DER MITTE DES 18. JAHRHUNDERTS

## Die kolonialen Besitzverhältnisse in Nordamerika bis zur Konsolidierung im Frieden von Paris (1763)

In der Mitte des 18. Jahrhunderts teilen sich, unter aus heutiger Sicht sträflicher, dem damaligen Zeitgeist jedoch bestens entsprechender Vernachlässigung der Ansprüche der eingeborenen Indianervölker, England, Frankreich, Russland und Spanien in den Besitz des nordamerikanischen Kontinents.

Natürlich «gehört» Nordamerika ursprünglich den Inuit-, Eskimo- und Indianervölkern, welche vor Jahrtausenden über die Beringstrasse eingewandert sind und sukzessive den gesamten Kontinent besiedelt haben. Allerdings ist den eingeborenen Bewohnern Amerikas die Vorstellung fremd, «Land zu besitzen». Dieser fundamentale kulturelle Unterschied mag teilweise erklären, weshalb die europäischen Einwanderer, ursprünglich in krasser zahlenmässiger Minderheit, so leichtes Spiel haben, Land der Eingeborenen, das ihnen nicht gehört, zu stehlen.

Alle im folgenden nicht speziell aufgeführten Teile des nordamerikanischen Kontinents sind um 1750 aus Sicht der Kolonialmächte «Niemandland», also entweder noch nicht erkundet, unbekannt, nicht besiedelt oder nicht besiedelbar.

## Die Positionen der Kolonialmächte um 1750

### ENGLAND

Die englische Krone besitzt an der amerikanischen Ostküste dreizehn Kolonien, die sich später im Jahrhundert nach einem unerbittlichen Unabhängigkeitskrieg von ihrem Mutterland loslösen. Es sind dies die heutigen US-Staaten Massachusetts, New Hampshire, Rhode Island, Connecticut, New York, New Jersey, Pennsylvania, Maryland, Delaware, Virginia, North Carolina, South Carolina und Georgia. Gemäss ihren königlichen kolonialen Gründungsurkunden besitzen einige dieser Kolonien nicht nur die besiedelten und landwirtschaftlich genutzten Küstenstreifen, sondern auch die Verlängerung ihres jeweiligen Territoriums jenseits der Appalachians, gemäss den damaligen Vorstellungen von der Geografie der Erde «bis hin zur Südsee» (HF, 105).

### FRANKREICH

Der riesige halbmondförmige Landstrich von der heutigen kanadischen Atlantikküste, entlang dem St. Lawrence River bis zu den Grossen Seen, und dem gesamten Mississippi-Tal bis zur Mündung des mächtigen Stroms im Golf von Mexiko gehört Frankreich: New France.

Der französische Forscher Cartier nimmt die französischen Teile des heutigen Kanada in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts für seinen König François I in Besitz, obwohl die ersten Indianer, denen er in Neufundland begegnete, ihn mit den einzigen Brocken spanisch, welche sie von früheren spanischen Besuchern übernommen hatten, begrüssen: »Acà nada - hier gibt's nichts!«. Cartier macht aus «acà nada» «Kanada» (HF, 41)! Vom Atlantik aus stossen französische Abenteurer, Trapper und Forschungsreisende stets weiter nach Westen vor und erreichen schliesslich von Norden her das Mississippi-Tal.

Der Jesuit Jacques Marquette, zusammen mit Louis Joliet, exploriert 1673 vom Norden her kommend den Mississippi bis zur Einmündung des Arkansas River. 1682 führt Robert Cavalier de la Salle eine Expedition bis zur Mississippi-Mündung am Golf von Mexiko und nimmt das ganze Land, welches von diesem mächtigen Fluss entwässert wird, in den Besitz seines Königs Louis XIV. Einige Jahre später beginnen die Franzosen mit der Errichtung von Siedlungen an der Golf-Küste: 1699 wird Biloxi gegründet, 1718 New Orleans. Zu Ehren ihres Königs geben die Franzosen dem Gebiet den Namen Louisiana.

Die französischen Gebiete umspannen im Süden und Osten die englischen Kolonien Nordamerikas (zunächst mit einer Pufferzone zwischen den Grossen Seen und den Kolonien an der amerikanischen Ostküste), im Südosten und Westen grenzen sie an die spanischen Kolonien, im Nordwesten an die aus europäischer Sicht als Niemandland betrachteten Rocky Mountains und ganz im Norden an «terra incognita». Die kreolische Sprache und Küche der Mississippi-Mündungsgebiete, natürlich auch der Name des heutigen US-Staats Louisiana, insbesondere auch das heute noch französischsprachige Québec sind Zeugnis dieser französischen Periode. Zahlreiche, über das gesamte Mississippi-Einzugsgebiet verstreute Orts- oder Flussnamen sind heute noch sichtbare und greifbare Spuren der abenteuerlichen Neugier, der unglaublichen Stamina und Anpassungsfähigkeit und der Entdeckungs- und

Eroberungslust der französischen Forscher und Soldaten, die diesen damals noch weitgehend weissen Fleck der Weltkarte als erste Europäer betreten und besiedeln. Als willkürliche Auswahl möge dienen: Marquette am Lake Superior oder Sault Ste. Marie an dessen Ausfluss, Chouteau, Havre (Montana), Gillette, Gros Ventre Range (Wyoming), St. Croix River (Minnesota/Wisconsin), Bottineau, Courtenay (North Dakota), Belle Fourche, Pierre (South Dakota), Audubon, Des Moines (Iowa), Beatrice, Papillon (Nebraska), Bonne Terre, Cape Girardeau, St. Louis (Missouri).

Louisiana erlebt unter französischem Regime eine wechselvolle Geschichte. Ein skurriler Höhepunkt ist die Periode von 1718 bis 1720, als es unter dem Namen «Mississippi-Gesellschaft» oder «Compagnie d'Occident» für einige Jahre Eigentum des legendären Duell-Mörders, Spielers, Hochstaplers, französischen Zentralbankers und heimlichen Finanzministers John Law ist. Der Schotte Law, für den «nomen est omen» absolut nicht zutrifft, ist offensichtlich ein Seelenverwandter von Johann August Sutter. Lebensläufe und Persönlichkeiten der beiden weisen frappierende Ähnlichkeiten auf. Hätten sie nicht im Abstand von knapp hundert Jahren gelebt und sich ihre Lebenswege in Louisiana tatsächlich gekreuzt, hätten sie sich vorzüglich ergänzen können. Law bringt es fertig, sich das Vertrauen des französischen Regenten von Louis XV zu erschleichen. Unter der Schirmherrschaft des Königshauses errichtet er die erste französische Zentralbank und missbraucht diese für ein gigantisches Schneeballsystem mit Papiergeld und Aktien auf die angeblichen Reichtümer Louisiana's. Die wohl grösste Spekulationsblase der europäischen Geschichte bis zur französischen Revolution zerplatzt natürlich zwangsläufig. Zehntausende von Franzosen, die den Schalmaientönen Law's wie Lemminge gefolgt sind, verlieren ihr Vermögen und bringen Frankreich in Aufruhr: Law selbst verliert seinen Reichtum, muss Frankreich fluchtartig verlassen und stirbt mittellos, aber voller Ideen für neue Gaunereien, in Venedig.

Frankreich errichtet für Louisiana allerdings nie koloniale Verwaltungsstrukturen; es weiss eigentlich nach den hochfliegenden, hochstaplerischen und brutal gescheiterten Versuchen Law's, das Territorium kommerziell auszuschlachten, nicht so recht, was es mit diesen riesigen Ländereien anfangen will oder soll. Dies mag die wechselvolle Geschichte des Territoriums erklären: Louisiana wird nämlich 1763 (im Frieden von Paris, der den so genannten sechsjährigen Krieg zwischen England, Frankreich und Spanien beendet) von Frankreich

an Spanien abgetreten. 1800 wird es im Rahmen eines geheimen Vertrags von Frankreich wieder übernommen, bleibt dann aber für kurze drei Jahre, bis es 1803 den USA verkauft wird, weiterhin unter spanischer Verwaltung.

### SPANIEN

Spanien besitzt seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, seit dem Versuch von Kolumbus, Indien auf der Westroute zu erreichen, d.h. seit seiner vermeintlichen Landung in Westindien, einen Teil der Karibik-Inseln, das gesamte heutige Mexiko, den heutigen Südwesten der USA, entlang dem Golf von Mexiko bis Florida, und Kalifornien. Dem Irrtum von Kolumbus verdanken die Karibik-Inseln, englisch «West Indies», und die Indianer ihre heute politisch nicht mehr überall korrekten Namen, denn folgerichtig nennt Kolumbus die von ihm entdeckten Gebiete Westindien und die einheimische Bevölkerung «indios».

Der Südwesten der USA und Kalifornien werden durch die Spanier in verschiedenen Etappen, teilweise von Karibikinseln aus, erobert und kolonialisiert.

Florida wird vom spanischen Gouverneur von Puerto Rico, Juan Ponce de León, bereits 1513 erstmals bereist und - weil es an Ostern in voller Blüte steht - «pasqua florida» genannt; Spanien nimmt Florida in den 60-er Jahren des 16. Jahrhunderts definitiv in seinen Besitz.

Im Osten der Rocky Mountains liegt New Mexiko; es umfasst die heutigen US-Staaten Arizona, Nevada, Utah, den Süden von Colorado, Texas, und natürlich New Mexico mit der Hauptstadt Santa Fe. Die Gegend wird von Spaniern erstmals in den 30-er Jahren des 16. Jahrhunderts ausgekundschaftet. Francisco Vázquez de Coronado versucht mit einer Truppe von 300 Spaniern und 800 indianischen Kriegerern die goldenen Städte im Reich Cibola, von denen der Florida-Abenteurer Alvar Núñez Cabeza de Vaca erstmals gehört hat, zu finden. Coronado stösst über die heutige Grenze zwischen den USA und Mexiko nach Norden vor, über das Gebiet der Pueblo-Indianer hinaus bis zu den südlichen Prärie-Ebenen, wo er als erster Europäer riesige Buffalo-Herden zu Gesicht bekommt. Nachdem er jedoch ein Reich erwartet, welches an Glanz die Azteken im Kernland von Mexiko übertreffen soll, ist er über die bescheidenen Lehmziegel-Siedlungen (Adobe-Häuser) der lokalen Einheimischen sehr enttäuscht und kehrt ohne Gold, mit nichts als Eindrücken von Prärie-Ebenen, Büffelherden (er nennt die Büffel abschätzig «shaggy cows», d.h. zottige, struppige Kühe), Colorado River

▼ Politische Landkarte Nordamerikas um 1750

und Grand Canyon, also zutiefst enttäuscht, zurück. Die Spanier verlieren für mehrere Jahrzehnte jegliches Interesse am Südwesten Nordamerikas.

Es sind die katholischen Franziskaner-Missionare, die rund 50 Jahre später das Interesse an New Mexico neu entfachen. Sie beginnen mit der Verbreitung ihres Glaubens in den 80-er Jahren, entlang den alten Handelspfaden. Als dann wieder Gerüchte über Gold- und Silberminen entlang dem Rio Grande aufkommen, macht sich 1598 unter Juan de Oñate eine neue Expedition auf den Weg und unterwirft Pueblo um Pueblo mit brutalster Gewalt. Die spanischen Kolonialbehörden sind jedoch über das Ergebnis der Expedition konsterniert, nicht etwa wegen der gewalttätigen blutigen Eroberungen, sondern wegen der völlig erfolglosen Suche nach Gold und Silber. New Mexico wäre aufgegeben worden, wenn nicht der spanische Monarch die weitere Missionierung angeordnet und finanziert hätte.

Die Stadt Santa Fe wird 1609 gegründet, als Missionszentrum der Franziskanermönche, unter dem blumigen und selbsterklärenden Namen Villa Real de la Santa Fe de San Francisco, «königliche Stadt des heiligen Glaubens des Heiligen Franziskus». Wichtige, noch heute erhaltene Regierungsgebäude und Kirchen stammen aus dieser Zeit. Somit kommen die USA dank der späteren Annexion von New Mexico zu den ältesten Gebäuden der gesamten Union.

Im Westen der Rocky Mountains, entlang der Pazifikküste, bis über das heutige San Francisco hinaus, liegen die beiden spanisch/mexikanischen Provinzen Baja und Alta California.

Alta California, das heutige Kalifornien, ist der nördlichste Teil der spanischen Kolonien.



Politische Landkarte Nordamerikas um 1763, nach dem Frieden von Paris ▼

## RUSSLAND

Alaska, beginnend an der Beringstrasse im Norden, mit vereinzelt Aussenposten bis weit nach Süden ins nördliche Kalifornien (Bodega, Fort Ross) einschliesslich die Inselkette der Aläuten, gehört den russischen Zaren. Alaska, von Russland «Russisch Amerika» genannt, ist vom dänischen Kapitän und Forscher Vitus Bering, der im Auftrag des russischen Zaren die Nordpassage sucht und dabei die nach ihm benannte Beringsee und -strasse entdeckt, erstmals besucht und beschrieben worden. Berings Expedition, er selbst verstirbt auf der Heimreise, bringt die Nachricht von unermesslich reichen Pelzgründen in den erforschten arktischen Gewässern zurück nach St. Petersburg. Die Feindseligkeiten der aläutischen Ureinwohner gegen die sofort eindringenden russischen Pelzjäger, welche mit den erbeuteten Seeotter-Pelzen fabelhafte Geschäfte im Tausch gegen Tee aus China machen, führen 1748 zur Annexion von Alaska durch Peter dem Grossen.

Russland, wie Frankreich in Louisiana, hat kein echtes «koloniales» Interesse am vermeintlich öden, unfruchtbaren und wirtschaftlich uninteressanten Alaska; nur die an den Küsten gelegenen reichen Jagdgründe für Seeotter, Seehunde, Wale und Biber sind von Bedeutung, was erklären mag, dass es später das gesamte Gebiet an die USA verkauft, nachdem infolge ausbeuterischen Überjagens keine Beute mehr zu holen ist.

## Konsolidierung der kolonialen Besitzverhältnisse im Frieden von Paris:

Im sogenannten siebenjährigen Krieg (1756-1763), in Amerika «French and Indian War» genannt, den England gegen Frankreich und Spanien (in England Bourbon Family Compact genannt) führt, steht die Rivalität zwischen England und Frankreich um die Beherrschung der Weltmeere sowie um den Besitz der amerikani-



schen, teilweise auch indischen Kolonien im Zentrum. In Amerika ist ganz besonders das Ohio Country, der gesamte Einzugsbereich des Ohio River, d.h. das für die Westexpansion der englischen Kolonien interessante Gebiet jenseits der Appalachian Mountains, ein heissumstrittener Zankapfel.

England erleidet zunächst gegen die zahlenmässig unterlegenen Franzosen empfindliche Rückschläge, an denen auch George Washington, der spätere Held des Unabhängigkeitskriegs gegen England, beteiligt ist.

Dann schreibt Premierminister William Pitt, ein überzeugter Verfechter der Expansion der englischen Kolonien, die Eroberung Kanadas und die Elimination aller französischen Besitztümer auf dem nordamerikanischen Kontinent auf seine Fahne und mobilisiert alle Kräfte Englands. Sukzessive demütigt England die Franzosen mit der Einnahme von Québec, Herz des französischen Kanada, vertreibt die französische Flotte aus amerikanischen Gewässern und erobert die wichtigsten französischen und spanischen Karibikinseln (aus französischem Besitz vor allem Martinique, Guadeloupe, und St. Lucia, aus spanischem Besitz Cuba und, im Pazifik, die Philippinischen Inseln).

Im Frieden von Paris (1763) werden diese Eroberungen ihren früheren Besitzern zurückgegeben, im Tausch gegen die französischen Territorien in Kanada (Nova Scotia, Cape Breton sowie alle Inseln im St. Lawrence Strom) sowie gegen alle französischen und spanischen Besitztümer östlich des Mississippi (ausser New Orleans). Das Louisiana Territory wird von Frankreich an Spanien abgetreten.

Somit steht jetzt die gesamte Osthälfte des nordamerikanischen Kontinents, von der Ostküste bis zum Mississippi, ausgenommen die Halbinsel Florida (bleibt bis 1819 spanisch; siehe unten «Bereinigung der nördlichen Grenze der USA zu Kanada»), unter englischer Kontrolle.

England erleidet zunächst gegen die zahlenmässig unterlegenen Franzosen empfindliche Rückschläge, an denen auch George Washington, der spätere Held des Unabhängigkeitskriegs gegen England, beteiligt ist.

Dann schreibt Premierminister William Pitt, ein überzeugter Verfechter der Expansion der englischen Kolonien, die Eroberung Kanadas und die Elimination aller französischen Besitztümer auf dem nordamerikanischen Kontinent auf seine Fahne und mobilisiert

alle Kräfte Englands. Sukzessive demütigt England die Franzosen mit der Einnahme von Québec, Herz des französischen Kanada, vertreibt die französische Flotte aus amerikanischen Gewässern und erobert die wichtigsten französischen und spanischen Karibikinseln (aus französischem Besitz vor allem Martinique, Guadeloupe, und St. Lucia, aus spanischem Besitz Cuba und, im Pazifik, die Philippinischen Inseln).

Im Frieden von Paris (1763) werden diese Eroberungen ihren früheren Besitzern zurückgegeben, im Tausch gegen die französischen Territorien in Kanada (Nova Scotia, Cape Breton sowie alle Inseln im St. Lawrence Strom) sowie gegen alle französischen und spanischen Besitztümer östlich des Mississippi (ausser New Orleans). Das Louisiana Territory wird von Frankreich an Spanien abgetreten.

Somit steht jetzt die gesamte Osthälfte des nordamerikanischen Kontinents, von der Ostküste bis zum Mississippi, ausgenommen die Halbinsel Florida (bleibt bis 1819 spanisch; siehe unten «Bereinigung der nördlichen Grenze der USA zu Kanada»), unter englischer Kontrolle.

## TEIL 2: DER AMERIKANISCHE UNABHÄNGIGKEITSKRIEG

Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg ist der überwiegend militärische Teil der amerikanischen Revolution. Die Revolution beginnt 1764 mit einer generellen Verschlechterung der Beziehungen zwischen den englischen Kolonien in Amerika und England. Primäre Ursache der kolonialen Unzufriedenheit ist das Recht des englischen Parlaments, in den Kolonien Steuern zu erheben. Der Widerstand gegen England konzentriert sich auf die grossen Hafenstädte an der amerikanischen Ostküste und kulminiert in der sogenannten Boston Tea Party (1773) und der Gründung und Einberufung des First Continental Congress (1774). Die Revolution endet mit der Verabschiedung der hauptsächlich von Thomas Jefferson geschriebenen, heute noch gültigen amerikanischen Verfassung 1788. Eine der grössten Innovationen der Revolution ist die Gründung einer riesig grossen Republik. Sie leitet auch in Europa den langfristigen Untergang des Absolutismus und der Vorrechte des Adels ein. Weitere bahnbrechende und dauerhafte Ergebnisse sind der Anfang vom Ende der Sklaverei sowie die Einführung, Popularisierung und Durchsetzung des politischen Konzepts der «gleichen Rechte».

Im Juli 1776 proklamieren die 13 aufständischen englischen Kolonien an der amerikanischen Ostküste (Massachusetts, New Hampshire, Rhode Island, Connecticut, New York, New Jersey, Pennsylvania, Maryland, Delaware, Virginia, North Carolina, South Carolina, Georgia) ihre Unabhängigkeit von England und begründen den Bund der United Colonies of North America (im folgenden US oder USA genannt).

Die Declaration of Independence löst einen langen, harten und grausamen Krieg zwischen den Kolonien und England aus.

England setzt im Krieg zusätzlich zu den eigenen Truppen grosse deutsche Söldnerheere ein; es verlässt sich vor allem auf seine vermeintlich ausschlaggebende Seemacht.

Die nach Unabhängigkeit strebenden Kolonien werden militärisch und finanziell massiv vom vor-revolutionären noch von Louis XVI regierten Frankreich unterstützt. Die Karibik, um deren kommerzielle Ausbeutung sich die europäischen Mächte (England, Frankreich, Spanien und die Niederlande) seit Jahrzehnten erbittert streiten, spielt im Unabhängigkeitskrieg der USA eine wichtige Rolle, einerseits als neutrale Drehscheibe für die Versorgung der amerikanischen «Rebellen» mit Waffen und Munition im Austausch mit amerika-

nischen Exportgütern, andererseits als entscheidender Nebenkriegsschauplatz, indem die Verteidigung der Besitzansprüche an wichtigen Karibikinseln vor allem die Engländer immer wieder vom eigentlichen Kriegsziel ablenkt, nämlich den Verlust der amerikanischen Kolonien zu vermeiden.

Der englische General Charles Earl Cornwallis ergibt sich am 17. Oktober 1781 mit seiner Armee in Yorktown, an der Mündung des York River in die Chesapeake Bay, den unter dem Oberbefehlshaber George Washington gemeinsam kämpfenden Truppen der Kolonien und Frankreichs.

Die demütigende Niederlage Englands wird nur möglich dank massiver französischer Unterstützung mit Geld und Truppen. Mit dem Geld werden nicht nur Waffen, Munition und Truppenausrüstung und Lebensmittel gekauft, sondern auch seit langem ausstehender Sold der deswegen entmutigten amerikanischen Truppen endlich ausbezahlt. Die französischen Bodentruppen, den amerikanischen Milizen zahlenmässig ebenbürtig, militärisch jedoch deutlich überlegen, und der französische Flottenverband unter Admiral de Grasse, der die Seehoheit in der Chesapeake Bay sicherstellt, ermöglichen mit dem Sieg über Cornwallis den entscheidenden Wendepunkt des Unabhängigkeitskriegs. England's Verlust der Chesapeake Bay und damit der südlichen Kolonien bricht auch Moral und Kriegsbereitschaft des englischen Mutterlands und führt letztlich zur formellen Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien.

Was den französischen Monarchen und seinen Hochadel bewogen haben mag, die Rebellion der Amerikaner gegen die Kolonialmacht England zu unterstützen, und damit eine Grundwelle der Demokratisierung auszulösen, welche ihn selbst, seine Familie und sein Regime einige Jahre später Kopf und Kragen kosten wird, bleibt auch heute weitgehend rätselhaft. In Anbetracht der Entwicklung der Beziehungen zwischen Frankreich und den USA bis in die heutige Zeit kann wohl mit Fug und Recht von einer Ironie der Geschichte gesprochen werden.

Am 25. April 1782 beschliesst das erst vor kurzem von König George III mehr der Not (d.h. der erdrückenden parlamentarischen Mehrheit) als dem eig'nen Triebe gehorchend eingesetzte neue englische Kabinett, den amerikanischen Rebellen Friedensverhandlungen anzubieten, in denen der Unabhängigkeit der USA kein a priori Veto entgegenstehen soll.

Die Verhandlungen sind zäh und langwierig, haben sie doch schwierige und dornige Fragen zu lösen wie zum Beispiel: Grenzen mit Kanada, den Regionen des Nordwestens und den spanischen Territorien in Florida und im Süden des nordamerikanischen Kontinents, Behandlung der «loyalists» (d.h. der englandtreuen Amerikaner), Beziehungen zur indianischen Urbevölkerung, Handelsrechte, Wiedergutmachung für Kriegsschäden. Am 30. November 1782 wird ein provisorischer Friedensvertrag abgeschlossen. Die Verhandlungen über die noch offenen ungelösten Punkte werden nach Paris verlagert und für die Amerikaner unter anderem von Benjamin Franklin erfolgreich zu Ende geführt.

Am 3. September 1783 wird nach weiteren 10-monatigen Verhandlungen, erschwert durch französische Versuche, die Bedingungen des Friedensvertrags zum eigenen Vorteil zu beeinflussen, der Friedensvertrag unterzeichnet. Darin anerkennt England formell die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika. Die Feindseligkeiten zwischen der neuen Nation USA und England sind, mindestens vorläufig, beendet. Ein grosser Teil der englandtreuen Siedler zieht nach Norden und begründet den englischsprachigen Kern des heutigen Kanada.

Für die USA allerdings beginnt der mühsame Aufbau der eigenen Nation und Identität eigentlich erst jetzt. Der Weg der ehemals dreizehn selbständigen Kolonien zur Einheit, zu einer gemeinsamen Regierung, zu gemeinsam entwickelten und verabschiedeten Gesetzen, zu einer soliden finanziellen Grundlage, stellt sich als mindestens so steinig heraus wie die Revolution selbst. Die Spannungen, welche die oft konträren Interessen der einzelnen Kolonien erzeugen, reissen den jungen Staat mehrmals beinahe auseinander.

Mit der Unabhängigkeit übernehmen die jungen USA von England eine Landfläche von knapp zwei Millionen Quadratkilometern und eine eingewanderte weisse Bevölkerung von drei Millionen. Das Territorium der USA besteht nicht nur aus dem Gebiet der bisherigen Kolonien, sondern schliesst auch das «northwestern territory», die gesamte «trans-Appalachian» Region ein. Diese umfasst das Gebiet zwischen den 13 Gründerstaaten und Kanada und den Grossen Seen im Norden, beziehungsweise den ehemaligen Kolonien und dem Mississippi im Westen, und macht rund die Hälfte der neuen Nation aus (beinahe eine Million Quadratkilometer). Das Territory ist von zahlreichen Indianervölkern besiedelt, die teilweise seit Jahrtausenden hier

ansässig, teilweise erst in den letzten 100-150 Jahren von den Einwanderern und Siedlern aus dem Gebiet der 13 Kolonien vertrieben worden sind.

Das Northwestern Territory stellt die USA vor viele schwierige Fragen: Wem gehört das Land: den Indianern, den einzelnen Staaten, der Bundesregierung? Wie soll es verwaltet und allenfalls verteilt werden? Die vorherrschende US-Meinung ist, dass die Indianer, die - allerdings nicht ohne Ausnahmen - mit den Engländern gegen die Unabhängigkeit der USA gekämpft haben, eine besiegte Nation sind und damit alle Landansprüche verloren haben. In der Folge entwickelt sich eine äusserst widersprüchliche Politik, die gemäss dem Historiker Elliot West «had moved beyond contradiction to schizophrenia» (HF, 121). Die Politik besteht nämlich sowohl aus der Land Ordinance (1785), welche die Landvermessung und -verteilung regelt (und somit von der Annahme ausgeht, dass das Land der Bundesregierung gehört), der Northwest Ordinance (1787), welche die Aufteilung des Territory in Verwaltungseinheiten und deren Evolution in Bundesstaaten festlegt (und damit von der gleichen Grundannahme wie die Land Ordinance ausgeht), sowie dem Indian Intercourse Act (1790), welcher im weitesten Sinn die Rechte der amerikanischen Urbevölkerung regelt, und zwar so, dass unlösbare Konflikte zur Land und Northwest Ordinance unvermeidlich werden.

## TEIL 3: DIE EXPANSION DER USA BIS ZUR PAZIFIKKÜSTE

### Der Louisiana Purchase

Die USA erwerben 1803 von Frankreich für 15'000'000 Dollar (die Quellen sind sich über den tatsächlichen Verkaufspreis nicht einig; auch der Betrag von 11'250'000 Dollar wird genannt) das rund 820'000 Quadratmeilen umfassende sogenannte Louisiana Territory (alle Gebiete westlich des Mississippi bis zu den mexikanischen Besitztümern, beziehungsweise bis zu den Rocky Mountains, im Süden beginnend mit der Mississippi-Mündung, im Norden bis zur Grenze des heutigen Kanada). Das Territorium ist weder vermessen noch kartografiert, d.h. seine Grenzen sind nicht präzise bekannt; Talleyrand, 1803 französischer Aussenminister, soll seinen amerikanischen Verhandlungspartnern auf die Frage nach den genauen Grenzen und Dimensionen des Gebiets geantwortet haben: «I do not know ... I can give you no direction; you have made a noble bargain for yourselves, and I suppose you will make the most of it.» (BH, 40).

Präsident Jefferson will dieses Gebiet aus mehreren Gründen in US-Besitz bringen:

- Er will verhindern, dass die Mississippi-Mündung in englische Hand fällt (wegen der Bedeutung des Mississippi als Transportstrasse).
- Er will die Ausdehnung der USA nach Westen sicherstellen.
- Er vermutet, hofft vielmehr, dass über dieses Gebiet eine schiffbare Verbindung zum Pazifik hergestellt werden kann (siehe Kapitel 7: Lewis & Clark)

Napoleon übergibt Louisiana nur zu gern an die USA, einerseits weil er damit die Engländer, mit denen er sich im Krieg befindet, ärgern und des wichtigen strategischen Vorteils, die Mississippi-Mündung unter ihre Kontrolle bringen zu können (was angesichts der schwachen spanischen Präsenz ein Leichtes gewesen wäre), berauben kann, und andererseits weil er die Einnahmen aus dem Verkauf dringend für die Finanzierung seiner Kriege benötigt.

Auch die noch jungen USA nehmen gerne in Kauf, dass Frankreich, mit dem sie seit ihrem Unabhängigkeitskrieg enge freundschaftliche Beziehungen verbinden, dank dem Erlös aus dem Louisiana Purchase den Krieg gegen England (und die Eroberung des europäischen Kontinents) finanziell gestärkt fortsetzen kann.

Unmittelbar nach dem Abschluss des Louisiana Purchase schickt Präsident Jefferson seine engen Mitarbeiter Lewis & Clark auf eine Expedition, die den Auftrag hat, die neu akquirierten Territorien zu erforschen, zu kartografieren und herauszufinden, ob - wie seit langem behauptet, vermutet oder erhofft - eine kommerziell nutzbare Wasserverbindung aus Louisiana zum Pazifik besteht (siehe Kapitel 7).

### Der Krieg mit England von 1812-1814

Das Verhältnis zwischen den USA und dem ehemaligen Mutterland England bleibt gespannt. England unterhält trotz der Anerkennung der Unabhängigkeit der USA im Friedensvertrag von 1783 weiterhin militärische Stützpunkte im Norden der jetzt unabhängigen Nation und versucht immer wieder, mittels Unruhestiftung unter den Indianer-Völkern die junge Republik zu destabilisieren.

Die USA erklären England 1812 den Krieg. Vordergrundig geht es Amerika um die Verteidigung seiner Seerechte im Atlantik. Im Hintergrund stehen jedoch Kriegsfalken aus dem Kongress, welche primär britische Territorien (im heutigen Kanada) erobern wollen. Der Krieg bringt die Einwanderung aus Europa in die USA vorübergehend zum totalen Erliegen.

Zunächst erleiden die USA nur schwere Niederlagen: Detroit ergibt sich England, die Kanadier plündern und brandschatzen New York und Albany, England dringt in Washington ein und brennt beinahe alle öffentlichen Gebäude nieder, unter anderem das Capitol und den Sitz des Präsidenten, welcher nach dem Krieg restauriert und frisch bemalt wird und erst dann den Namen «Weisses Haus» erhält.

Zeitweise beherrscht England's Flotte wieder die gesamte Atlantikküste.

Der erste nennenswerte Erfolg der Amerikaner ist die Verhinderung der Einnahme von New Orleans durch die Engländer.

Wellington's Truppen werden nach ihrem Sieg gegen Napoleon's spanische Verbündete im Krieg gegen die USA eingesetzt. Die Amerikaner erzielen jedoch am Lake Champlain einen klaren und entscheidenden Sieg. Wellington gewinnt die Überzeugung, dass England die-



sen Krieg nicht gewinnen kann. England, immer noch primär von seinem Kampf gegen Napoleon's Frankreich absorbiert, ist deshalb zu einem Friedensschluss bereit, ohne seine Kriegsgewinne zu konsolidieren.

1814 wird mit dem Friedensvertrag von Ghent der Krieg beendet. England verzichtet auf seine militärische Präsenz im Gebiet der USA und bestätigt die territorialen Grenzen von 1783. Damit lebt die westliche Expansion der USA in das gesamte östliche Mississippi-Tal, von den Grossen Seen bis zum Golf von Mexiko, wieder auf.

## Die Eroberung und Annexion des amerikanischen Westens

### DER WEG VON TEXAS IN DIE UNABHÄNGIGKEIT

Der amerikanische Westen beginnt an der Ostküste. Die Pilgrim Fathers segeln nach Westen und erreichen ihr Ziel am Plymouth Rock, an der amerikanischen Ostküste. Für sie ist alles Land, das jenseits der Küste liegt, im Westen.

Zunächst wird von den neuen Kolonisatoren nur ein relativ schmaler Küstenstreifen besiedelt. Die englischen Kolonien hören de facto am Ostfuss der Appalachians auf, wenn auch die englische Krone das Land jenseits der Appalachians ebenfalls für sich beansprucht. Mit der Gründung der USA und der Anerkennung der Unabhängigkeit der ehemaligen Kolonien wird Trans-Appalachia Teil der neuen Republik

USA, die somit im Besitz des gesamten Territoriums von der Ostküste bis zum Mississippi ist. Trans-Appalachia heisst noch «Northwestern Territory». Für Kalifornier liegt Trans-Appalachia jedoch im Osten. Heute befindet sich der «amerikanische Nordwesten» ein paar tausend Kilometer weiter westlich, ganz im Norden der amerikanischen Pazifikküste. Dies macht die Relativität von Begriffen und Konzepten, die auf Himmelsrichtungen basieren, offensichtlich.

Ein unerhörter Bevölkerungsdruck, den Benjamin Franklin bereits Mitte des 18. Jahrhunderts vorausieht, führt dazu, dass in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung der USA Trans-Appalachia rasch durch weisse Siedler besiedelt wird (bei gleichzeitig weitgehender Vernichtung oder Vertreibung der indianischen Urbevölkerung). Bis 1840 werden in Trans-Appalachia acht neue Bundesstaaten gegründet. Die Bevölkerung vermehrt sich im gleichen Zeitraum von knapp 100'000 (1790, erste Volkszählung der USA) auf über sieben Millionen und macht bereits mehr als 40% der Gesamtbevölkerung der USA aus.

Der Kauf des Louisiana Territory erfolgt auch im Hinblick auf den Bevölkerungsdruck. Präsident Jefferson schickt noch vor der Rückkehr von Lewis & Clark eine Expedition unter Leutnant Zebulon Pike zur Rekonozierung der südlichen Randgebiete des Louisiana Territory. Er verirrt sich in das damals noch spanische New Mexico, wird von den Spaniern verhaftet, zunächst in Santa Fe, dann in der ganz im Süden von New Mexico liegenden Provinzhauptstadt Chihuahua verhört, jedoch zuguterletzt via die spanischen Provinzen Coahuila und Texas zurück auf amerikanischen Boden eskortiert und in Natchitoches im heutigen Louisiana wieder freigelassen.

Pike erfüllt seinen Auftrag, die Grenzlinie zwischen Amerika und Spanien zu klären, nicht; er ist jedoch der erste Amerikaner, der detaillierte Informationen über die nördlichen Provinzen von «New Spain» nach Hause bringt. Er hält nicht viel von der Gegend. Er sieht nichts als vegetationslose Wüste. In den weiten Prärien zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains sieht er nur den Vorteil, dass «unsere Bürger, die so erpicht darauf sind, herumzustrreifen und sich der Grenze («frontier») entlang auszudehnen, die Grenzen ihrer Expansion gezwungenermassen an den Ufern des Missouri und Mississippi finden werden, und dass sie die für die landwirtschaftliche Nutzung völlig unbrauchbaren Prärien den nomadisierenden und unzivilisierten Eingeborenen des Landes überlassen müssen» (HF, 160).

Ein weiterer amerikanischer Forscher, Stephen H. Long, berichtet 1820 nach einer Reise durch die weiten Ebenen vom Mississippi bis zu den Rocky Mountains, dass die Region «für eine Bewirtschaftung fast völlig ungeeignet ist, und - selbstverständlich - für eine Bevölkerung, die auf landwirtschaftliche Selbstversorgung angewiesen ist, unbewohnbar» (HF, 160); in seiner Karte bezeichnet er die Gebiete der heutigen Staaten Oklahoma, Kansas und Nebraska als «Great American Desert». Diese nicht gerade schmeichelhafte und später als völlig irreführend entlarvte Bezeichnung bleibt bis lange nach dem amerikanischen Bürgerkrieg erhalten.

Pike's Eindrücke von New Spain's nördlicher Provinz Tejas («Texas» für die Amerikaner) sind positiver. Er sieht fruchtbare Böden, ergiebigstes Weideland und begegnet einer offenen und kultivierten lokalen Bevölkerung, den Tejanos, im Land geborene (weisse) Mexikaner. Er stellt deren ernsthaftes Interesse am Handel mit den USA fest. Die ersten spanischen Eindringlinge haben vor Urzeiten die Rinderzucht etabliert. Die meisten Tejanos sind Farmer und züchten Longhorn-Rinder. Die Führer der Tejanos hoffen, eines Tages die Fleischnachfrage von Marktplätzen wie etwa New Orleans befriedigen zu können.

Wenige Jahre nach Pike's Reise ist jedoch das von ihm bewunderte Texas ruiniert. In den 1810-er Jahren, im Schatten der Wirren des mexikanischen Unabhängigkeitskriegs gegen Spanien, dringen amerikanische Abenteurer nach Texas ein und besetzen San Antonio. Sie werden von einer königlich-spanischen Armee vernichtend geschlagen und wieder vertrieben. Gleichzeitig werden von den Spaniern über 300 Tejanos wegen angeblicher Kollaboration mit den Amerikanern umgebracht. 1819 findet ein weiterer Einfall von Amerikanern statt, der in der Besetzung der osttexasischen Stadt Nacogdoches kulminiert. Nach einigen Monaten werden die Eindringlinge von den Spaniern wieder vertrieben. Als Folge der Kämpfe wird die texanische Bevölkerung bis 1820 halbiert.

Die Spanier sehen jedoch ein, dass sie in Anbetracht des eigenen Misserfolgs, eigene Siedler zur Niederlassung in Texas zu bewegen, vor der Wahl stehen, eine feindselige Besetzung von Texas durch Amerikaner hinzunehmen, oder Konzessionen zu machen. 1821 stimmen sie einem Plan des Unternehmers Moses Austin aus Missouri zu, 300 amerikanische Familien in Texas anzusiedeln und schenken ihm 200'000 Morgen (acres), d.h. rund 800 km<sup>2</sup> reiches Land. Nach dem unerwartet frühen Tod von Moses Austin übernimmt



dessen Sohn Stephen das Legat. Er wird zum eigentlichen Gründer des amerikanischen Texas. Die seit 1821 von Spanien unabhängige mexikanische Regierung bestätigt die Landschenkungen auch gegenüber Stephen. Das geschenkte Land gehört zu den fruchtbarsten Schlemmlandgebieten des Westens. Die Siedler, die wählen können zwischen Ackerbau (in geschenkten Losen von 177 Morgen, d.h. rund 0.7 km<sup>2</sup>) oder Viehzucht (in Losen von 4428 Morgen, knapp 18 km<sup>2</sup>), entscheiden sich mehrheitlich für die Viehzucht. Ihre Produkte, fette Rinder und etwas Baumwolle, werden überwiegend in die USA exportiert. Sukzessive erhält Austin drei weitere Landschenkungen, was ihm erlaubt, zusätzlich 900 amerikanische Familien anzusiedeln. Unabhängig von Austin wandern weitgehend unkontrolliert weitere Amerikaner in Texas ein und besetzen grosse Landstriche. Bereits 1823 kommen zusätzlich zu den 1500 Angehörigen von Austin's Kolonie über 3000 wilde Siedler («squatter»), welche sich weitgehend entlang der Grenze Texas' zu Louisiana breit machen. Die neue Bevölkerungskategorie nennt sich «Texians» und überflügelt zahlenmässig bald die Tejanos.

Eine der Triebfedern der mexikanischen Unabhängigkeitsbewegung ist die Abschaffung der Sklaverei und die Gleichstellung aller Bürger, unabhängig von ihrer Farbe oder Rasse. Die amerikanischen Siedler importieren jedoch Tausende von Sklaven. Wie in allen Südstaaten ist Sklavenarbeit das Fundament einer blühenden Wirtschaft. Schwarze Sklaven roden Wälder, legen Sümpfe trocken, schaffen Raum für riesige Plantagen und machen aus der Baumwollproduktion den Motor des wirtschaftlichen Aufschwungs. Sie werden von ihren Besitzern so unbarmherzig ausgebeutet und geschunden, dass Mississippi-aufwärts die Drohung «Ich verkauf Dich in den Süden!» zum wirksamen Züchtigungsinstrument gegenüber aufmüpfigen Sklaven wird.

Die noch junge mexikanische Regierung sieht dieser Entwicklung nicht tatenlos zu und bekräftigt in einer neuen Verfassung von 1824 das Verbot der Sklaverei. In den Südstaaten befürchtet man, dass Texas jetzt Zufluchtsort geflohener Sklaven werden könnte. In Texas selbst bricht vorübergehend Panik aus, bis unter Mitwirkung von spanischstämmigen Tejanos die Fiktion «Vertragsarbeit» eine Scheinlösung bringt: diese erlaubt den Farmern, ihre Sklaven für weitere 99 Jahre zu knechten.

Die 20-er Jahre des 19. Jahrhunderts bringen auch der mexikanischen Provinz New Mexico eine revolutionä-

re Neuerung. 1821 wird der Santa Fe Trade begründet (siehe Kapitel 5).

Während der Santa Fe Trade zwischen den USA und der nordmexikanischen Provinz von beiden Seiten als «win-win»-Situation angesehen und von den mexikanischen Behörden wohlwollend gefördert wird, löst Texas zunehmend grössere Beunruhigung aus. Hartnäckige Versuche der amerikanischen Präsidenten Monroe und Adams, die Grenzprovinz käuflich zu übernehmen, schüren die Befürchtung, die Besiedlung durch Amerikaner sei lediglich eine Vorstufe für eine Annexion. Die Texians werben für lokale Unabhängigkeit; die Tejanos sind hin und hergerissen zwischen ihrer Loyalität gegenüber der mexikanischen Regierung und ihrer Hoffnung auf wirtschaftliche Prosperität. 1830 verbietet der mexikanische Kongress die weitere Einwanderung durch Amerikaner. Das Gegenteil trifft ein. Auch die mexikanische Armee, die unter den Texians grosse Unruhe anrichtet, kann die wilde Einwanderung nicht verhindern. In den amerikanischen Südstaaten werden Hunderte von Siedlungen verlassen; behelfsmässig an Türpfosten angebrachte Schilder «GTT» (gone to Texas) sprechen für sich. Zwischen 1830 und 1835 vermehren sich die Texians von 7000 auf beinahe 30'000; die Tejanos werden zur Minderheit von einem Siebtel der Gesamtbevölkerung.

Innerhalb der Texian-Bevölkerung streiten zwei Fraktionen: Austin befürwortet den Verbleib bei Mexiko, verlangt jedoch grössere lokale Selbständigkeit und die Beseitigung aller Handelsschranken mit den USA; die Texian War Party betreibt die Sezession von Mexiko und die Annexion durch die USA. Die Sezessionisten gewinnen die Oberhand und erklären 1835 die Unabhängigkeit von Mexiko. Der verzweifelte Versuch Mexiko's, mit militärischen Mitteln die Provinz zu retten, scheitert und endet 1836 mit der formellen Anerkennung von Texas als unabhängige Republik. 1837 anerkennen auch die USA die Unabhängigkeit der neuen Republik.

Texas legalisiert umgehend die Sklaverei und untersagt allen freien farbigen Einwohnern das Niederlassungsrecht. Dadurch werden Fragen der Sklaverei und Rassengleichheit unmittelbar Gegenstand der amerikanischen Auseinandersetzungen über eine allfällige Aufnahme von Texas in die Union der Vereinigten Staaten von Amerika (weil dadurch das heikle Gleichgewicht zwischen Süd- und Nordstaaten gestört würde). Überlegungen über die Aufnahme von Texas werden jedoch verdrängt oder vertagt, bis sie unter dem alles überwäl-

tigenden Enthusiasmus des sogenannten «Kontinentalismus» entscheidungsfähig werden.

## Die ethnische Säuberung der Indianergebiete im Osten

Während sich die amerikanische Besiedlung von der Ostküste über die Appalachians bis zum Mississippi ausdehnt, migrieren die grossen Gemeinschaften der Shawnee- Delaware- und Cherokee-Indianer und zahlreiche weitere im Osten verwurzelte kleinere Indianerstämme - soweit sie von den vordringenden Siedlern nicht umgebracht werden - über den Mississippi. Im amerikanischen politisch korrekten Selbstverständnis ist diese Migration defensiv, jedoch «freiwillig» - ein wohl schwer überbietbarer Zynismus. Der amerikanische Präsident erhält begrenzte Vollmachten und Mittel, die ins unfrucht- und unbewohnbare vermeintliche «Niemandland» emigrierenden Stämme zu unterstützen. Diese Politik wird jedoch durch Präsident Andrew Jackson pervertiert, der das traurige Verdienst in Anspruch nehmen muss, mit dem auf sein Betreiben vom Kongress 1830 verabschiedeten so genannten «Removal Act» die ethnische Säuberung des Ostens der USA von den indianischen Ureinwohnern zu «vollenden». Auslöser sind Goldfunde im Gebiet der im Hinterland von Georgia sesshaften Cherokee Nation. Die Cherokee, erfolgreich als unabhängige Nation organisiert, mit einer auf formalem Recht basierenden Verfassung, erfolgreich auch als Baumwollpflanzer, versuchen, ihr Recht auf dem Rechtsweg zu schützen. Das oberste US-Gericht bestätigt 1832 Position und Rechte der Cherokee. Präsident Jackson und die Führung von Georgia ignorieren und missachten den Richterspruch und betreiben weiterhin Schikanierung und Vertreibung der Indianer. Ansprüche von Bodenspekulanten, weissen Siedlern und «miners» (Sucher von Bodenschätzen) werden höher gewichtet als jahrhundertalte Besitzstände der Urbevölkerung und höher als teilweise verbrieft, d.h. vertragliche Zusagen der amerikanischen Regierung an die Indianer.

Die Cherokee selbst sind in der Frage, ob Weiterkämpfen oder Neubeginn im Westen das kleinere Übel sei, uneins. Vorübergehend erhält die sogenannte «Treaty Party» Überhand und stimmt 1835 dem Vertrag von New Echota zu, der ihnen als Entschädigung für den Verzicht für ihr Land in Georgia fünf Millionen Dollar sowie «permanentes» neues Siedlungsgebiet an den Ufern des Arkansas River zusichert. Der frühere

Präsident John Quincy Adams bezeichnet den Vertrag, der vom Senat mit knapper Mehrheit gebilligt wird, als «ewige Schande für das Land».

Eine Minderheit der Cherokee, die den Vertrag als das kleinere Übel betrachten, verlässt das Stammesgebiet in Richtung Westen. Die Mehrzahl ist gegen den Vertrag und bleibt in ihrer angestammten Heimat. Die verbleibenden Cherokee werden von den Behörden Georgia's weiterhin drangsaliert. Im Frühjahr 1838 schliesslich beginnt eine Armee von 7000 Mann, die Cherokee zusammenzutreiben. Ein Augenzeuge berichtet vom Horror: «Truppeneinheiten wurden ausgeschickt, um mit Bajonett und Gewehr jede Hütte in den Wäldern oder an den Ufern der Bergbäche zu durchsuchen und alle Bewohner gefangen zu nehmen und zusammenzutreiben. Ganze Familien wurden beim Nachtessen vom plötzlichen Aufschimmern der Bajonette in den Türöffnungen ihrer Hütten überrumpelt und mussten sich unter Schlägen und Verfluchungen auf den mühsamen Weg in die Gefängnispfurche machen. Männer wurden auf ihren Feldern, oder unterwegs dorthin, aufgegriffen, Frauen wurden von ihren Spinnrädern weggerissen, Kindern aus ihren Spielen. In vielen Fällen konnten sie, wenn sie sich auf der nächsten Kante nochmals umdrehten, ihr Heim im Feuer aufgehen sehen, welches ein gesetzloser Mob von Plünderern, der den Soldaten auf den Fersen folgte, gelegt hatte (HF, 177).»

18'000 Cherokee werden in Konzentrationslagern zusammengetrieben. Hunderte, vielleicht Tausende, sterben an Epidemien. Zahlreiche weitere Stammesangehörige erliegen an den Strapazen des erzwungenen Marsches über mehr als tausend Meilen nach Westen. Das traurige Schicksal der Cherokee ist weder das schlimmste noch das einzige Beispiel; es dient lediglich als Illustration für die systematische ethnische Säuberung des amerikanischen Ostens. Die Kenntnis dieser Vorgänge ist Voraussetzung für das Verständnis der Schwierigkeiten und Feindseligkeiten, welchen die später vom Mississippi aus gegen Westen vorstossenden Trader - unter ihnen auch Johann August Sutter - und Siedler beim Durchqueren und Plündern der «permanenten» neuen Siedlungsräume der aus dem Osten vertriebenen Indianer begegnen. Das Schicksal der östlichen Indianer ist auch Vorgeschmack für die spätere praktisch vollständige Auslöschung der kalifornischen Indianer, an welcher Sutter beteiligt sein wird.

## Die Bereinigung der nördlichen Grenze der USA zu Kanada - das Oregon Country

Bei der Anerkennung der Unabhängigkeit der USA wird die Frage der Zugehörigkeit des pazifischen Nordwestens, des sogenannten Oregon Country, offengelassen. Das Oregon Country umfasst im wesentlichen die heutigen US-Staaten Washington, Idaho und Oregon sowie Teile von Wyoming und Montana. Nördlich davon befindet sich entlang der Pazifikküste das Gebiet von Russisch-Amerika, im Landesinneren ist Niemandsland, von Weissen kaum erforscht und praktisch unbesiedelt. Im Süden beginnt im heutigen Nordkalifornien die spanische Einflussphäre.

Der spanische Seefahrer Juan Pérez erforscht 1774 als erster Europäer die Pazifikküste bis zum 54. Breitengrad Nord. Captain Cook folgt ihm wenige Jahre später. Cook's 1784 veröffentlichter Bericht über die reichen Bestände an Seeotter, Biber, Wal und Lachs sowie über die eindrucklichen und wohlhabenden indianischen Küstenvölker mit Tausenden von Konsumenten, die profitable Handelsopportunitäten versprechen, löst einen gewissen Ansturm von Glücksuchern aus. Der wiederum irritiert den spanischen Vizekönig, der spanische Souveränitätsansprüche in Gefahr sieht. Er kapert zwei englische Handelsschiffe und nimmt deren Besatzung gefangen. Die spanische Krone fällt ihrem Vizekönig jedoch in den Rücken und vereinbart 1790 mit England in der Nootka Convention, Gefangene und Schiffe freizugeben und in Zukunft die Küste gemeinsam zu nutzen.

Der daraus resultierende internationale Ansturm von Handelsschiffen, die mit den Eingeborenen Handel treiben und teilweise auch selbst Seeotter jagen gehen, ist eine Provokation für die Russen. Sie wollen um jeden Preis verhindern, dass die exorbitanten Profite ihres äusserst einträglichen Handels von alaskanischen Seeotterfellen gegen chinesischen Tee durch amerikanische, französische und englische Eindringlinge erodiert werden.

Das Geschäft ist ein Beispiel dafür, dass Globalisierung keine Erfindung des späten 20. Jahrhunderts ist. Bereits im späten 18. Jahrhundert werden in Europa oder an der amerikanischen Ostküste eingekaufte Handelswaren an der amerikanischen Nordwestküste mit Indianern und Trappern gegen wertvolle Felle und Pelze getauscht; die Pelzwaren werden jenseits des Pazifik

vor allem in China gegen Tee und andere orientalische Güter (Tee, Seide und andere Textilien) getauscht; dann kann der Kreislauf von neuem beginnen, indem mit den erworbenen Asiatica wieder in Europa oder Amerika Güter, die für Trapper und Indianer vital sind, erworben werden.

Um ihren Anspruch auf Alaska zu sichern, etablieren die Russen unter Alexander Baranov in Sitka - weiter südlich als die bisherigen Stützpunkte - ein neues Hauptquartier. Der heftige Widerstand des Volks der Tinglit, die von amerikanischen Händlern mit Waffen versorgt werden, wird erst um 1811, nach zahlreichen Gefechten und Gemetzeln überwunden.

John Jacob Astor erkennt sehr früh das kommerzielle Potenzial des Louisiana Purchase; er gründet die American Fur Company. Er investiert 1811 rund 200'000 Dollar in die Gründung des befestigten Aussenpostens und nach ihm selbst benannten Astoria, im Mündungsgebiet des Columbia. Der Vorstoss erweist sich allerdings in Anbetracht der Widerstände, die ihm von Russen, Spaniern, Engländern und Indianern, das heisst von allen Seiten, entgegengebracht werden, als riesiges Fiasko. Im Rahmen des Kriegs von 1812-1814 nimmt England Astoria ein und gibt ihm den neuen Namen Fort George. Kurz darauf wird Fort George zugunsten einer besseren Lage flussaufwärts aufgegeben; Fort Vancouver (beim heutigen Portland, Oregon) wird neues Pazifikhauptquartier der englischen Hudson's Bay Company.

In den kommenden rund 30 Jahren verbleibt im Oregon Country alles beim Status quo. Seitens der USA werden, obwohl die Aussichten, im Handel mit der Region grosse Gewinne erzielen zu können, vor allem im ganz auf den Handel orientierten Boston ständig entsprechende Gelüste auslösen, keine formellen Ansprüche auf die Gebiete am Nordwestpazifik erhoben.

Ein subtiler und steter Angriff gegen das englisch/kanadische Monopol der Hudson's Bay Company auf die Schätze des Nordwestens und die Gewinnmöglichkeiten im Handel mit Indianern erfolgt nicht über die Küste, sondern aus dem Landesinneren, aus dem 1764 gegründeten St. Louis. Die kleine Stadt am Zusammenfluss von Mississippi und Missouri ist de facto-Zentrum des Louisiana Territory; Louisiana steht seit dem Frieden von Paris (1763) bis 1800, wo es das napoleonische Frankreich in einem geheimen Vertrag wieder übernimmt, beziehungsweise bis zum Louisiana Purchase 1803, unter spanischer Verwaltung. Es ist

hauptsächlich die Familie der Chouteau's, eine prominente Gründerfamilie der Stadt, welche direkt und indirekt über diverse Partnerschaften das Potenzial der Jagdgründe von New Mexico bis Wyoming anzapft. Weitere Persönlichkeiten, deren Namen im Westen auf Schritt und Tritt anzutreffen sind, prägen die kommenden Jahrzehnte des prosperierenden, aber auch abenteuerlichen, gefährlichen und entbehrungsreichen Prärie-Geschäfts. Als herausragende Beispiele mögen dienen (damit einmal andere Western-Helden als Kit Carson zu Ehren kommen):

- *William H. Ashley*, Milizgeneral und Vizegouverneur des Staats Missouri, revolutioniert den Pelzhandel in den Rocky Mountains mit der Erfindung des Rendez-vous und der Öffnung des «Overland Trail» (direkt Route vom Mississippi zu den Rocky Mountains, abseits vom Missouri-Flussbett).
- *Jim Bridger*, Legende des Westens, einer der bestbekanntesten Mountain Men, Freund der Indianer, mindestens dreimal mit Indianerfrauen verschiedener Stämme verheiratet, gründet Fort Bridger, einen wichtigen Stützpunkt auf dem Oregon (und California) Trail.
- *Jedediah Strong Smith*, nur rund ein Jahrzehnt im Westen tätig, begeht unter kundiger indianischer Führung als erster Weisser den South Pass, erschliesst damit für die amerikanischen Trapper die Westflanke der kontinentalen Wasserscheide, durchquert die südwestlichen Sandwüsten bis nach Kalifornien und überwindet als erster Weisser die Sierra Nevada von Westen nach Osten.
- *Charles und William Bent*, Gründer eines Trading Post am Oberlauf des Arkansas River (Bent's Old Fort, ein wunderschön restauriertes Zeugnis der Lehmziegelarchitektur des Südwestens), verursachen ein praktisch totales Umleiten des Pelzhandelszentrums vom mexikanischen Chihuahua zum amerikanischen St. Louis, entziehen damit der mexikanischen Provinz New Mexico eine der wichtigsten wirtschaftlichen Grundlagen und beschleunigen damit den Verlust dieser Provinz an Amerika.

Einer der wichtigsten amerikanischen Politiker der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist John Quincy Adams. Er ist Sohn des zweiten Präsidenten John Adams und wird 1825-1829 selbst dieses Amt übernehmen. Dynastien wie Bush, Gore, Kennedy oder Roosevelt sind also keine Erscheinung des 20. Jahrhunderts; Dynastien

prägen seit der Gründung der ersten Republik der Neuzeit immer wieder die politische (und wirtschaftliche) Entwicklung der USA.

John Quincy Adams ist 1814 Mitglied der amerikanischen Delegation, die mit den Engländern über das Ende des Kriegs von 1812-1814 und damit auch über die Grenzziehung zwischen den USA und der englischen Kolonie im Norden verhandelt. Adams weiss seit den ersten Vorstössen amerikanischer Händler an die nordwestliche Pazifikküste, wie lukrativ der Handel mit dieser Region sein kann. Er setzt sich bereits in den Friedensverhandlungen dafür ein, dass der 49. Breitengrad als Grenze zwischen den USA und British North America (das heutige Kanada) festgelegt wird, und zwar von den Grossen Seen bis zum Pazifik. Dies würde den USA den Besitz der heutigen Staaten Washington und Oregon bringen. England lehnt ab. England sieht sich seit der Nootka Convention von 1790 als Besitzer des Küstenstreifens zwischen Kalifornien (noch Spanien, ab 1821 Mexiko) und Russisch Amerika (Alaska). Adams verfolgt sein Ziel weiter. Als amerikanischer Botschafter in Russland gelingt es ihm, die Russen dafür zu gewinnen, den Engländern mit einer russisch-amerikanischen Koalition zudrohen. Angesichts der Gefahr, die umstrittenen Gebiete auf kriegerische Weise zu verlieren, stimmt England 1827 dem 49. Breitengrad als Grenze von den Grossen Seen bis zu den Rocky Mountains zu. Das Gebiet des Columbia River will England nicht preisgeben, ist jedoch damit einverstanden, dass es zunächst für 10 Jahre für Angehörige beider Nationen frei zugänglich und (aus-)nutzbar sein soll; die Regelung entspricht im wesentlichen der Nootka Convention zwischen England und Spanien.

Adams, seit 1817 Aussenminister unter Präsident Monroe (mit dem späteren Ruf, der grösste aller amerikanischen Aussenminister gewesen zu sein), kümmert sich auch um die spanischen Ansprüche an den Nordwesten. In einem komplexen Deal von 1819, der Spaniens unfreiwillige Übergabe von Florida an die USA einschliesst (Florida ist für die Südstaaten zum permanenten Ärgernis geworden, weil geflohene Sklaven dort Zuflucht finden), werden die definitiven Grenzen zwischen dem noch spanischen Texas und Louisiana vereinbart und verzichtet Spanien definitiv auf alle Gebietsansprüche nördlich des 42. Breitengrads entlang der amerikanischen Pazifikküste (entspricht der Nordgrenze der heutigen US-Staaten Kalifornien, Nevada und Utah).

Die Politik von Adams beruht auf dem simplen Axiom «The United States and North America are identical. (HF, 182)».

Folgerichtig nimmt er jetzt Russland aufs Korn. Auf den 1821 proklamierten Erlass des russischen Zaren, der den Zugang zu den nördlichen Pazifikküsten Amerikas auf Russen beschränkt, reagiert Adams mit «Die amerikanischen Kontinente sind nicht mehr Gegenstand neuer europäischer kolonialer Einrichtungen.» - eine klare Vorstufe der 1823 verkündeten und aller Wahrscheinlichkeit nach von Adams formulierten Monroe-Doktrin (welche erstens für die westliche Hemisphäre ein separates politisches System proklamiert, zweitens amerikanischen Widerstand gegen weitere europäische Kolonialisierung Amerikas und gegen europäische Einmischung in amerikanische Angelegenheiten ankündigt, und, drittens, amerikanische Nicht-Einmischung in bestehende europäische Kolonien zusichert). Immerhin konzidiert Adams 1824 den Russen, dass zukünftig die Aktivitäten amerikanischer Trader besser überwacht und reguliert werden sollen und bekommt dafür den Verzicht Russlands auf alle Gebiete südlich der heutigen Südgrenze von Alaska. Mit dem Abkommen USA-England von 1827 ist definitiv, dass England der einzige Konkurrent für das Oregon Country bleibt. Allerdings ist offensichtlich, dass beide Parteien eigentlich nur auf Zeit spielen. Zeitgewinn ermöglicht Amerika das Schaffen von präjudizierenden Fakten in Form von Siedlungen.

Zunächst versuchen Spekulanten und Träumer aus Boston, das Oregon Country zu kolonialisieren, scheitern jedoch an den logistischen Problemen, ihre Stützpunkte auf dem Seeweg via Kap Horn zu versorgen. Die ersten tatsächlichen Siedlungen sind religiös motiviert - es sind Missionare die sich in Oregon's Willamette Tal niederlassen, um die «wilden» Indianer zur Zivilisation und zum Christentum zu bekehren. Der Missionierungserfolg ist allerdings so bescheiden, dass sich die Missionare bald darauf beschränken, die weissen Trapper und einträufelnden Siedler kirchlich zu betreuen. Auch Johann August Sutter wird sich 1838 in der Willamette Mission von den Strapazen des Oregon Trail erholen.

Die Zahl der emigrationswilligen Siedler steigt stetig; 1843 werden bereits über tausend Menschen gezählt, die in Independence zur «Great Migration» über rund 2000 Meilen nach Oregon aufbrechen. Aus verschiedenen Gründen (vor allem wilde Bodenspekulation und Erschöpfung der Landreserven

durch Verpachtung der letzten Reserven des dem Bundesstaat gehörenden «public land» in Trans-Appalachia, Wirtschaftskrise von 1837, welche die Preise für Landwirtschaftsprodukte auf das tiefste Niveau seit Bestehen der USA drückte; Angst vor dem Wüstencharakter und den wilden Indianern der Prärien; begeisterte Propaganda der ersten Missionare; Ablehnung der Sklaverei) verbreitet sich ein epidemisches Oregon-Fieber. Es entwickelt sich eines der bemerkenswertesten Ereignisse in der epischen Geschichte des amerikanischen Westens. In grosser Zahl machen sich Emigranten auf den über 2000 Meilen langen Weg vom Mississippi nach Oregon. Sie beginnen ihren Treck im Frühling, wenn das neu spriessende Gras wieder Futter für die Tiere liefert, legen pro Tag rund 15 Meilen zurück, die maximale Geschwindigkeit, die mit Ochsenkarren erzielt werden kann, und hoffen, die westlichsten Bergketten vor den ersten Winterstürmen zu überwinden. Von den frühen 1840-er Jahren bis zur Fertigstellung der transkontinentalen Eisenbahnverbindung ziehen rund 50'000 Siedler nach Oregon, und die dortige amerikanische Bevölkerung wächst von einigen hundert auf über 100'000. Das ist eindrücklich viel, wird aber durch die im gleichen Zeitraum zehnfach grössere Zunahme der Einwohner des Staates Iowa um 1.2 Millionen relativiert.

In der gleichen Periode leistet die amerikanische Bundesregierung einen indirekten, jedoch wichtigen Beitrag zur Beschleunigung der Erschliessung des Westens. Das Corps of Topographical Engineers wird 1838 direkt dem Präsidenten und dem Verteidigungsminister (damals «secretary of war») unterstellt und fortan zur wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Erforschung des Westens eingesetzt. Der bekannteste «Engineer» und Forscher ist John Charles Frémont. Dank seiner Heirat mit Jessie, Tochter von Thomas Hart Benton, Senator von Missouri, erhält er Zugang zu den Powerbrokern in Washington und St. Louis. 1843 und 1844 exploriert er Oregon Country und bringt als Ergebnisse unzählige Vermessungsdaten, detaillierte Karten der Landrouten, Fossilien und neue Pflanzen, aber auch präzise Informationen über Wasser- und Brennstoffvorräte, Flächen mit nutzbarem Acker- oder Weideland. Der Expeditionsbericht, von Jessie Frémont zusammengestellt und verfasst, geht also weit über die wissenschaftlichen Zielsetzungen der Expedition hinaus und kümmert sich sehr direkt auch um Anliegen der Emigranten, die in immer grösserer Zahl auf dem Landweg nach Westen strömen. Frémont erhält den Ehrentitel «The Great Pathfinder», schmückt sich aber weitgehend mit fremden Federn, sind es doch

in erster Linie Mountain Men wie Kit Carson und zahlreiche indianische Spurenleser und Führer, die ihm die gangbaren Wege zeigen und ihn intim mit dem Westen vertraut machen. Im Bericht wird allerdings nur Kit Carson gewürdigt; der Beitrag der Indianer wird nicht einmal erwähnt.

Auch der Exodus der Mormonen gehört zur Erschliessung des Westens und ist ein wichtiger Baustein in der Ausdehnung der USA bis zum Pazifik. Ihre Vision von Amerika als «land of promise» verbindet auf kraftvolle Weise biblische Wurzeln mit dem amerikanischen Traum. Die Gemeinschaft der «Heiligen der letzten Tage» wird von Joseph Smith im Hudson-Tal im Norden des Staats New York gegründet. Mit ihrem Selbstverständnis als «ausgewähltes Volk» und ihren utopischen und autokratischen Vorstellungen über den richtigen Weg, die Gesellschaft zu organisieren (die Vielehe ist nur eines der «anstössigen» Elemente) stossen sie überall auf Ablehnung. Der lange Marsch in ihr «land of promise» führt sie über Missouri, dann Illinois, wo Smith 1838 die auf mehr als 15'000 Mitglieder anwachsende Gemeinschaft der «Heiligen der letzten Tage» in Nauvoo, am Mississippi, ansiedelt, 1846 schlussendlich über Nebraska, wo in der Nähe von Omaha überwintert wird, und über die Rocky Mountains an den grossen Salzsee. Salt Lake City wird 1847 als bleibendes Zentrum der Mormonen gegründet. Innert wenigen Jahren wächst die Gemeinschaft wieder auf über 10'000 Mitglieder an und verfolgt ihre Utopie, «die Wüste zu bewässern und zum Blühen zu bringen» (HF, 193).

Unterdessen schwelt der Disput über die definitive Zugehörigkeit des Oregon Country weiter. 1843 geben sich die amerikanischen Siedler im Willamette-Tal erstmals eine Art Regierung und Verfassung. John McLoughlin, Leiter des Zentrums der englischen Hudson's Bay Company (HBC) in Fort Vancouver (am Nordufer des Columbia River, beim heutigen Portland), sichert der provisorischen Regierung Loyalität zu, bleibt aber verantwortlich für die mehreren Hundert ansässigen Engländer. In Anbetracht des schwindenden Potenzials der Pelzjägerei und der steigenden Zahl gut bewaffneter und landgieriger einwandernder Amerikaner, sehen die Direktoren der HBC in London die langfristige Unhaltbarkeit ihrer Positionen ein und entscheiden 1845, ihren Sitz von Fort Vancouver nach Norden zu verlegen, auf Vancouver Island. Er entwickelt sich bis heute zur Stadt Victoria in British Columbia (Kanada).

US-Präsident James K. Polk will die Nordgrenze der USA auf dem Breitengrad 54°40' (d.h. an der Südgrenze zum russischen Alaska) festgelegt wissen. Er ist ein militanter Expansionist und gewinnt die Präsidentschaft unter anderem mit dem Slogan «Fifty-four forty or fight». Trotz seiner populistischen rhetorischen Pfauenräder arrangiert er sich insgeheim freundschaftlich mit England und teilt Oregon Country am 49. Breitengrad. Der US-Kongress ratifiziert 1846 das Abkommen mit England.

Polk will und kann sich nun voll und ganz der Expansion im Südwesten widmen.

## Der Krieg USA - Mexiko: Die Annexion des amerikanischen Südwestens und Westens

Während Jahrzehnten versuchen illegale amerikanische Einwanderer, Texas zu unterwandern. Gleichzeitig unternehmen amerikanische Präsidenten mehrere Anläufe, Texas von Mexiko zu kaufen. Aus Sicht Mexiko's sind beide Ansätze nackter Imperialismus der Gringo's. Die texanische Revolution und Unabhängigkeit bringt nur vorübergehend Ruhe. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarn werden schlechter und schlechter. 1843 warnt der mexikanische Präsident Amerika formell, dass eine allfällige Annexion von Texas gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung wäre.

Im amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf von 1844 wirbt James K. Polk mit dem Ruf nach «Wiederbesetzung von Oregon und Wiederannexion von Texas zum frühestpraktikablen Zeitpunkt». Er wird trotz der zynischen und kriegstreibenden Propaganda gewählt. Der abtretende Präsident Tyler treibt den Kongress noch vor dem Ende seiner Amtsperiode zur Annahme einer Resolution, die Texas den Beitritt in die Union offeriert. Polk profitiert nach seinem Amtsantritt von den vollendeten Tatsachen und lädt Texas formell zum Beitritt ein. Noch vor dem Jahresende 1845 wird Texas als 28. Staat in die USA aufgenommen.

Damit ist eine der Hauptursachen für den epochalen Krieg 1846-1848 zwischen Mexiko und den USA, welcher zur kontinentalen Flurbereinigung in Nordamerikas Westen führen wird, gesetzt. Johann August Sutter wird zum für die USA positiven Ergebnis dieses Kriegs einen wichtigen Beitrag leisten (siehe Kapitel 10).

Sofort nach der Einverleibung von Texas marschieren Truppen beider Parteien in den Grenzregionen auf. Den Amerikanern geht es vordergründig um die Verteidigung der Annexion von Texas, das jetzt aus amerikanischer Sicht einwandfrei zu den USA gehört. In Tat und Wahrheit geht es Polk und seinen expansionistischen Anhängern jedoch weit darüber hinaus, nämlich um die territoriale Ausdehnung bis zum Pazifik. John Slidell, der von Polk als Unterhändler nach Mexico City geschickt wird, tritt mit bewusst provokativen Forderungen auf, die von den mexikanischen Behörden unmöglich erfüllt werden können; die wichtigsten davon sind:

- Zuteilung des sogenannten «Nueces Strip» zu Texas; der Nueces Strip ist die Region zwischen dem Nueces River und dem Rio Grande; diese Gebietsabtretung würde die Grenze zwischen Texas oder den USA um einen rund 100 Meilen breiten Streifen nach Süden verlagern, und zwar vom Golf von Mexiko bis zum Quellgebiet des Rio Grande im heutigen US-Staat Colorado
- käufliche Abtretung von New Mexico und Kalifornien

Während die Anerkennung der Abtretung von Texas noch akzeptabel wäre, sind der Nueces Strip sowie New Mexico und Kalifornien nicht verhandelbar. Slidell kommt wie erwartet mit leeren Händen nach Washington zurück, und mit der Empfehlung «Wir können mit denen nie zurechtkommen, bis wir ihnen eine richtige Tracht Prügel verabreicht haben! (HF, 304)». Polk ist's recht. Im März 1846 befiehlt er eine bunt gemischte «Beobachtungsarmee» unter General Taylor in den Nueces Strip. Die Mexikaner reagieren umgehend, überschreiten den Rio Grande und greifen einen Trupp der amerikanischen Kavallerie an. Sieben US-Soldaten fallen. Polk hat seinen Kriegsgrund. Seinen Antrag an den Kongress, gegen Mexiko in den Krieg zu ziehen, begründet er damit, dass Mexiko in das Territorium der USA eingedrungen sei und auf amerikanischem Boden amerikanisches Blut vergossen habe! Im Mai sanktioniert der Kongress den Krieg.

Zahlreiche prominente Amerikaner lehnen den Krieg ab und sehen die USA selbst als Aggressor. Ulysses S. Grant, erfolgreicher General und US-Präsident 1869-1877, ist in seinen jungen Jahren am Krieg beteiligt, beurteilt ihn aber in späteren Jahren «als einen der ungerechtesten, der je von einer starken gegen eine schwache Nation geführt wurde, als ein klares Beispiel dafür, wie eine Republik das schlechte Beispiel europäischer Monarchien befolgt, indem sie die Gerechtigkeit dem Wunsch nach dem Erwerb zusätzlicher Territorien unterordnet (HF, 205)».

Nach der raschen Eroberung des Nueces Strip und anschliessend der mexikanischen Provinz New Mexico (umfassend die heutigen Staaten New Mexico, Arizona, Utah, Nevada und den südlichen Teil von Colorado) bleibt den USA das letzte und wichtigste Ziel: Kalifornien.

General Kearny wird, nachdem er New Mexico eingeschickt hat, nach Kalifornien beordert. Noch während er

mit seinen Truppen unterwegs zum Pazifik ist und von Süden in Kalifornien einfallen will, rebellieren amerikanische Siedler im zentralen Kalifornien, überfallen den mexikanischen General Vallejo auf dessen Ranch in Sonoma und erklären Kalifornien zur unabhängigen Republik. Kearny schickt, als er davon erfährt, den grössten Teil seiner Armee zurück nach New Mexico und setzt seinen Marsch mit nur etwa 125 Soldaten fort.

Die kalifornischen Rebellen werden dabei von Captain Charles C. Frémont, der sich wieder auf einer als wissenschaftlich verbrämten Expedition in den Westen befindet, unterstützt. Frémont wird zum Anführer der Rebellen gewählt und wählt Sutter's Fort als Hauptquartier. Die Rebellen hissen eine Flagge mit einem Stern (ähnlich dem texanischen «lone star») und einem Bären - was der Rebellion und ihrer Gründung die Namen «Bärenflaggenrebellion» und «Bärenflaggenrepublik» einträgt. Das Bärensymbol ist für die spanischstämmigen Kalifornier eine grobe Provokation, denn für sie ist der Bär (spanisch «oso») ein Viehdieb. Er symbolisiert Piratentum. Die «Yankee osos» sind wilde Horden. Und die Rebellen werden dieser Deutung vollauf gerecht. Sie nehmen nicht nur Vallejo, sondern weitere führende mexikanische Kalifornier gefangen, beleidigen sie, plündern deren Häuser und morden zahlreiche Zivilisten.

Die Bärenflaggenrepublik fällt bereits nach einem Monat wieder auseinander. Inzwischen trifft nämlich in Kalifornien mit der Ankunft eines amerikanischen Kriegsschiffs unter Kommodore John Sloat in der San Francisco Bay die Neuigkeit ein, dass sich die USA und Mexiko im Krieg befinden. Sloat beruhigt die Situation und beendet Frémont's Terrorregime, indem er den mexikanischen Kaliforniern Garantien für den Schutz von Leib und Leben und deren Besitz abgibt. Während nun sogar führende mexikanische Kalifornier sich mit der Idee anfreunden können, dass sich die Provinz von Mexiko lösen sollte, gelingt es Frémont, mit einem wilden Trupp von plündernden Milizen, teilweise unter den Indianern in Sutter's Fort rekrutiert, die Mexikaner so zu erzürnen, dass diese einen wirksamen Guerillawiderstand organisieren und die Gringo's wieder aus Los Angeles und Südkalifornien vertreiben. Sie fügen Kearny, der von dieser Entwicklung nichts wissen kann, auf seinem Weg nach Los Angeles eine schwere Niederlage bei. Erst ein Rettungsvorstoss von Kommodore Stockton, ein Kriegstreiber und rassistischer Feind von allem, was nach Mexiko oder Katholiken riecht, der den kränklichen Sloat abgelöst hat, ermöglicht die Wiedereinnahme des südlichen

Kaliforniens mit Los Angeles. Captain Frémont, der hochmütig die Kapitulation von Los Angeles entgegennimmt, obwohl er nichts damit zu tun hat, kommt später vor ein US-Kriegsgericht und wird unehrenhaft aus der Armee entlassen.

Anfang 1847 sind die USA nun im Besitz von ganz Nordmexiko. Es genügt ihnen nicht. Bei allem Expansionismus wollen sie nicht mit dem Makel leben, das Gebiet einfach gewaltsam an sich genommen zu haben. Sie wollen einen Friedensvertrag, der ihre Eroberungen rechtlich absichert oder legalisiert. Umgekehrt macht die mexikanische Regierung keine Anstalten, auf dieses Ansinnen einzutreten. Ein wüster Rachezug der Amerikaner führt zur Einnahme von Mexico City. Ein mexikanischer Journalist beschreibt die Invasoren als «eine Horde von besoffenen Banditen und Hurensöhnen, von der Hölle ausgekotzt; Monster, die den Naturgesetzen trotzen, ... als schamlose, unverschämt ignorante, zerlumpfte, übelriechende, langbärtige Männer mit Hüten, deren Krempe nach oben geknickt ist, die nichts anderes im Sinn haben, als unsere Reichtümer und unsere wunderschönen Frauen zu stehlen (HF 209)». Der «ugly American» scheint keine Erfindung des 20. Jahrhunderts zu sein.

Am 14. September 1847 ziehen die US Marines ihre Flagge auf dem mexikanischen Nationalpalast auf - eine unglaubliche Erniedrigung für die zutiefst enttäuschten Mexikaner. In Amerika erheben sich Stimmen, ganz Mexiko einzunehmen und den USA einzuverleiben. Vor allem Südstaaten wehren sich dagegen, weil sie befürchten, dass amerikanische Institutionen durch die farbige gemischtrassige farbige Bevölkerung Mexiko's verseucht werden könnte. Aber auch amerikanische Intellektuelle, insbesondere Henry David Thoreau, allerdings aus ganz anderen, moralischen Gründen, lehnen ein solches Ansinnen ab. Die Idee versickert.

Die USA und Mexiko schliessen im Januar 1848 den Friedensvertrag von Guadalupe Hidalgo. Der Vertrag anerkennt die Annexion von Texas und legt den Rio Grande als Grenze fest. Die USA erhalten als Entschädigung für die Kriegskosten New Mexico und Kalifornien. Umgekehrt zahlen die USA an Mexiko 15 Millionen Dollar, sowie 3.75 Millionen Dollar an amerikanische Bürger als Entschädigung für nicht erfüllte Forderungen gegen Mexiko. Die definitive Grenze zwischen Texas und Mexiko wird erst 1853 im sogenannten Gadsen Purchase gezogen; die USA kaufen von Mexiko für weitere 10 Millionen Dollar das Gebiet südlich des



Gila River im heutigen Arizona und New Mexico. Das totale Ausmass der Gebietsabtretungen von Mexiko an die USA übertrifft 2 Millionen km<sup>2</sup> und macht fast die Hälfte des gesamten mexikanischen Staatsgebiets aus.

## Auswirkungen der territorialen Expansion der USA bis zum Pazifik

### AMERIKANISCHER BÜRGERKRIEG (1861-1865)

Der Zwiespalt über die Sklaverei besteht schon vor der Unabhängigkeit der USA. Zunächst kann ein prekäres Gleichgewicht zwischen den Süd- und Nord- oder Yankeestaaten aufrechterhalten werden. Die Südstaaten befürworten, betreiben die Sklaverei; ihre Wirtschaft - vor allem Landwirtschaft - ist mit der Sklaverei aufs Engste verzahnt und von der Sklavenarbeit vollständig abhängig. In den Nord- oder Yankeestaaten kann die Sklaverei nie Fuss fassen; sie wird in den Nordstaaten aus ethischen und politischen Gründen abgelehnt und ist auch gesetzlich verboten. Bei der Gründung neuer Bundesstaaten und deren Aufnahme in die USA wird heftig darum gerungen, dass dieses Gleichgewicht nicht gestört wird. Beispielsweise ist die Aufnahme des Skla-

venstaats Missouri 1821 nur möglich, weil sie mit der ein Jahr zuvor erfolgten Aufnahme von Maine kompensiert wird.

Ein grosser Teil der Politik hofft, dass der mit der territorialen Expansion entfachte Patriotismus den Konflikt über die Sklaverei übertünchen wird. In der Tat setzen sich die Protagonisten des Expansionismus gleichermaßen aus Befürwortern und Gegnern der Sklaverei zusammen. Diese unheilige Allianz bricht jedoch sehr schnell auseinander, als schon in den ersten Monaten des Kriegs gegen Mexiko David Wilmot, demokratischer Kongressvertreter aus Pennsylvania, die Forderung erhebt, dass in allen eroberten Gebieten Sklaverei und Zwangsarbeit verboten werden sollen. Wilmot ist übrigens weder Kriegstreiber noch Abolitionist (Befürworter der Abschaffung der Sklaverei); sein Vorstoss ist durchaus auch rassistisch motiviert; er ist nämlich der Meinung, dass «sich die Negerrasse auf unserem schönen Kontinent schon genug ausgebreitet hat, und dass der Westen den Söhnen der Plackerei der eigenen Rasse und Hautfarbe vorbehalten sein soll» (HF, 219).

Kurzfristig wird der wieder voll entflammte Streit mühsam gekittet. Die Aufnahme von Kalifornien, welches 1850 ohne den Zwischenstatus eines Territoriums direkt als «freier» Staat (in dem die Sklaverei verboten ist) Mitglied der Union wird, kann mit den neu gebildeten Territorien New Mexico und Utah kompensiert werden; in den neuen Territorien wird nämlich die Sklaverei durch die Union nicht eingeschränkt; der Entscheid wird der lokalen Bevölkerung überlassen.

Im Rahmen der ein paar Jahre später aktuellen Organisation der Territorien Kansas und Nebraska bricht der Konflikt erneut aus und kommt nie wieder zur Ruhe. Er eskaliert über zahlreiche mörderische Kleinkriege bis zur Präsidentschaftswahl 1860, in der die Nordstaaten geschlossen Abraham Lincoln zum Sieg verhelfen. Die Südstaaten wissen, dass Lincoln ein erklärter Gegner der Sklaverei ist, sind nicht bereit, die Wahl anzuerkennen und erklären die Sezession.

Insgesamt forciert die Notwendigkeit, die eroberten Gebiete verwaltungstechnisch in Griff zu bekommen, den auch stark emotional geführten Konflikt um die Sklaverei; der territoriale Gewinn beschleunigt die Entwicklung zum Bürgerkrieg.

### STÄRKUNG DER BUNDESREGIERUNG

Der «Erwerb» der Gebiete Oregon, Kalifornien, Texas und des übrigen Südwestens macht aus den USA eine transkontinentale Nation. Das neu erworbene Gebiet macht knapp 50% der gesamten Landfläche der USA aus. Zum Zeitpunkt des Erwerbs ist das riesige Gebiet im Sinne der USA «nicht organisiert». Im Westen muss Land vermessen werden, müssen Verwaltungsstrukturen aufgebaut werden, müssen Recht und Ordnung eingeführt und durchgesetzt werden, müssen Grenzen festgelegt werden, müssen Infrastrukturen (zum Beispiel Eisenbahnen) gebaut werden, «müssen» eingeborene Völker unterworfen werden... In den neuen Gebieten übernimmt die Bundesregierung mangels einer anderen mit entsprechenden Autoritäten ausgestatteten Instanz diese Funktionen und Vollmachten. In den «alten» USA, in denen ein sorgfältig konstruiertes und wachsam gehütetes System bundesstaatliche und nationale Zuständigkeiten austariert, hat die Bundesregierung solche Vollmachten nie gehabt und hätte sie wahrscheinlich nie bekommen.

### SCHICKSAL DER INDIANER

Die ethnische Säuberung der Oststaaten von der indianischen Urbevölkerung und die Zwangsumsiedlung der Indianer in den Westen erfolgten unter der Prämisse, dass die «Great Plains» oder Prärien «auf ewig» den Indianern gehören sollten. Die Umsiedlung erfolgt auf Basis von Verträgen, von der Bundesregierung und den betroffenen Indianervölkern gleichermaßen unterschrieben, die den Indianern das Land zusichern, «solange Gras wächst und Wasser fliesst» (HF, 217). Zwar lassen sich zunächst kaum Siedler in den Prärien nieder. Aber Tausende von Emigranten zertrampeln auf ihrem Weg an den Pazifik das Weideland der Indianer, jagen Büffel und Antilopen, verbrennen das spärliche Holz, Jahr für Jahr. Kaum sind die Gebiete erobert oder annektiert, beginnt die Planung der transkontinentalen Eisenbahn, quer durch Indianergebiet. Das Konzept der Indianerreservate kommt auf. Indianer werden unter Druck gesetzt, Gebietsgrenzen anzuerkennen, ein Ansinnen, das für Nomaden völlig absurd und unverständlich sein muss. Kurz, die geschlossenen Verträge sind nichts wert.

Eine der traurigen Auswirkungen der Eroberung des Westens ist die beschleunigte und beinahe totale Ausrottung der Indianervölker und die Zerstörung ihrer Kultur.

▼ Karl Bodmer, Büffel-Jagd, Denkmäler für den fast ausgerotteten König der Prärie

Bison Wounded in a Hunt; Plate 281

Dead Bison on the Prairie; Plate 282



Der Untergang der Indianervölker wird massgeblich durch die nahezu vollständige Ausrottung der Büffelherden der Prärien zwischen Rocky Mountains und Mississippi beschleunigt und letztlich besiegelt. Es sind nicht nur die weissen Eindringlinge, die den Büffeln den Garaus machen. Auch Indianer beteiligen sich an den sinn- und masslosen Schlächtereien und damit an der Zerstörung ihrer eigenen Lebensgrundlagen. Sie erliegen den Verlockungen des «weissen Mannes»: er zahlt für die Büffelhäute in einer unwiderstehlichen Währung aus Macht, Status und Bequemlichkeit: Feuerwaffen, Feuerwasser und Erleichterungen für den Alltag (Kochgeschirr, Decken, Schmuck und Tand).

### Die Übernahme von Alaska

Der dänische Seefahrer Vitus Bering entdeckt 1724 im Auftrag des russischen Zaren Peter dem Grossen, dass Russland und Amerika durch die nach ihm benannte Beringstrasse getrennt sind. In weiteren Reisen in die Arktis sichtet er 1741 auch Alaska, kurz bevor ihn Stürme und Krankheit zwingen, umzukehren. Er havariert sein Schiff und stirbt auf der Bering-Insel im südwestlichen Teil der Bering-See. Dank Bering also wissen die Russen um den Reichtum der Beringsee und der Küstengewässer vor Alaska an Seeottern und Walen.

Der Name Alaska wird auf ein aläutisches Wort zurückgeführt und bedeutet «Grosses Land».

Unabhängig operierende russische Seefahrer und Abenteurer folgen Bering und machen die von ihm entdeckte See um und vor Alaska zum bevorzugten Jagdgrund für Felle und Tran. Sie behandeln Natur und Urbevölkerung mit ebenso brutalen Methoden wie alle anderen kolonialen Mächte in Nordamerika. Das Volk der Aläuten wird praktisch versklavt. Die Männer werden gezwungen, für die Russen zu jagen; Frauen werden sexuell missbraucht. Zaghafte Revolten des militärisch völlig unerfahrenen Volkes werden grausam unterdrückt und gerächt. Emissäre des Zaren errichten 1792 auf Kodiak Island die erste feste russische Siedlung. Zur besseren Organisation und Kontrolle der Jagd wird 1799 mit Genehmigung des Zaren die Russian-American Fur Company etabliert. Das von ihr ausgebeutete Territorium erhält den selbstsprechenden Namen Russisch Amerika. Der Sitz der Russian-American Fur Company wird im 19. Jahrhundert, zur besseren Abwehr der kolonialen Konkurrenz aus dem Süden, weiter südlich nach Sitka verlegt.

Zur Versorgung der Angehörigen der kolonialen Verwaltung werden logistische Stützpunkte entlang der Pazifikküste bis weit in den nicht mehr zu Russisch Amerika gehörenden Süden angelegt. Die Stützpunkte dienen der Viehzucht und Fleischproduktion sowie dem Anbau von Getreide und Gemüse, die mit den landwirtschaftlichen Technologien des 18. und 19. Jahrhunderts im arktischen Klima von Alaska nicht kultiviert werden können. Der südlichste dieser Stützpunkte ist Fort Ross, etwa 150km nördlich von San Francisco. Fort Ross wird für Johann August Sutter zu einem äusserst kritischen Prüfstein werden (siehe Kapitel 10, «Neu-Helvetien bis zum Goldrausch - 1839 - 1849, Aufbau und Blütezeit»).

Die Russen sind in Alaska primär nur an Pelzen interessiert. Sie zapfen zwar in kleinem Umfang auch die Holzvorräte an, bauen etwas Kohle ab, und sie machen sogar ein Geschäft daraus, alaskanisches Gletschereis an Luxushotels in San Francisco zu verkaufen. Sie beuten die Meere um Alaska so «erfolgreich» aus, dass ab Mitte des 19. Jahrhunderts Seeotter und Wale praktisch ausgefischt sind. Die Jagd lohnt sich kaum mehr; der Zar verliert das Interesse an der fernen Kolonie, die kolonialen Einrichtungen beginnen zu verlottern.

Umgekehrt ist für die USA Alaska, also Russisch Amerika, neben Kanada der einzige Fremdkörper auf ihrem Kontinent. Und der Zar braucht Geld.

Weitsichtige Amerikaner sehen in Alaska nicht nur abschätzig einen Kühlschranks, sondern eher einen Ressourcen-Speicher, in dem unermesslich grosse Vorräte an Holz (Pinien und Fichten), Fischen, Pelzen und Bodenschätzen, in erster Linie Kohle, Kupfer, vielleicht auch Eisen, Silber, Blei und Gold gelagert sind. Es gelingt dem amerikanischen Aussenminister William Henry Seward 1867, das amerikanische Interesse an Alaska mit dem russischen Bedarf an Kapital auf einen Nenner zu bringen. Für den aus heutiger Sicht lächerlich geringen Betrag von 7.2 Millionen Dollar kauft Amerika von Russland Alaska, ein praktisch menschenleeres Gebiet von über 1.5 Millionen km<sup>2</sup>.

Mit dem Erwerb von Alaska ist die territoriale Arrondierung der USA auf dem nordamerikanischen Kontinent abgeschlossen.

Amerika hat seinen Speicher, der sich später als fantastischer Goldesel und riesiges Ölfass entpuppen wird, und als Magnet, der zunächst Trapper, Fischer, Holzfäller, dann im Kalten Krieg strategisch wichtige militärische

▼ Politische Landkarte Nordamerikas nach dem Kauf von Alaska durch die USA, 1867



Stützpunkte und neuerdings Basen für «Star Wars» sowie jährlich Millionen von zahlungskräftigen Touristen anzieht.

Und der Zar hat das Kapital, das er dringend benötigt, um seinem Land die ersten kapitalistischen Industrialisierungsschübe zu geben, und um die Oppositionskräfte, die während des ganzen 19. Jahrhunderts immer wieder die Abschaffung des autokratischen Zarenregimes betreiben, gnadenlos zu unterdrücken.

Eine mehr als fragwürdige «win-win»-Situation!

Aber auch eine groteske Ironie der Geschichte: Einerseits verlängert die amerikanische Finanzspritze die sich anbahnende Agonie des Zarenregimes. Sie trägt dadurch zur Verschärfung der politischen und sozialen Spannungen in Russland bei, zur Tiefe des Grabens zwischen Absolutismus und Streben nach Freiheit und Demokratie, und damit auch zur Abruptheit der durch

die russische Revolution verursachten Diskontinuität und letztlich zum Entstehen des «Reichs des Bösen». Andererseits bringt sie Amerika als Gegengeschäft das Land, von dem aus das «Reich des Bösen» mit Raketenbasen, Abhöreinrichtungen und Flugplätzen für Langstreckenbomben in Schach gehalten, bekämpft und potenziell vernichtet werden kann. Es ist - leider - weder das erste noch das letzte Mal, dass die USA den Feind, den sie später tatkräftig und mutig bekämpfen, zunächst selber aufbauen.

# SUTTER'S JUGEND, HEIRAT, ERSTE PLEITE UND DIE FLUCHT AUS DER SCHWEIZ - 1803 - 1834

Der Familienname «Sutter» wird ursprünglich «Suter» geschrieben; das zweite «t» erscheint zwar bereits in Johann August Sutter's Jugendjahren sporadisch, wird jedoch erst viel später, mit der Amerikanisierung des Namens, definitiv hinzugefügt. Ausser bei direkten Bezügen auf die Baselbieterische Herkunft und Geschichte der Familie wird hier konsequent die Version «Sutter» verwendet.

Der alemannische Name «Suter» (in anderen deutschen Dialekten «Sauter») ist einer der ältesten Familiennamen, der den Beruf ihres Trägers verrät. «Suter» stammt vom lateinischen «sutor» - Flickschuster; der Name ist Indiz für den niederen sozialen Stand der Familie, die den Namen trägt. Auch die Vorfahren Johann August Suter's sind ursprünglich Flickschuster. Sie sind seit dem 16. Jahrhundert in Rünenberg nachgewiesen und tauchen erstmals 1559 im Taufregister ihrer Pfarrgemeinde (Kilchberg) auf.



Während Generationen sind die Suter's einfache Bauern. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wandern erste Suter's nach Basel aus. Ein Johann Suter findet Arbeit in einer Papiermühle und steigt zum Vorarbeiter auf. Er ist der erste der bäuerlichen Suter's, der eine Tätigkeit im aufkommenden industriellen Sektor aufnimmt. Im

Taufregister von Kilchberg erscheint jetzt regelmässig die Bezeichnung «Suter, Papierer».

Der Vater von Johann August, Johann Jakob Suter (der Jüngere), wird 1776, im Jahr der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, in Basel geboren. Man kann, ohne abergläubisch zu sein, in diesem Zufall durchaus ein Omen für die später herausragende Bedeutung Amerikas für die Familie Sutter sehen. Er heiratet im August 1801 Christine Wilhelmine, Tochter des Pfarrers Johann Adolf Stober von Grenzach (rund fünf Kilometer östlich von Basel, in der Markgrafschaft Baden, d.h. im heutigen Deutschland).



**JAMES PETER ZOLLINGER:***Das Verhältnis des Kantons Basel-Landschaft  
zur Stadt Basel um 1830*

**James Peter Zollinger**, der bedeutendste Biograf Sutter's, macht in seiner Publikation «Johann Augustus Sutter's European Background» einige amüsante und freundeidgenössisch spitz kommentare zum Verhältnis Stadt-Land, zum Basler Teig, und generell zu den politisch-sozialen Verhältnissen in der Region Basel nach dem Zusammenbruch des Ancien Régime:

Der heutige Kanton Basel-Landschaft ist bis 1833, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung während Napoleon's Besetzungsregime, Untertanengebiet der Stadt Basel. Die Mehrheit der Bevölkerung ist bäuerlich und «dem kleinlichen Regiment des rasch verknöchernenden Patriziats der Stadt Basel unterworfen. Sie haben keine Rechte, ausser dass sie Steuern, Zehnten und Hypothekarzinsen zahlen dürfen. Ihr Leben besteht darin, alles Menschenmögliche zu tun, damit ihre städtischen Oberherren fett, reich, sklerotisch und ätzend geistreich werden und sich immer mehr davon überzeugen können, dass sie Herrscher von Gottes Gnaden sind (Zeur, 7)».

«Es darf nicht vergessen werden, dass alle bürgerlichen Freiheiten und jeder soziale Fortschritt, den Napoleon Bonaparte mit

seinen französischen Truppen nach Zentraleuropa brachte, durch den Wiener Kongress 1814/1815 wieder skrupellos erstickt wurden. Auch in der Schweiz herrschte die Reaktion, und von allen Schweizer Städten war Basel die reaktionärste. ... Die Handelsfreiheit, eingeführt durch die revolutionären französischen Armeen, wurde wieder abgeschafft. Als Sutter in die weite Welt hinausging, um die Geschäftswelt kennen zu lernen, waren überall die Reaktionäre auf ihrem Höhepunkt. Jedes halbwegs profitable Handwerk, alle lukrativen Handelstätigkeiten und Berufe waren für die oberen Schichten der herrschenden Städte und deren eingeborene Bürger reserviert. In Basel waren künstlerische Berufe und einige wenige Lehrstühle an der Universität die einzigen Ausnahmen von diesen Bürgerprivilegien. Die Stadt war vollauf damit beschäftigt, Geld zu machen, und hatte keine Zeit und Kapazität, Künstler und Wissenschaftler zu produzieren. Die wenigen Ausnahmen (gemeint sind Persönlichkeiten wie Holbein, Böcklin und Euler) waren stets in grosser Eile, den Boden zu verlassen, der gegenüber allem grundlegend feindlich eingestellt war ausser der Mehrung des finanziellen Wohlstands (Zeur, 6)».



Johann Jakob Suter ist, wie auch schon sein Vater, Aufseher und Vorarbeiter der alteingesessenen baslerischen Häussler'schen Papierfabrik in Kandern, ebenfalls in der Markgrafschaft Baden (ca. 20 km nördlich von Basel). Johann August, der spätere «General» Sutter wird im Februar 1803 in Kandern geboren. Bis 1819 verbringt Johann August Sutter seine Kindheit und Jugendzeit in Kandern.

Aus der Kindheit Sutter's existieren keinerlei Zeitzeugnisse.

Alle Schilderungen über einen verhätschelten Pfarrerstochtersohn, der von seiner Mutter die Fähigkeit, mit Menschen umzugehen und Freundschaften zu schliessen, Unterhaltungstalent und die Liebe zu Büchern geerbt haben soll, sind der Phantasie früherer Biografen entsprungen, oder allenfalls plausible Hypothesen, woher die später nachdrücklich demonstrierten Fähigkeiten Sutter's stammen könnten.

erfreute, und über eine gute literarische und militärische Erziehung. Da es auch hierüber keine verbürgten Quellen gibt, und da sich Sutter generell nicht über besondere Wahrheitsliebe oder Bescheidenheit auszeichnet, ist wohl bei dieser Selbstdarstellung im günstigsten Fall von Beschönigung, im wahrscheinlichen Fall von lustvollem Fabulieren, im schlechtesten Fall von reiner Erfindung und Lüge auszugehen.

Im November 1808 wird in Kandern der zweite Sohn der Sutter's, Jakob Friedrich, geboren.

Gelegentliche Versuche, der Familie Sutter zusätzliche Kinder anzudichten (meistens einen Sohn namens Johann Heinrich), entspringen wohl dem Wunsch, an den vermeintlich sagenhaften Reichtum aus Kalifornien heranzukommen; bisher sind alle Versuche als Fälschungen entlarvt.

Gemäss Sutter verbringt er um 1818 rund ein Schuljahr in der französischen Schweiz, mit Sutter'scher Präzision mal in St. Blaise, mal in Neuchâtel.

Die Jugendzeit Sutter's fiel mit der napoleonischen Blütezeit und dem Zusammenbruch des Kaiserreichs Napoleon's zusammen. Die Gegend von Basel war, wegen der einzigen Brücke am Oberrhein, ein Konzentrationspunkt der Truppen aller an den napoleonischen Kriegen beteiligten Armeen.

Ob und wie stark militärische Eindrücke aus dieser Zeit, welche der junge Sutter ohne Zweifel bekommen hat, die Saat für seine späteren militärischen Ambitionen gewesen sein mögen, bleibt der Spekulation der Leser und Leserinnen überlassen.

Sutter selbst hat zwei Versionen seiner Lebenserinnerungen hinterlassen: Um 1856 (Sutter ist dann bereits über fünfzigjährig) zeichnet er die erste Version auf. 1876, vier Jahre vor seinem Tod, diktiert er dem kalifornischen Historiker Herbert Howe Bancroft die zweite. In diesen «Memoiren» berichtet er unter anderem über seine Herkunft aus einer geachteten Familie, die sich materieller Unabhängigkeit

Die Marotte Sutter's, seinen Namen als «Soutter» zu französisieren und damit vornehmer erscheinen zu lassen, seine allerdings keineswegs perfekten Französischkenntnisse, und sein Drang, seine Umgebung immer wieder mit französischen Brocken oder Sprüchen zu beeindrucken, mögen Indizien dafür sein, dass er tatsächlich eines seiner Schuljahre in der Westschweiz verbracht haben könnte, Beweise dafür gibt es keine. Der einzige handfeste Hinweis, dass dieses Französischjahr keine reine Erfindung sein muss, ist ein - im Original leider verlorener - Eintrag (mit Gedicht) Sutter's im Poesiealbum einer Anna Maria Schneider, Tochter des Ochsenwirts von Langenbruck. Der Eintrag ist mit «Jean Auguste Sutter de Kandern dans le grand Duché de Bade, St. Blaise, le 5 Décembre 1818» signiert und datiert. Es fällt auf, dass Sutter seinen Namen mit «tt» unterschreibt. Normalerweise erscheint diese Schreibweise erst nach Sutter's Emigration in die USA. Es bleibt allerdings erstaunlich, dass und wie es zu Beginn des 19. Jahrhunderts für einen Vorarbeiterssohn aus Untertanenstand überhaupt möglich sein soll, ein Schuljahr in einem Internat in der französischsprachigen Schweiz zu verbringen. Ein solcher Lebensabschnitt lässt sich auch kaum mit der tatsächlichen Fortsetzung des Lebenslaufs des jungen Sutter auf einen Nenner bringen, ausser dass Sutter immer wieder, auch bei seiner späteren ersten Anstellung in Burgdorf, sich mit seinen Französischkenntnissen brüsten und davon profitieren kann.

1819 beginnt Sutter eine vierjährige kaufmännische Lehre in der Thurneysen'schen Druckerei und Verlagsbuchhandlung in Basel. Offenbar glauben seine Eltern, oder sein Grossvater, Pfarrer Stober aus Grenzach, dass er zu Höherem berufen ist, als in die Fusstapfen seines Vaters zu treten und als weiterer «Suter, Papierer» in die Annalen einzugehen. Mit der Lehrzeit in einer Welt der Bücher bietet sich Sutter die für einen Vorarbeiterssohn in seiner Zeit einmalige Chance, den geistigen Horizont weit zu öffnen.

1823, am Ende seiner Lehrzeit wird Sutter von Thurneysen nicht als Angestellter übernommen, er verlässt seinen Lehrmeister.

Johann Jakob Weber, ein Mitlehrling Sutter's, bleibt als Angestellter in der Thurneysen'schen Firma und wird später ein bedeutender Verleger (u.a. Verleger der Leipziger Illustrierten Zeitung). Sutter hinterlässt seinem Kollegen den Albumeintrag «Hoffe in Niemand einen Freund zu finden, als wer einen in Dir gefunden hat. Alle wollen dieses Gut besitzen; wenige wollen es bezahlen und dies macht eben, dass Freunde auf Erden solche Wunder sind.» Er beschliesst diese für sein eigenes Leben beinahe prophetischen

Worte mit dem Motto: «Aime, bois et chante» - was perfekt zum französisierten Namen «Soutter» passt. Später, in seinen Lebenserinnerungen, brüstet er sich damit, mit Weber «verassoziert» gewesen zu sein.

Sutter wird Commis in einer Tuchhandlung in Aarburg.

Eine historische Erklärung, warum er unmittelbar nach Abschluss der Lehre sowohl einen Berufs- als auch Ortswechsel vornimmt, existiert nicht. In Sutter's Lebenserinnerungen wird dieser Lebensabschnitt übersprungen, oder bestenfalls beiläufig und oberflächlich behandelt. Die Vermutung, es könnte sich um die erste Station seiner langen Flucht nach vorn handeln, drängt sich mächtig auf. Leider kann nur darüber spekuliert werden, wovor er fliehen könnte.

In Aarburg begegnet Sutter seiner späteren Frau, Annette (oder Anna) Dübeld.

Sutter arbeitet noch 1824 als Commis, d.h. kaufmännischer Angestellter und Verkäufer in Aarburg.

Bald, der Zeitpunkt ist nicht aktenkundig, kehrt Annette Dübeld in ihre Heimatstadt Burgdorf im Kanton Bern zurück, und er folgt ihr nach. Annette ist eine der Töchter der für damalige Verhältnisse wohlhabenden Witwe des Bäckers und Wirts Samuel Dübeld, dessen einträglichen Betrieb am Burgdorfer Stadtplatz die Witwe weiterführt.

Johann August wird zunächst Angestellter in der Spezialehandlung des Salzfaktors Äschlimann. Die Salzfactorie ist ein weit über die Kantons- und Landesgrenzen hinaus aktives Handelshaus und exportiert unter anderem Schweizer Käse. Sutter kann hier seine Französischkenntnisse wohl gut einsetzen.

Er hat als kantonsfremder Zuzüger keinerlei politische oder kaufmännische Rechte, d.h. ohne behördliche Erlaubnis darf er keine selbständige Tätigkeit ausüben.

Sutter und Annette Dübeld heiraten am 24. Oktober 1826 in Burgdorf, nachdem Sutter's Heimatgemeinde Rünenberg die erforderliche Zustimmung erteilt hat.

Am 25. Oktober, also am Tag nach der Heirat, wird das erste Kind der Neuvermählten geboren. Der Sohn erhält die gleichen Vornamen wie sein Vater, d.h. Johann August.

Der Umstand, dass Sutter's Verbindung mit einer angesehenen Burgdorfer Familie mehr die Folge einer Notsituation als einer beiderseits freiwilligen Entscheidung war, hat die streng gesitteten Bürger und Behörden Burgdorfs kaum für den Fremdling eingenommen. Ausserdem deutet Vieles darauf hin, dass die Zwangsheirat - und der Erstgeborene als Anlass zur Zwangsheirat - lebenslang das Verhältnis Sutter's zu seiner Frau immer wieder trüben und insbesondere die Beziehungen zu seinem ältesten Sohn schwer belasten.

1828 erhält Sutter - trotzdem? oder dank Witwe Dübeld's Mittel und Verbindungen? oder dank Sutter's später immer wieder bewiesener Fähigkeit, sich im besten Licht zu präsentieren und «zu verkaufen»? wer weiss? - die behördliche Erlaubnis, ein eigenes Geschäft zu betreiben.

Am 26. August kauft er, mit bei seiner Schwiegermutter gepumptem Kapital, an bester Geschäftslage in Burgdorf ein Haus. Dessen obere Stockwerke bewohnt er mit seiner rasch wachsenden Familie. Im Erdgeschoss eröffnet er die Tuch- und Kurzwarenhandlung «Johann August Sutter & Cie.».

Sutter's Firma kommt auch über die Jahre auf keinen grünen Zweig.

Sutter beweist in seinem späteren Leben, dass er keine kaufmännische Begabung besitzt. Ob das traurige Schicksal seiner ersten kaufmännischen Unternehmung, d.h. seiner Burgdorfer Firma, primär diesem Defizit anzulasten ist, oder den Zeitumständen, ist aus den Akten nicht nachvollziehbar. Zu den einflussstärksten Zeitumständen gehören die 1830 verkündete Handels- und Gewerbefreiheit, welche die Konkurrenzsituation wesentlich verschärft, sowie die für einen «fremdsprachigen» Ortsfremden in dieser Zeit gültige ganz generelle Schwierigkeit, in Sutter's Branche vielleicht sogar Unmöglichkeit, erfolgreich zu wirtschaften.

Die sich anbahnende Pleite ist wahrscheinlich die Folge der Kombination oder Kumulation von Sutter's während seines ganzen Lebens immer wieder überbordender kaufmännischer Inkompetenz mit den vorherrschenden Zeitumständen. Sutter's bereits sichtbare Manie, über seine Verhältnisse zu leben, mehr zu scheinen als zu sein, den zweiten Schritt vor dem ersten zu machen, oder stets zu versuchen, mit Strampeln seine Reichweite zu vergrössern, verstärkt und beschleunigt den Niedergang.

In diese Periode fällt Sutter's schweizerische militärische «Laufbahn», die er später phantasievoll, allerdings primär seinem Wunschdenken, nicht der Wirklichkeit

folgend, blumig ausbaut und verklärt. Sutter in seinen Lebenserinnerungen: «... und ich diente in der Armee bis ich 1834 nach Amerika ging.» Er insistiert, dass er ein Offizier der Schweizer Armee war, und dass er zur gleichen Zeit, als Napoleon III sich als Flüchtling in der Schweiz aufhielt, als Artilleriehauptmann diente.

Dillon (siehe Bibliografie) hat versucht, diesen Mosaikstein in Sutter's Biografie zu klären und hat vom Berner Staatsarchiv (Brief vom 16. Mai 1966) folgende Auskunft erhalten:

«Das bewusste «big mystery» über Johann August Sutter besteht in der Tat nicht mehr, denn in den unten zitierten Protokollbänden des bernischen Kriegsrates des Staatsarchivs und in den gedruckten «Regimentsbüchern» finden sich eindeutige Belege dafür, dass Sutter zwischen 1828 und 1834 als zweiter und sodann als erster Unterlieutenant der Infanterie in der bernischen Reserve (d.h. 2. Heeresklasse - 1. Auszug - 2. Reserve - 3. Landwehr) eingeteilt war. Vor 1828 ist er jedenfalls in Burgdorf auch schon zu Miliz-Trüllübungen herangezogen worden. ...

Am 2. April 1828 teilt der bernische Kriegsrat dem Kommandanten des bernischen Reserve-Infanteriebataillons Nr. 3 mit, seinem Bataillon werde Herr Suter (unterschiedliche Schreibweise Sutter/Suter gemäss zitiertem Schreiben des bernischen Staatsarchives; Anmerkung des Verfassers) von Rüenberg, wohnhaft in Burgdorf, als Kadett, d.h. als Offiziersanwärter, zugeteilt. Die Einberufung Suters zur Instruktion stehe unmittelbar bevor. In der Tat wird Suter darauf unter dem 10. Mai 1828 vom Kriegsrat zur Instruktion aufgeboden. Er sollte sich am 26. Mai um 12 Uhr in der Kaserne Nr. 1 einfinden und dort die weiteren Befehle gewärtigen. Nach Absolvierung des Instruktionkurses wurde Sutter als zweiter Unterlieutenant mit Rang vom 15. Juli 1828 in die erste Zentrums-Kompagnie (Füsilier) des Reserve-Infanterie-Bataillons Nr. 3 eingeteilt. Am 16. März 1831 rückte er zum ersten Unterlieutenant in der 2. Zentrums-Kompagnie des gleichen Bataillons vor.

Nach dem Konkurs (Sommer 1834) erscheint Sutters Name nicht mehr in den Offizierslisten. ».

Es ist erstaunlich, was Sutter's Biografen aus diesen wirklich marginalen militärischen Einsätzen fabrizieren. Dillon's Paraphrase (D, 23) ist jedoch völlig konsistent mit Sutter's eigenen immer wiederkehrenden phantasievollen Ausschmückungen und lautet:

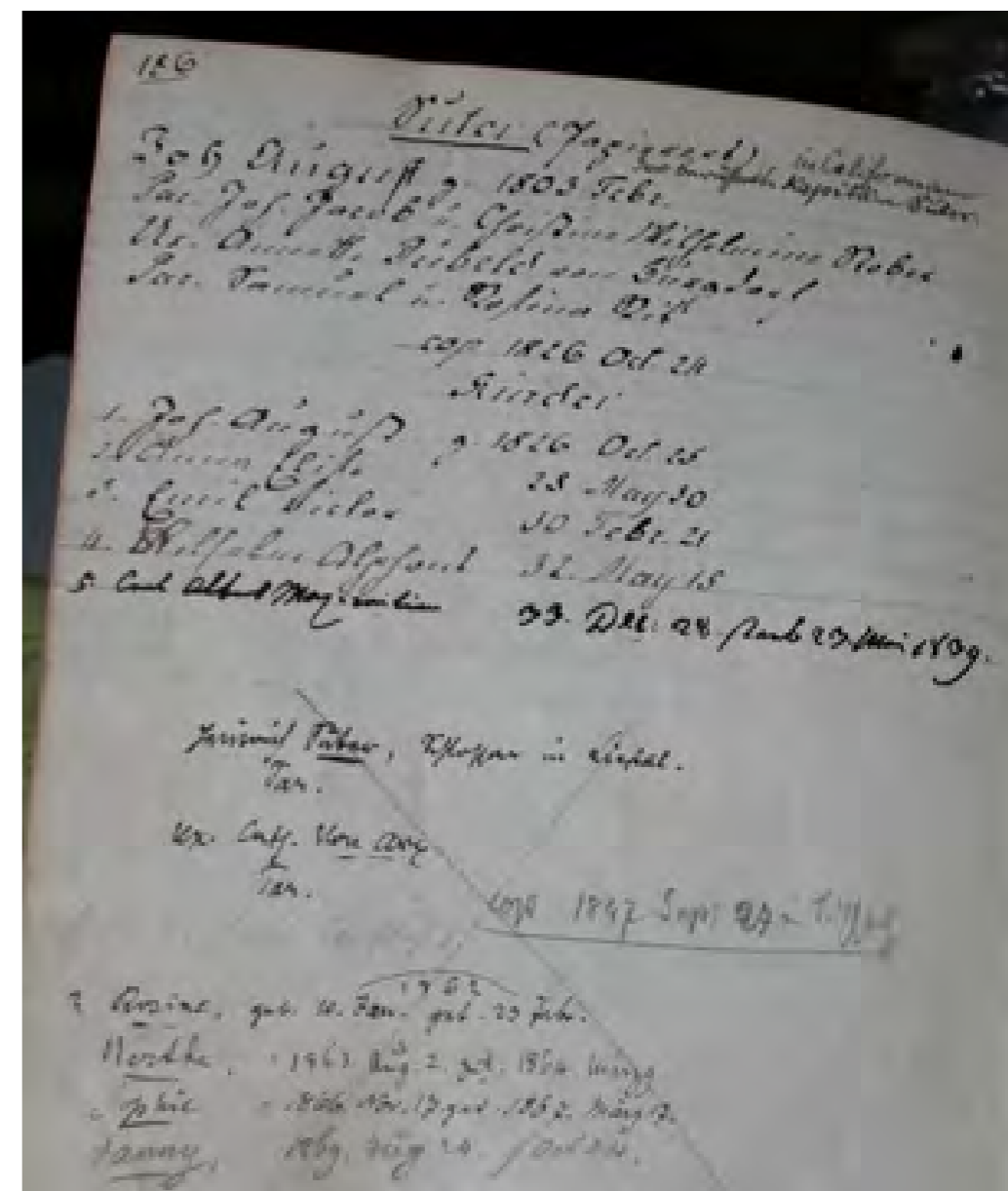
«Perhaps to compensate for his lack of success at business and to forget his swiftly deteriorating marriage, Sutter threw himself into a parttime military career, volunteering for the reserve corps of Berne in 1828. Soldiering, Sutter discovered, was his cup of tea. By July 15, when he completed his course of instruction, he was appointed a second under-lieutenant in the 1st Center Company of the 3rd Battalion of the infantry reserve. On March 16, 1831, Sutter advanced to the rank of first under-lieutenant of the 2nd Center Company of the same battalion. While his military career prospered ... ».

Zugunsten Dillon's mag angenommen werden, dass er - nicht sehr erfolgreich - ironisch oder sarkastisch sein will.

Zollingers Version (Zeur, 9) tönt anders:

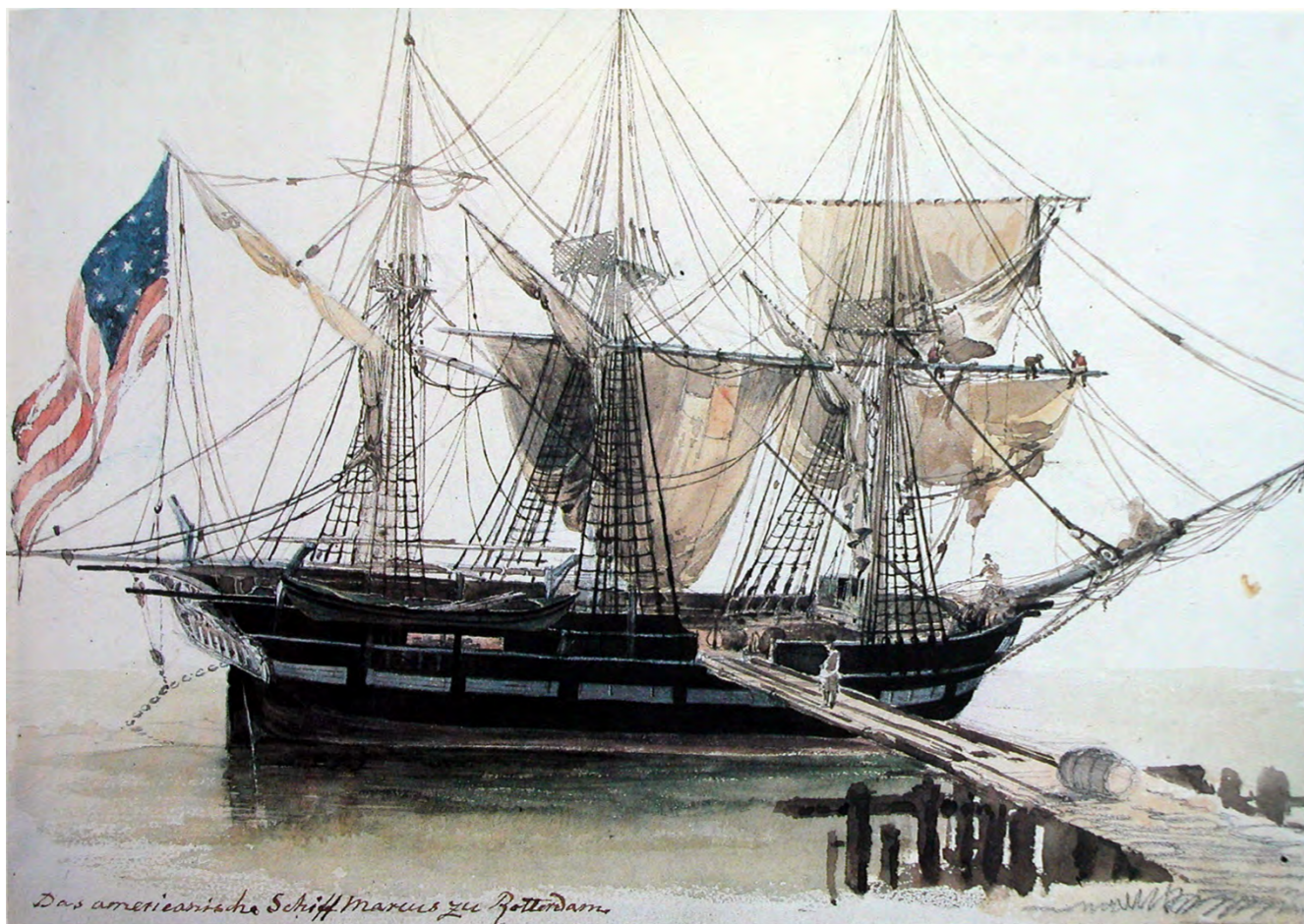
«Tatsache ist, dass in dieser Behauptung des alten Sutter kein Hauch von Wahrheit steckt. Sutter war nie ein Offizier der Schweizer Armee. Sogar eine nur oberflächliche Überprüfung der historischen Gegebenheiten zeigt, dass seine Behauptung einer militärischen Karriere in seinem Heimatland erfunden ist. ... Zu dieser Zeit gab es gar keine Schweizer Armee. ... Und überall in der Schweiz war der Offiziersdienst ein Privileg der Oberklasse. In den 1820-er und 1830-er Jahren waren das die Söhne des Patriziats der dominierenden Städte. Sutter, Arbeitersohn, politisch und gesellschaftlich ein Niemand aus einer unfreien bäuerlichen Gegend, war definitiv nie ein Mitglied dieser Klasse.»

Eine der wenigen Spuren, die Sutter in Burgdorf hinterlässt, findet sich im Besucherverzeichnis des sogenannten «Kaltwasserleist». Der Kaltwasserleist ist eine für die Zeitepoche typische, an sich offene, d.h. jedermann zugängliche Lese- und Diskutiergesellschaft, in der sich jedoch in erster Linie regelmässig lokale Geschäftsleute und bessergestellte Bürger treffen. Den Namen erhält



die Gesellschaft von der strikt eingehaltenen Regel, dass ab 20:00 kein Wein mehr, d.h. nur noch kaltes Wasser getrunken wird. Sutter's Name taucht im Besucherverzeichnis zum ersten Mal am 1. Oktober 1824 auf. Dies deutet darauf hin, dass er sehr bald nach seinem Umzug nach Burgdorf den Versuch unternimmt, Zugang zum Milieu, aus dem seine zukünftige Frau stammt, zu finden. Sutter's regelmässige Teilnahme an den Treffen des Kaltwasserleist bestätigt überdies sein reges Interesse am politischen und kulturellen Zeitgeschehen. 1831 erscheint Sutter's Name mehrmals als Gastgeber einer Gruppe von Kollegen aus «seinem» Infanterie-Bataillon. Die Namen seiner Gäste finden sich auch in den einschlägigen Regimentsbüchern wieder. Offenbar hat schon im frühen 19. Jahrhundert das Militär durchaus auch geselligen Charakter.

▼ Karl Bodmer, The American Ship Marcus in Rotterdam; Plate 1; Beispiel für die Schiffe der «noch christlichen» Seefahrt, auf denen um 1830 die europäischen Auswanderer den Atlantik überquerten



Die Beziehung zwischen Sutter und seiner Schwiegermutter wird durch eine weitere familiäre Verbindung der Familien Dübeld und Sutter zusätzlich belastet. 1831 heiratet Sutter's einziger jüngerer Bruder Jakob Friedrich Marie Sophie, eine weitere Tochter der Witwe Dübeld. Die Ehe kriselt von Anfang an und wird - kinderlos - 1833 wieder aufgelöst. Sutter's Bruder, offenbar ein Taugenichts, zieht nach Genf, säuft sich beinahe zu Tode, wird mittellos und in seine Heimatgemeinde Rünenberg abgeschoben, wo er der Gemeinde bis zu seinem Tod 1844 als Unterstützungsfall zur Last fällt.

Sutter's Geschäft kriselt weiter vor sich hin. Der Geschäftspartner, Benedikt Seelhofer, ein unzuverlässiger junger Mann, ist nicht nur keine grosse Stütze, sondern betrügt Sutter, indem er 1832 mit einem grossen Teil des Firmen-eigenen Warenlagers verschwindet. Kurz darauf stirbt Seelhofer und hinterlässt seinem Teilhaber nichts als die gemeinsamen Schulden.

Im gleichen Jahr muss Sutter's Firma mit ihren Gläubigern ein Schuldenabkommen (Konkursverfahren) treffen. Die Schuldner akzeptieren eine Quote von 25% ihrer Guthaben.

1834 versinkt Sutter's Firma zunehmend im Schuldenumpf. Er wird gezwungen, sein Haus für 11'000 Franken an seine Schwiegermutter, ohne deren Kredit er das Haus nie hätte erwerben können, zu verkaufen, um mit dem Erlös noch drückendere Schulden zurückzuzahlen.

*Es versteht sich fast von selbst, dass er nicht in der Lage sein wird, die Miete für die weitere Nutzung des Hauses zu bezahlen.*

Sutter's Schwiegermutter, die Witwe Dübeld, bekommt endgültig genug von der Verbindung mit der Familie Sutter, insbesondere von der finanziellen Lotterwirtschaft ihres Schwiegersohns; sie beendet ihre direkte und indirekte finanzielle Unterstützung und verkauft Sutter's Wohn- und Geschäftshaus.

*Sutter hat jetzt nur zwei Wahlmöglichkeiten: Flucht oder Schuldengefängnis. Er entscheidet sich für die Flucht.*

Im Mai 1834 verschafft er sich von seiner Heimatgemeinde unter ungeklärten Umständen einen Pass und verschwindet unter Mitnahme einer unbekannt Sum-

Martin Birmann, 1828-1890 ▼

me an flüssigen Mitteln sowie seiner Kleider und Bücher (jedenfalls wurden bei der Konkursinventur keine gefunden) via Le Havre in Richtung Amerika.

Er hinterlässt Frau und fünf kleine Kinder sowie Schulden von etwas über 51'000 Franken, denen nur Guthaben von 15'000 Franken gegenüberstehen. Kurz nach seinem Verschwinden, allerdings zu spät, wird er steckbrieflich ausgeschrieben und gesucht.

*Es ist anzunehmen, dass Sutter einen Teil der hinterlassenen Schulden in Form von flüssigen Mitteln mit auf die Reise nimmt. Er muss ja laufend seinen Lebensunterhalt bestreiten und nicht unerhebliche Reisekosten zahlen. Vieles deutet darauf hin, dass er seine Flucht nach Amerika nicht unvorbereitet antritt. Jedenfalls reist er zielstrebig nach New York und nach nur sehr kurzem Aufenthalt weiter bis zu den Grenzen der damaligen besiedelten USA, nach Missouri (siehe auch Kapitel 6 «Sutter in Missouri - 1834 - 1838»). Das kurz zuvor in Deutschland erschienene und 1832 in St. Gallen durch die schweizerische Auswanderungsgesellschaft nachgedruckte Buch Gottfried Duden's «Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri (in den Jahren 1824, 25, 26 und 1827), in Bezug auf Auswanderung und Übervölkerung» ist in diesen Jahren unter lesekundigen deutschsprachigen Europäern, welche aus wirtschaftlichen, sozialen oder politischen Gründen mit ihrem Leben unzufrieden sind und an Auswandern denken, ein Bestseller, und wahrscheinlich auch Sutter bekannt. Jedenfalls begründet das Buch die magnetische Anziehungskraft, welche Missouri auf deutschsprachige Einwanderer in die USA, und damit wohl auch auf Sutter, ausübt.*

Die Witwe Dübeld stirbt rund sechs Monate nach Sutter's Flucht und hinterlässt ein stattliches Erbe von rund 25'000 Franken.

Sutter's Frau Annette wird mit ihren fünf Kindern trotzdem «armengenössig», denn ihr Erbanteil wird gegen die Schulden ihres Mannes verpfändet. Sie lebt

bei ihren Grosseltern, ist von der Unterstützung ihrer Schwestern abhängig und darauf angewiesen, selbst einem kümmerlichen Verdienst nachzugehen. Seitens der Behörden ihres Heimatkantons Basel-Landschaft wird die Familie Sutter von Armeninspektor Martin Birmann betreut.

## Wer war Martin Birmann?

**Martin Birmann**, 1828 in Sutter's Heimatgemeinde Rünenberg als Martin Grieder in ärmsten Verhältnissen geboren, wird 1853 von der reichen Baslerin Frau Birmann-Vischer adoptiert.

Seine überdurchschnittliche Intelligenz wird bei ihm schon als Kind erkannt, worauf er von Gönnern gefördert und in Basel und Göttingen Pädagogie und Theologie studieren kann.

1852 wird er in Liestal als Pfarrer ordiniert. Zeitlebens steht für ihn jedoch nicht pastorale Tätigkeit, sondern die Verbesserung der sozialen Verhältnisse in seinem Heimatkanton im Zentrum seiner Interessen. Auch als Dankbarkeit für die Förderung, die ihm in seiner Jugend geschenkt wurde, gründet er mit privaten Mitteln einen Armen Erziehungsverein und ein Erziehungsheim für verwahrloste Knaben.

Er wird unbezahlter Armeninspektor seines Heimatkantons und nimmt sich der ärmsten Kinder persönlich an. Auch in seinen politischen Ämtern stehen soziale Fragen im Mittelpunkt.

Während insgesamt über 30 Jahren ist er Landrat (Parlamentarier) seines Kantons, von 1869-1890 vertritt er diesen im Ständerat.

Er kümmert sich persönlich intensiv um die von Johann August Sutter nach der überstürzten Flucht in die USA zurückgelassene Frau und deren fünf Kinder bis zu deren Übersiedlung nach Kalifornien und hält auch danach den Kontakt aufrecht.

Um 1868 verfasst er die erste Sutter-Biografie (Gute Schriften Basel, Heft 73), die naturgemäss nur Sutter's Leben bis zur 1866 erfolgten Übersiedlung nach Washington beschreiben kann. Mit dieser schwärmerischen und am Prinzip «alle ändern sind am Unglück Sutter's schuld» orientierten Darstellung begründet Birmann wohl die Art Sutter-Geschichtsschreibung, die ein halbes Jahrhundert später von Exponenten wie Blaise Cendrars oder Stefan Zweig auf die Spitze getrieben wird.

Die Wertschätzung, die Martin Birmann schon zu Lebzeiten von seinen Landsleuten entgegengebracht wurde, lebt noch heute im Martin Birmann Spital im Kantonshauptort Liestal weiter.



bei ihren Grosseltern, ist von der Unterstützung ihrer Schwestern abhängig und darauf angewiesen, selbst einem kümmerlichen Verdienst nachzugehen. Seitens der Behörden ihres Heimatkantons Basel-Landschaft wird die Familie Sutter von Armeninspektor Martin Birmann betreut.

*Diese unrühmliche Periode in Sutter's Leben wird von Sutter selbst vollständig verdrängt und totgeschwiegen; sie wird in seinen eigenen Lebenserinnerungen oder in anderen Lebenszeugnissen (Briefe, von Drittpersonen überlieferte mündliche Berichte, etc.) mit keinem Wort erwähnt. In der noch erhaltenen Korrespondenz Sutter's mit seiner Familie findet sich kein Ausdruck des Bedauerns oder der Entschuldigung für sein schäbiges Verhalten. Die Ereignisse sind für Sutter wie ausgelöscht.*

*Die Art und Weise, wie sich Sutter in den Konkurs hineinwirtschaftet, seine Familie ruiniert und Hals über Kopf, ohne Blick zurück im Stich lässt, entspricht in jeder Hinsicht seinem Lebensprogramm «Flucht nach vorn».*

# ST. LOUIS UND DER SANTA FE TRADE - MAGNET FÜR DEUTSCHSPRACHIGE EINWANDERER

## St. Louis, von der Gründung bis zur Ankunft Sutter's

Das Mississippi-Tal gehört bereits im frühen 18. Jahrhundert zwei Herren. Die englischen Kolonien Georgia, Süd- und Nordcarolina, Virginia und Pennsylvania dehnen sich von der atlantischen Ostküste bis zum Mississippi aus. Trotzdem entstehen östlich vom Mississippi, unter anderem im heutigen Illinois, zahlreiche französische Trapper-Siedlungen. Westlich vom Mississippi, bis zur atlantisch-pazifischen Wasserscheide der Rocky Mountains, liegt das französisch beanspruchte Louisiana, das zusammen mit Neu-Frankreich (das Territorium, das sich von der Atlantikküste, entlang dem St. Lawrence-Strom und den Grossen Seen, bis ins heutige kanadische Kernland erstreckt) eine halbmondförmige Klammer um die englischen Kolonien an der Ostküste Amerikas bildet. Der 1759 militärisch erkämpfte und im Frieden von Paris 1763 (siehe Kapitel 3) besiegelte Gewinn der Gebiete von Neu-Frankreich sowie aller französischen Siedlungen auf der Mississippi-Ostseite durch England und die Pro-forma-Abtretung von Louisiana durch Frankreich an Spanien erhöhen den Druck englischer Siedler auf die fruchtbaren Gebiete am und westlich vom Mississippi.

Das nach wie vor frankophone und durch Generationen von lokal geborenen Franzosen (und Mischlingen) dominierte New Orleans versucht mit allen Mitteln, seine Vormachtstellung im sagenhaft gewinnträchtigen Pelzhandel im gesamten umstrittenen Gebiet zu halten und auszubauen. 1763 gewährt der neue französische Gouverneur von Louisiana einem Gilbert Antoine Maxent ein sechsjähriges Monopol für das Handelsgeschäft von der Mississippi-Mündung bis zum Des Moines River hoch im Norden. Pierre de Laclède Ligest, ein Freund Maxent's, 1755 als 26-jähriger Abenteurer frisch aus Frankreich eingetroffen und dank Unternehmungslust, Geschäftssinn und intuitiv gekonntem Umgang mit Trappern und Indianerstämmen rasch erfolgreicher Kaufmann, übernimmt die Umsetzung des ambitionierten Projekts.

Zusätzlich zur Abenteuerlust und kaufmännischen Herausforderung bewegen ihn auch tiefe persönliche Motive, das Mandat anzunehmen. Kurz nach seiner Ankunft in New Orleans beginnt er nämlich eine lebenslange Liaison mit Thérèse Bourgeois Chouteau, die, zusammen mit dem jungen Sohn Auguste von ihrem Mann René Auguste Chouteau, der sang- und klanglos nach Frank-

◀ Gateway Arch in St. Louis, Eero Saarinen, 1965 postum fertig gestelltes Denkmal für die Männer und Frauen, deren Wagemut, Beharrlichkeit, Leidensvermögen und Neugier die Erschliessung des amerikanischen Westens ermöglicht hat

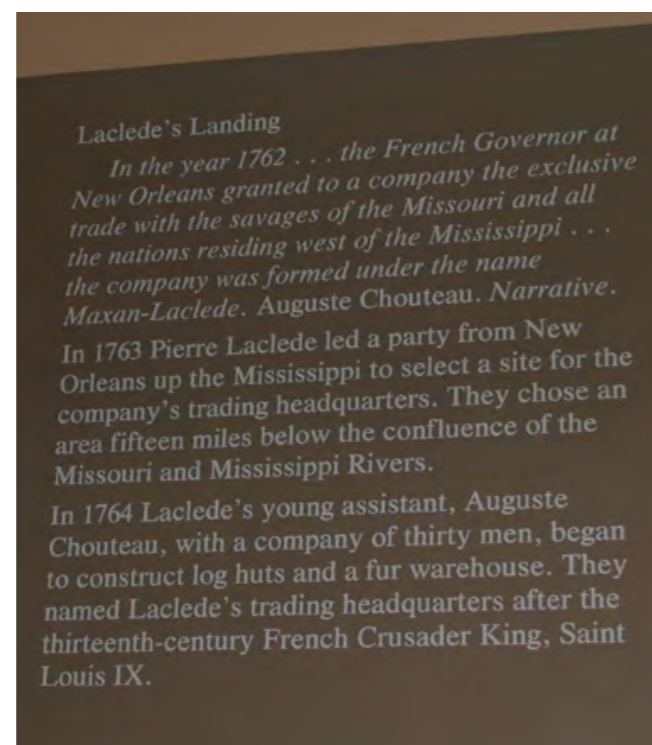
reich zurückgekehrt ist, schändlich verlassen wurde. Der Liaison entspringen kurz nacheinander vier Kinder, die, weil die Ehe zwischen Thérèse und Chouteau nach wie vor besteht, als dessen legitime Kinder registriert werden. Trotz der sprichwörtlich laxen Moral von New Orleans werden Thérèse und Laclède gesellschaftlich diskriminiert. Eine Scheidung ist weder von der Kirche noch vom Staat zugelassen. Zusätzlich leiden sie unter der Furcht, dass Chouteau zurückkehren und ihre Liebe zerstören könnte. Sie beschliessen, die Offerte Maxent's auch als Gelegenheit zu nutzen, ihr gemeinsames Leben in der nördlichen Wildnis von Illinois, weit weg von New Orleans, fortzuführen und so das Joch der gesellschaftlichen Ächtung abzuschütteln. Thérèse kann Laclède allerdings nicht schon bei seiner ersten Fahrt flussaufwärts begleiten, da sie gerade mit dem vierten gemeinsamen Kind, das auf kommendes Frühjahr erwartet wird, schwanger ist. So wird vereinbart, dass sie mit den vier gemeinsamen Kindern so bald wie möglich nach Errichtung eines neuen Handelspostens zu ihm stossen wird. Thérèse' ältester Sohn Auguste, dessen tatsächlicher Vater noch Chouteau ist, gerade erst vierzehnjährig, begleitet Laclède als kaufmännischer Gehilfe.

Entlang dem Mississippi bestehen bereits wenige, weit verstreute Handelsposten, ein paar Missionsstationen und Trapper-Siedlungen. Laclède will deshalb, um Maxent's Monopol zur Geltung zu verhelfen, einen neuen Handelsposten errichten. Der Mississippi wird bereits in dieser Periode gerne als natürliche Wasserstrasse verwendet. Allerdings gibt es nur schwere hölzerne Ruderboote, für die Anforderungen der Flussschifffahrt speziell flach und für die schwere Fracht besonders breit gebaut. Die Fahrt flussaufwärts ist eine grausame Schinderei. Entweder müssen die schweren Holzboote gegen die Strömung gerudert oder mittels Schifferstangen gestachelt werden; bei sehr starker Strömung müssen sie vom Land aus mit Seilen gezogen werden. Dies ist in Anbetracht des unwegsamen Terrains, der teilweise steilen Uferbänke und der zahlreichen Nebenflüsse eine herkulische Aufgabe. Sandbänke und angeschwemmte Baumstämme sind auf der ganzen Fahrt lästige und gefährliche Hindernisse.

Laclède's Expedition bricht im August 1763 von New Orleans auf, um etwa 1000km flussaufwärts eine geeignete Stelle für einen Handelsposten und für eine ungestörte gedeihliche Zukunft der Laclède-Bourgeois Chouteau-Familie zu finden. Um diese Zeit ist der Wasserstand des Flusses normalerweise so tief, dass Sandbänke und entwurzelte Bäume mindestens teilwei-

se sichtbar sind. Der «patron», also Pierre de Laclède, sitzt oder steht den ganzen Tag voller Konzentration im Bug des Bootes und dirigiert die Mannschaft in die günstigste Fahrinne, um Hindernisse in möglichst sicherem Abstand zu umgehen. Nur selten ist der Fluss so offen und übersichtlich, dass zur Entlastung der Mannschaft Segel gehisst werden können. Pro Tag werden im besten Fall 15-20 Meilen zurückgelegt, häufig sind es bloss fünf oder noch weniger. Pausen gibt es nur für ein kurzes und karges Mittagessen von gepökeltm Schweinefleisch und für das Nachtlager, das entweder am sandigen, mückenverseuchten und von stickiger Luft naher Sümpfe umhüllten Ufer oder auf inselähnlichen Sandbänken aufgeschlagen wird.

Gelegentlich begegnet die Expedition Indianern, die entweder vom Ufer aus oder von ihren lautlos vorbeigleitenden Kanus (ausgehöhlte Baumstämme) aus neugierig beobachten, was die Fremdlinge vorhaben könnten. Die Indianer sind überwiegend freundlich. Ab und zu mögen sie sich abends ans Lagerfeuer der Expedition hinsetzen, um Neuigkeiten auszutauschen. Noch seltener sind weisse Trapper anzutreffen, entweder auf isolierten Siedlungen am Flussufer, oder auf ihren Booten, mit denen sie ihre Fänge der letzten Saison marktwärts bringen.



Laclède bezieht mit seiner Truppe Winterquartier im Fort de Chartres, eine pathetisch nutzlose gemauerte Festung über dem vom Fluss bereits angeknabberten

▼ Laclède's Landing, Gedenktafel zur 1764 erfolgten Gründung von St. Louis

Karl Bodmer, Prehistoric Indian Mounds opposite St. Louis; Plate 130; Zeugnisse einer prähistorischen Besiedlung der Umgebung von St. Louis ▼

östlichen Steilufer des Mississippi, einige Meilen flussaufwärts von der kleinen Siedlung Ste. Geneviève. Von dort aus sucht er mit dem jungen Auguste den für seinen Handelsposten geeigneten Standort. Die ursprüngliche Absicht, ihn am Zusammenfluss von Missouri und Mississippi anzulegen, stellt sich als illusorisch heraus, denn das Gelände ist sumpfig, wird bei Hochwasser im Frühjahr regelmässig überflutet, und im feuchten Sommer drohen Fieberseuchen. Etwa zwanzig Meilen flussabwärts finden sie auf der Westseite des Mississippi ein Steilufer, etwa 10-12 Meter hoch über dem Wasserspiegel, das auf einem Felsbett ruht, welches beim tiefen Winterwasserstand weit in den Fluss hinein sichtbar ist. Laclède erkennt, dass dieser Platz, in der Nähe des Zusammenflusses von Mississippi, Missouri und Illinois River für die Beherrschung des oberen Mississippi-Tals von zentraler Bedeutung ist. Er wird darin durch zahlreiche, in der näheren Umgebung angelegte prähistorische Erdwälle bestärkt, die er als Beweis dafür sieht, dass alte Völker sich schon zu Urzeiten hier niedergelassen haben. Er markiert die Stelle und beauftragt den jungen Chouteau, sofort nach Winterende den Platz zu roden und eine Siedlung nach Laclède's Plänen anzulegen. Sein ursprüngliches Mandat, einen Handelsposten anzulegen, hat sich zum Traum gemauert, eine der schönsten Städte Amerikas anzulegen.

Der Winter geht früh zu Ende; bereits im Februar bricht das Eis, die Schifffahrt wird wieder möglich. Chouteau beginnt sofort mit den Rodungs- und Bauarbeiten. Strassen werden markiert und angelegt, ein Marktplatz ist vorgesehen, daneben ein Platz für eine Kirche und natürlich Laclède's Haus. Laclède besucht die Baustelle im April, ist mit dem Fortschritt zufrieden und gibt ihr den Namen St. Louis, zu Ehren des regierenden Louis XV und dessen Namenspatrons Louis IX.

Im Sommer 1764 treffen die ersten Nachrichten über den Frieden von Paris (1763) ein, in dem Frankreich alle Gebiete östlich des Mississippi an England, beziehungsweise dessen amerikanische Kolonien abgetreten hat. So gelingt es Laclède - trotz der im gleichen Frieden vereinbarten Übergabe von Louisiana an Spanien - leicht, französische Siedler vom jetzt englisch beherrschten Ostufer des Mississippi in seine neue Siedlung herüberzulocken. Ende 1764 sind bereits über 40 Familien in St. Louis niedergelassen.



In der Zwischenzeit erreichen die Nachrichten über die Neugründung auch New Orleans und Thérèse Bourgeois Chouteau. Im Mai 1764, kurz nach Geburt und Taufe ihrer jüngsten Tochter, nimmt sie die beschwerliche Reise nach Norden in Angriff und erreicht St. Louis im Herbst.

Laclède und der Chouteau-Clan beherrschen die junge Gründung. Madame Chouteau hat eine so starke, ja dominierende Persönlichkeit, dass sie noch zu Lebzeiten den Übernamen «The Queen» erhält. Auch heute noch zeugen im Grossraum St. Louis die Namen Laclède und Chouteau von der überragenden Bedeutung dieser Familie für Gründung und Wachstum der Stadt; sie sind auf Schritt und Tritt anzutreffen, als Flurbezeichnungen, Strassen-, Park- oder Gebäudenamen.

Als Folge des Transfers der früher französischen Besitzungen östlich des Mississippi wechselt auch Fort de Chartres die Hand. Die Verwaltung des oberen Louisiana wird danach vom Fort nach St. Louis verlegt. Die Übernahme der verlorenen Gebiete durch die Engländer erzeugt einen konstanten Strom von Siedlern, die französisches Regime dem englischen vorziehen und mit Hab und Gut nach St. Louis umziehen. Innert wenigen Jahren (bis 1769) wächst die kleine Siedlung auf über 300, in weiteren drei Jahren auf über 600 Einwohner. Es entsteht eine vielsprachige Mischung von Nationalitäten und Rassen. Auch migrierende Indianerstämme lassen sich zeitweise in der Nähe nieder. Gelegentlich werden sie von der Attraktivität der Siedlung angezogen, um hier Handel zu treiben oder ihre Stammesräte abzuhalten.

Sukzessive übernehmen Spanier im Auftrag der spanischen Zentralverwaltung in New Orleans die militärische und zivile Verwaltung von St. Louis. Sie werden von der überwiegend kreolischen Bevölkerung erst ak-

zeptiert, als sie genügend Flexibilität zeigen, die leichtlebige kreolische Lebensart zu akzeptieren und auf die zwangsweise Durchsetzung des rigiden spanischen Kolonialsystems zu verzichten. Die Bevölkerung besteht aus Pelzhändlern und lebt vom Pelzhandel. Religion ist kaum ein Thema. Priorität haben die Wünsche, den Lebensunterhalt zu verdienen, gute Geschäfte zu machen und das Leben zu genießen.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verläuft das Schicksal von St. Louis wechselhaft. Die Bevölkerung nimmt weiter zu, das Wachstum verlangsamt sich jedoch. Das spanische Regime verhält sich weitgehend tolerant und nimmt Rücksicht auf die Belange des Pelzhandels. Während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs entgeht die Stadt nur mit knapper Not der Eroberung durch englandtreue amerikanische Truppen. Zeitweise wird St. Louis in die Unterdrückung und Vertreibung der östlichen Indianerstämme verwickelt, was die traditionell freundschaftlichen und kommerziell beidseits interessanten Beziehungen zwischen den Pelzhändlern und den Indianern arg strapaziert. Gelegentlich stört die spanische Kolonialverwaltung die Geschäfte nicht nur der Pelzhändler in St. Louis, sondern aller Anrainer des Mississippi und Ohio River, indem sie den Hafen von New Orleans für Amerikaner vollständig schliesst. Die Absicht, spanischen Kaufleuten bessere Handelsbedingungen zu verschaffen, irritiert nicht nur Anhänger des freien Handels, sondern verursacht wegen mangelnder Leistungsfähigkeit spanischer Lieferanten auch lästige Versorgungsengpässe bei lebenswichtigen Gütern. Insgesamt jedoch ist die spanische Verwaltung bei den Betroffenen grundsätzlich populär, allerdings in erster Linie nur, weil sie wenig effektiv ist.

In einem geheimen Vertrag wird 1800 Louisiana von Spanien wieder an Frankreich abgetreten. Die Verwaltung bleibt zwar spanisch, verliert aber rasch weiter an Einfluss und Wirksamkeit. Als im Spätherbst 1803 Meriwether Lewis und William Clark auftauchen, um ihre spektakuläre Forschungsexpedition an die Pazifikküste für das Frühjahr 1804 startklar zu machen, gehört St. Louis zu den USA - der so genannte Louisiana Purchase ist bereits Geschichte. Die Bevölkerung Louisiana's ist über diese Entwicklung mehrheitlich entsetzt, denn sie ziehen das laxer spanische dem strengen amerikanischen Regime, das sie durch ihre Kontakte mit Nachbarn östlich des Mississippi natürlich gut kennen, vor. Zudem wird ihr Stolz verletzt, denn die Nachricht überrascht sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Auch Amerikaner, die in das obere Mississippi-Tal ausgewandert sind, können dem Besitzerwechsel nichts abgewinnen, sind

sie doch nach Westen gezogen, um freies Land und gute Jagdreviere zu finden, und um der aufdringlichen und sich in alles einmischenden amerikanischen Regierung sowie deren Steuern und Gerichte zu entfliehen.

Während sich die tatsächliche Übergabe der Verwaltung von spanischen an amerikanische Instanzen verzögert, rückt das Mississippi-Tal sehr rasch ins Blickfeld amerikanischer Emigrationswilliger, die aus der von ihnen so empfundenen Enge der für ihre Lebensbedürfnisse zu dicht besiedelten Gebiete an der Ostküste ausbrechen wollen, entweder aus wirtschaftlichen Gründen, oder weil sie in ihrer Religionsausübung behindert werden. In der schwärmerischen Sicht zahlreicher Auswanderer wird der Mississippi zum Jordan, hinter dessen Ufern die Verheissungen des gelobten Landes Kanaan locken.

Die amerikanische Zuwanderung verändert die soziale Struktur des «alten» St. Louis langsam, aber radikal. Die entspannte, lebensfrohe kreolische Lebensart wird zunehmend durch die hemdsärmelige, eher grobschlächtige und wenig an ererbtem Status orientierte amerikanische verdrängt. Die bisher herrschende kreolische Elite wird auch noch politisch gedemütigt, weil die amerikanische Regierung das bisherige Louisiana in mehrere Verwaltungsbezirke unterteilt und St. Louis, bisher Hauptstadt und Verwaltungszentrum des oberen Louisiana, einem Bezirk zuteilt, der vom Indiana Territory aus verwaltet werden soll (ein «Territory» ist ein Gebiet, das den USA gehört, jedoch noch nicht als US-Staat organisiert, sondern direkt der Bundesregierung in Washington DC unterstellt ist, jedoch ein gewisses Mass an Selbstverwaltung hat). Es bildet sich rasch Widerstand, und die führenden Kreolen reichen bereits 1804 in Washington eine Petition ein. Sie sind erfolgreich, denn im Frühjahr 1805 etabliert der Kongress das Louisiana Territory; St. Louis wird Hauptstadt. Als Wermutstropfen beschliesst der Kongress gleichzeitig strenge Prozeduren für die Überprüfung der Gültigkeit von Landschenkungen, die noch unter spanischem Regime ausgesprochen worden sind. Eine dreiköpfige Landkommission wird zu deren Durchsetzung eingesetzt. Mancher Grossgrundbesitzer muss befürchten, dass sein Rechtstitel auf von ihm beanspruchten Ländereien in Frage gestellt und schlimmstenfalls aberkannt werden könnte.

Zusätzlich wird die Bevölkerung der Region verunsichert, als bekannt wird, dass die amerikanische Regierung plant, Indianerstämme, die noch in östlichen Regionen der USA zuhause sind, westlich vom Mississippi umzusiedeln.

Es gibt sogar von Amerikanern angezettelte und unterstützte verräterische Bestrebungen, Louisiana wieder von den USA abzuspalten und entweder wieder in spanischen Besitz zu überführen oder, noch schlimmer, dem Besitz der englischen Krone einzuverleiben. Diese versanden jedoch; das einzige Ergebnis ist ein Auswechseln diverser Köpfe in der Verwaltung des Territory. Im März 1807 löst Präsident Jefferson den bisherigen Gouverneur Wilkinson ab und ernennt Meriwether Lewis, der 1806 zusammen mit William Clark triumphal von seiner Expedition an den Pazifik zurückgekehrt ist, zum neuen Gouverneur. Lewis tritt sein Amt im März 1808 an. Es gelingt ihm gar nicht, die Antagonien zwischen Kreolen und neu zugewanderten Amerikanern zu beenden. Zusätzlich gerät er mit seinen persönlichen Finanzen, insbesondere mit spekulativen Grundstücksinvestitionen, in unüberwindbar scheinende Schwierigkeiten. Auf einer Reise nach Washington kommt der schon immer schwermütige Held auf unglückliche, nie vollständig geklärte Weise ums Leben. Sein Compagnon und Freund William Clark könnte die Nachfolge als Gouverneur Louisiana's antreten, zieht es aber vor, weiterhin als General der Miliz und Regierungs-Intendant für Indianer-Angelegenheiten für das Gebiet westlich des Mississippi zu amtieren. Erst 1813 ist er bereit, Würde und Bürde des Gouverneurs des neu etablierten Missouri Territory anzunehmen. 1820, Missouri steht unmittelbar davor, als Staat in die USA, aufgenommen zu werden, stellt er sich zur Wahl als Gouverneur des neuen Staates, verliert jedoch, da sein Wahlkampf wegen einer tödlichen Krankheit seiner Frau äusserst lauwarm geführt wird, und wohl auch, weil sein Ruhm als Erforscher des amerikanischen Westens am Verblässen ist. Er behält aber bis zu seinem Lebensende eine wichtige Funktion als Agent für die Indianerstämme im Norden und Westen, ausserhalb von Missouri.

Innert 10-15 Jahren nach dem Louisiana Purchase wächst St. Louis vom kleinen Nest zur Stadt. 1808 bekommt die Stadt mit der Missouri Gazette das erste lokale Presseerzeugnis. Das Blatt dient nicht nur der Verbreitung von Nachrichten, wobei lokale Neuigkeiten kaum verkauft werden können, denn bei Drucklegung sind sie längst über den Mund-zu-Mund-Kanal verbreitet, und Neuigkeiten aus dem Kernland der USA, das heisst von der Ostküste, treffen nach wie vor erst mit monatelanger Verspätung ein, sondern insbesondere auch der Publikation und Verbreitung von Gesetzesentwürfen der Territoriums-Verwaltung. 1815 bekommt die Gazette mit dem Western Journal Konkurrenz. Auf dem engen Markt ist jedoch kaum Platz für zwei Lokal-

blätter; die Konkurrenz artet zeitweise nach Wildwest-Manier beinahe in Mord und Totschlag aus.

1811 hat St. Louis über 1500 Einwohner, von denen 176 als Steuerzahler registriert sind. Im ersten Fiskaljahr erzielt die Stadt bei Ausgaben von USD 399.15 mit Einnahmen von USD 529.68 einen respektablem Überschuss. Grösster Steuerzahler ist der grösste Grundbesitzer Auguste Chouteau, der knapp ein Viertel des gesamten Haushalts finanziert.

Die Stadt klebt noch immer dicht am Mississippi-Ufer. Der Hauptharst der Bevölkerung setzt sich aus einer Mischung von Weissen mit englischer, irischer, schottischer, holländischer, kanadischer, spanischer, schwedischer, kreolischer und anderer Herkunft zusammen. Die Weissen werden ergänzt um einige Indianer, auch Halbblut-Indianer, sowie Schwarze und Mulatten, die alle, unabhängig von ihrem Status als Sklaven oder Freie, entweder als Hausangestellte arbeiten, oder Frauen von Bootsmännern sind. In und um die Stadt werden 40 Getreide- und Sägemühlen gezählt, 12 Schnapsbrennereien, zwei Brauereien, zwei Munitionswerkstätten, vier Salzwerke, 380 Webstühle und etwa 1200 Spinnräder. Diese Industrie in Kinderschuhen ist bei weitem nicht in der Lage, die Nachfrage der Region zu befriedigen.

Die Stadt ist über alle Massen dreckig. In den Strassen liegen die stinkenden und verwesenden Kadaver verendeter Tiere, Kühe, Hunde und Schweine, die als lebende Kehrichtverwerter frei herumlaufen dürfen. Überall sammelt sich in Geländevertiefungen Wasser, das Ungeziefer aller Art anzieht, die Umgebung verpestet und Krankheitsherde züchtet. Nur langsam verbreitet sich die Einsicht, dass Schmutz und Krankheit irgendwie zusammenhängen.

Die Besiedlung Missouris kommt rasch voran. Bereits 1810 sind die fruchtbaren Missouri-Ufer über 200 km flussaufwärts durch neu aus dem amerikanischen Osten eingewanderte Siedler in Beschlag genommen. Es heisst, der Boden sei so fruchtbar, dass Nägel, die am Abend gepflanzt werden, am nächsten Morgen als Brecheisen geerntet werden können. Gleichzeitig geht der ursprüngliche Gemeinschaftsgeist des alten St. Louis verloren. Die früher gemeinsam bewirtschafteten Common Fields im Westen der Stadt veröden. Von Amerikanern bevorzugte individuelle Farmen dominieren das Umland. Nur noch in einigen kreolischen Siedlungen wie z.B. St. Charles wird gemeinschaftlich produziert. Die Produkte - Korn, Gemüse, Obst und Fleisch - werden in St. Louis auf dem Markt, der jetzt

▼ Karl Bodmer, The Steamboat Napoleon; Plate 112; Beispiel für die ersten Dampfer, die den Mississippi befuhren und die Reisezeit von New Orleans nach St. Louis von mehreren Monaten auf etwa 10 Tage verkürzten

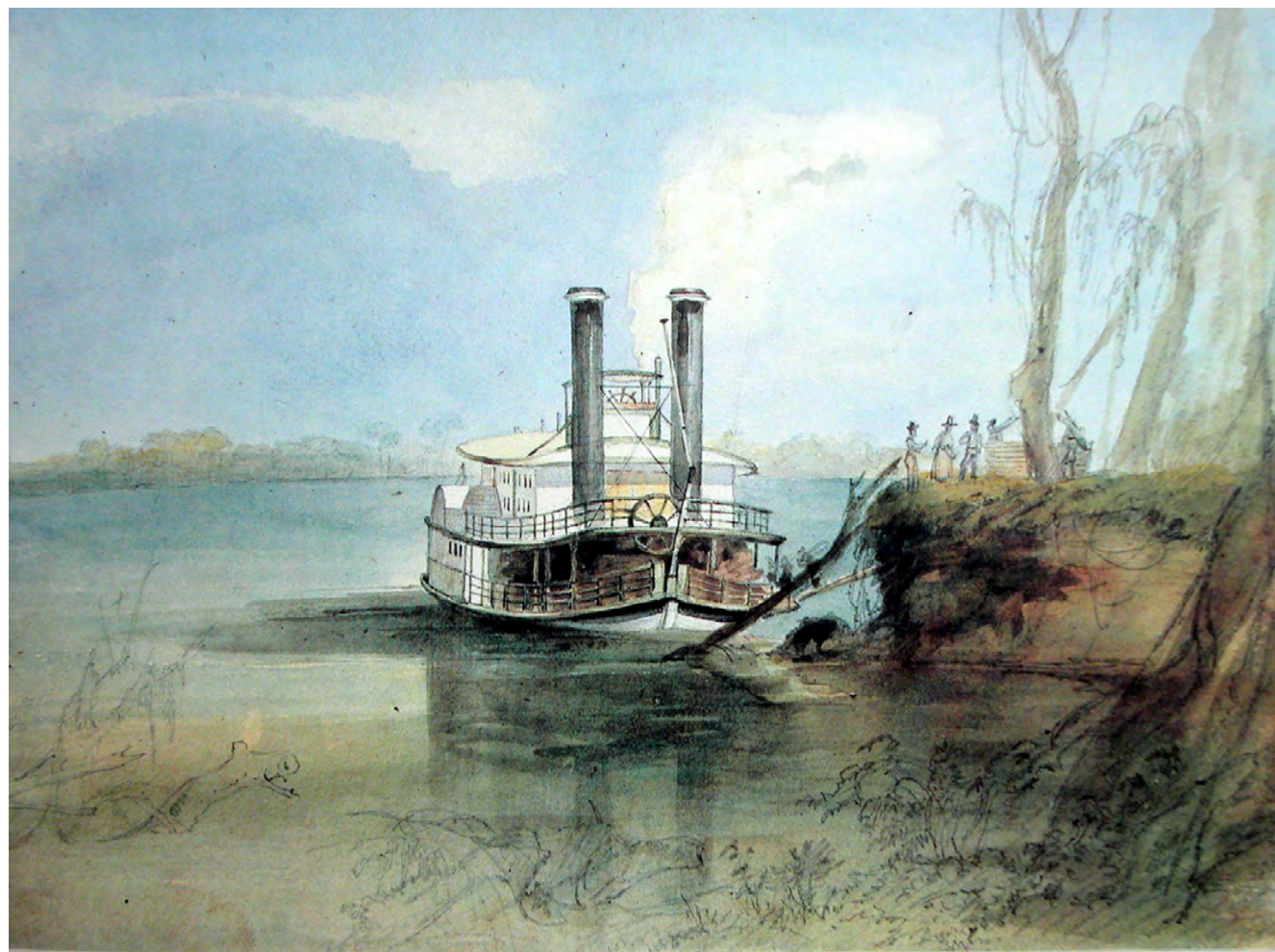
nicht mehr «Place des Armes», sondern prosaisch «Centre Square» heisst, verkauft.

In St. Louis selbst halten sich der kreolische Geist, das Gesellschaftsleben und der Hang zur modischen Selbstdarstellung noch längere Zeit am Leben. Neuankömmlinge sind vom eleganten Treiben beeindruckt. Französisch bleibt Sprache der gehobenen Schichten. Kreolische Festivitäten wie der King's Ball koexistieren friedlich mit dem neuen amerikanischen Nationalfeiertag am 4. Juli, der mit einer Militärparade, einem Herrendinner, unzähligen Festreden und einem abendlichen Festball begangen wird.

Erste private Schulen treten in Erscheinung; zahlreiche gebildete und eingebildete Neuankömmlinge verbessern ihr Einkommen durch Privatlektionen für den verwöhnten Nachwuchs reicher Einwohner. Die Oberschicht schickt ihre Kinder zur Ausbildung auf teilweise weit entfernte Internate, bis an die Ostküste.

Die ursprüngliche «raison d'être» von St. Louis, der Pelzhandel, entwickelt sich vom Broterwerb einzel-

ner und einzelgängerischen Trapper zum kontinental agierenden Industriezweig, der von wenigen grossen, von finanzstarken Familien wie den Chouteau's getragenen Firmen beherrscht wird, die regelmässig teure Expeditionen in die Rocky Mountains organisieren. Sie überspannen das ehemalige Louisiana, jetzt «Indian Country» genannt, mit einem Netz von Handelsposten, von denen aus sie den hintersten Winkel des «Far West» erschliessen. Sie betreiben einen intensiven und lukrativen Tauschhandel «Pelze gegen Güter des täglichen Bedarfs» mit nach wie vor in der Wildnis lebenden einzelnen Trappern und den lokalen Indianerstämmen. St. Louis wird Ausgangspunkt einer im Auftrag von John Jacob Astor's American (oder Pacific) Fur Company organisierten Expedition entlang der von Lewis & Clark gefundenen und dokumentierten Route zum Pazifik, deren Höhepunkt die Gründung des Handelspostens Astoria im Mündungsgebiet des Columbia River bildet. Wilson Price Hunt, der Leiter von Astor's Stosstrupp, beginnt den Pelzhandel mit den am Pazifik schon lang heimischen Russen; er reist mit seiner Handelsware zweimal nach Hawaii, einmal sogar bis nach Canton in China. Astoria hat jedoch nur ein kurzes



Queen of the West: St. Louis in den 1830-er Jahren, Bild von Henry Lewis, Foto aus Old Courthouse ▼

Leben, im Rahmen des Kriegs von 1812-1814 fällt es an die englische Hudson's Bay Company (HBC), wird in Fort George umbenannt, kurz darauf flussaufwärts verlegt und unter dem neuen Namen Fort Vancouver als pazifisches Zentrum der HBC etabliert.

Gleichzeitig erwacht bei den Pionieren von Missouri das Interesse am Geschäft mit den spanischen Besitzungen im Westen und Südwesten. Die ersten Handelszüge nach Santa Fe werden jedoch von den Spaniern, die ihr Monopol mit Argusaugen bewachen, aufgebracht. Die Teilnehmer verbringen teilweise lange und schmachvolle Jahre in spanischen Gefängnissen in der nordmexikanischen Hauptstadt Chihuahua.



1811 hält die Dampfschiffahrt Einzug auf dem Mississippi. Die New Orleans ist das erste Dampfschiff, das den Ohio River und den Mississippi von Pittsburgh nach New Orleans befährt. Es dauert weitere sechs Jahre, bis die Zebulon M. Pike als erster Schaufelrad-dampfer St. Louis anläuft. Die ersten Dampfer sind noch so schwachbrüstig, dass die Mannschaft bei starker Strömung die Fahrt flussaufwärts noch häufig mit Schifferstangen und schierer Muskelkraft unterstützen muss. Die Entwicklung macht jedoch grosse und schnelle Fortschritte - innert wenigen Jahren kann die Reisezeit von New Orleans nach St. Louis von zwei bis drei Monaten auf etwa 10 Tage verkürzt werden. Die Dampfschiffahrt macht St. Louis innert fünf Jahrzehnten zum grössten Binnenhafen Nordamerikas.

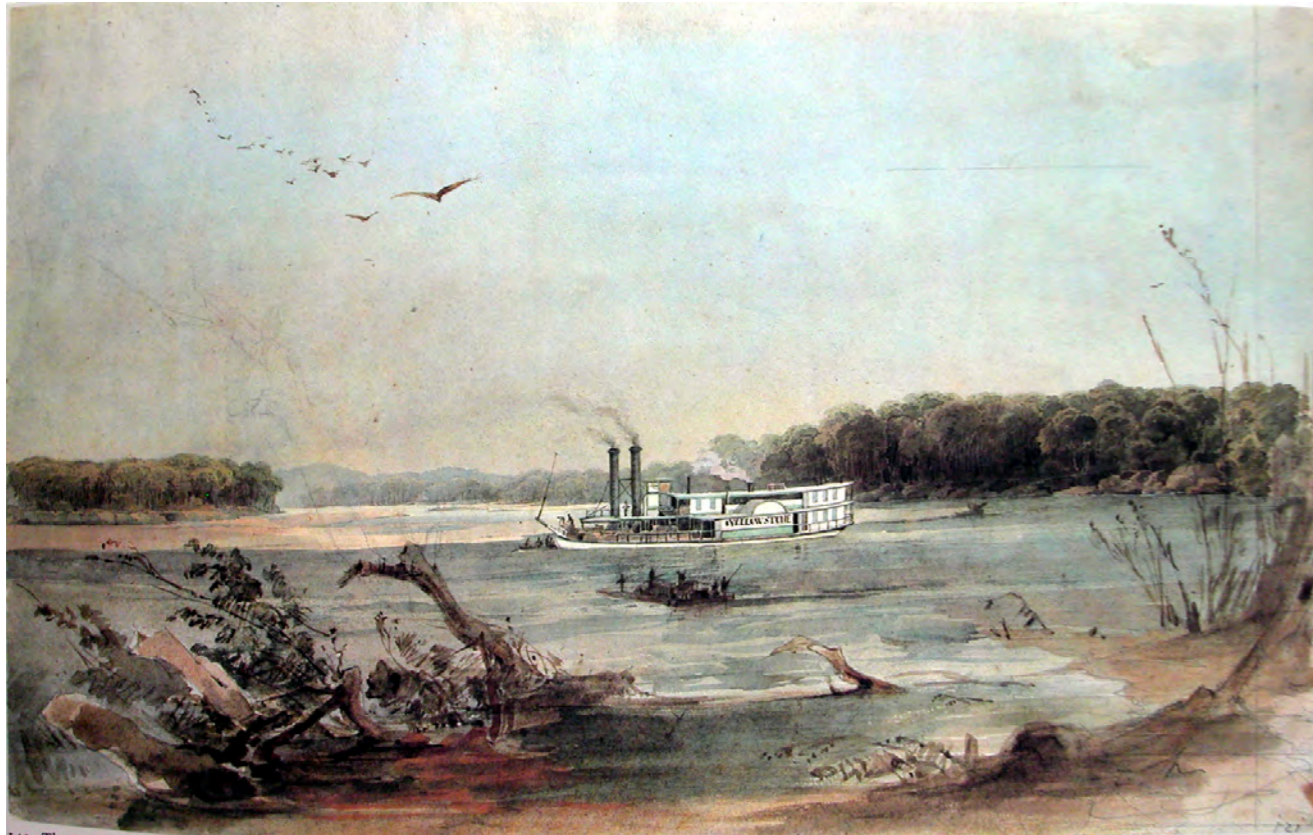
1821 wird Missouri als 24. Staat in die Vereinigten Staaten von Amerika aufgenommen. Einige Jahre später verliert es die Rolle als Verwaltungszentrum, denn 1826 bestimmt die gesetzgeberische Versammlung von Missouri eine noch weitgehend grüne Wiese namens «City of Jefferson» (heute Jefferson City) etwa 200km Missouri-aufwärts zur Hauptstadt des neuen Staates. Damit endet die dominierende Rolle von St. Louis und seinen Bewohnern. Die ländliche Bevölkerung von Missouri drängt an die Macht. 1823 stimmt eine Mehrheit der Steuerzahler der so genannten «incorporation» von St. Louis als Stadt zu. Das bedeutet, dass der Ort

erstmalig strukturelle Einrichtungen wie eine Verwaltung, einen Bürgermeister, und einen Stadtrat («aldermen») erhält, und natürlich neue Steuern.

Der Stadtrat widmet sich umgehend mit hoher Priorität der Sanierung der Strassen, die 1820 mit Ausnahme eines kleinen Stücks der Market Street samt und anders noch unbefestigt und mit gefährlichen Schlaglöchern übersät sind, ohne Beleuchtung und Kanalisation, und voller Schmutz, durch den sich eine exotische Mischung von Fuhrwerken, eleganten kreolischen Kutschen, Reitern, Haustieren und Fussgängern ihren Weg bahnt.

Mit dem aufkommenden Santa Fe Trade entwickelt sich St. Louis zum Handwerks-Zentrum, das den gesamten Westen mit Gütern versorgt. Zimmereien, Kufereien, Ziegelmanufakturen, Kerzengiesser, Seifensieder, Wafenschmiede, Munitionswerkstätten, Werkzeugmacher, Kochgeschirr- und Ofenhersteller, Sattler und Wagenbauer siedeln sich in und um St. Louis in immer grösserer Zahl an. Die rasch wachsende lokale Bevölkerung braucht Lebensmittel; Bäckereien, Schlachthäuser, Märkte, auf denen die Produkte der regionalen Bauern angeboten werden, Schnapsbrennereien und Brauereien decken die dringendsten Bedürfnisse ab. Landesweit bekannt werden der Sattler Thornton Grimsley, der auch die amerikanische Armee mit seinen auf die speziellen Bedürfnisse des Westens ausgerichteten Dragonersätteln ausrüstet, und der Wagenbauer Joseph Murphy, der Tausende von besonders robusten Planwagen für die mühsamen Trecks nach Santa Fe, Oregon

▼ Karl Bodmer, The Steamboat Yellow Stone, Plate 143; mit diesem Dampfer reisten Prinz Maximilian von Wied und Karl Bodmer 1832 Missouri-aufwärts



oder später Kalifornien herstellt. Die Markenzeichen der Murphywagen, rot bemalte Räder, ein Wagenbett aus grün gestrichenen Planken und die weissen Planen, die den Ungetümen zum Übernamen «Prärieschiff» verhelfen, werden zum Symbol des Drangs der Amerikaner nach Westen und sind bald überall zwischen Mississippi und Pazifik anzutreffen.

Der Ruf von St. Louis als «Queen of the West» breitet sich im frühen 19. Jahrhundert auch nach Europa aus. Die Neugier der Europäer wird nicht nur durch Reise- und Forschungsberichte geweckt und angestachelt. Die Hauptattraktion des neu erschlossenen amerikanischen Kontinents sind die Indianer, die so genannten «Wilden». Immer wieder werden Angehörige indianischer Stämme nach Europa gebracht und entweder exklusive feinen Gesellschaftszirkeln oder dem allgemeinen Publikum auf Jahrmärkten, Messen oder Ausstellungen als exotische Attraktionen präsentiert. Regelmässig finden sich neugierige Besucher, auch Vertreter des europäischen Hochadels, aus dem Alten Kontinent in der Region ein. Die Kombination von unendlich weiter, angeblich leerer Prärielandschaft, exotischen Indianern, unerforschtem Pflanzen- und Tierreichtum, Jagdmöglichkeiten und Abenteuerern übt eine magnetische Anziehungskraft aus. Einer der ersten und prominentesten Besucher ist Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg, Freund von John Jacob Astor,

der 1823 eine Reise durch die Prärien unternimmt und in St. Louis Station macht. 1833 folgt ihm der Naturfreund Prinz Maximilian von Wied, der in Begleitung des begabten Schweizer Künstlers Karl Bodmer und eines Dieners jahrelang die Prärien bereist. Das Trio dokumentiert detailliert und kunstvoll die Lebens- und Kriegsgewohnheiten der Prärieindianer. Auch französische und englische Besucher wollen den Kitzel einer Reise an die Grenze der zivilisierten Welt erleben. Bei ihnen mag, zusätzlich zum Reiz des Wilden Westens, zu schierer Abenteuerlust oder Forscherneugier, auch der Schmerz über einen verlorenen, oder nicht eroberten, Kontinent mit ein Reisemotiv sein. General Lafayette, in Amerika nach wie vor verehrter Held des Unabhängigkeitskriegs, wird 1825 während eines kurzen Besuchs in St. Louis triumphal empfangen. Alle Besucher berichten über eine lebensfrohe und zivilisierte Stadt, die zwar aufgrund ihres stürmischen Wachstums aus allen Nähten platzt und in mancher Hinsicht europäischen Vorstellungen beispielsweise bezüglich Sauberkeit, Hygiene, Sicherheit und Gesetzestreue bei weitem nicht gerecht wird, aber von einer freundlichen, kultivierten, ethnisch breit durchmischten und mehrsprachigen Bevölkerung äusserst lebenswert gemacht wird und den Besucher vergessen lässt, dass jenseits der Stadtgrenzen die Wildnis anfängt.

St. Louis, Old Cathedral (König Ludwig dem Heiligen, Namenspatron der Stadt, gewidmete und 1834 eingeweihte Kathedrale ▼

Die Stadt ächzt aber auch unter der Flut von Zu- und Einwanderern. Es gibt viel zu wenig Unterbringungsmöglichkeiten. Die wenigen Gasthäuser oder Hotels sind schmutzig, schlecht geführt, und teuer. Vier, manchmal sogar fünf Männer werden gezwungen, im gleichen Bett zu schlafen. Die Mahlzeiten sind spartanisch, schlecht gekocht. Sie werden den Besuchern häufig von jungen «clerks», die in umliegenden Handelshäusern angestellt sind und sich zu den Essenszeiten in die Gasthäuser hineindrängeln, buchstäblich vom Teller weg»gefressen»; oder ungewaschene, stinkende Trapper, die sich gerade zur Wiederbevorratung ihres Aussenpostens in St. Louis aufhalten, und die wahllos riesige Mengen Fisch, Fleisch und Süssigkeiten in sich hineinschlingen, verderben schon beim Zusehen den Appetit. Sogar Besucher aus England sind entsetzt und finden es «kriminell», dass die ausgezeichneten und im Überfluss vorhandenen Produkte der lokalen Farmen durch schlechte Köche verdorben werden.

Eine funktionierende Wasserversorgung wird erst gegen Mitte des Jahrhunderts aufgebaut. Wasser muss von den meisten Hausfrauen, die keine Sklaven haben, mühsam mit Krügen in die Häuser getragen werden. Das ist nicht nur eine Inkonvenienz für die unmittelbar Betroffenen, sondern auch ein gravierendes Problem für die Bekämpfung von Feuersbrünsten, die bei den zahlreichen, eng aneinander gebauten Holzhäusern im Stadtzentrum eine ständige Gefahr sind. Verdorbenes Wasser ist ausserdem eine gefährliche Seuchenquelle. 1832 bricht in St. Louis eine verheerende Cholera-Epidemie aus. Auf ihrem Höhepunkt sterben täglich rund 20 Einwohner an der Seuche. Der kausale Zusammenhang zwischen dem Zustand des Wassers und der Seuche ist noch nicht bekannt. Körperhygiene und Baden sind noch weitgehend Fremdwörter. Gasthäuser und Hotels haben keinen Wasseranschluss. In den Zimmern wird kein Wasser aufgetragen. Gäste, die sich waschen wollen, tun dies am Ziehbrunnen im Hinterhof. Das erste öffentliche Badehaus wird 1834 eröffnet. Erst nach 1840 entstehen erste moderne Hotels, die sogar Charles Dickens, der die Stadt ebenfalls besucht, komfortabel findet. Aber ein Landsmann Dickens', ein weit gereister englischer Schiffsoffizier, bezeichnet St. Louis als «schwarzes Loch» und stellt es auf die gleiche Stufe wie Calcutta; er zählt in seinem Zimmer 50 Fliegen pro Quadratzoll und wundert sich, dass Menschen, die in einer solchen Hölle leben müssen, überhaupt überleben können.

Auswanderer, die von romantisch verklärten Berichten über die Fruchtbarkeit von Missouri, über das ange-

nehme Klima, über die unbegrenzten wirtschaftlichen Möglichkeiten, sich hier niederzulassen und zu Reichtum und Ansehen zu kommen, animiert werden, sich selbst und ihren Familien die Strapazen einer Reise nach Amerika und an den Mississippi zuzumuten, müssen den grössten Schock ihres Lebens erleben, wenn sie in St. Louis, im «Gateway to the West», ankommen. Oder das Leben und die Lebensumstände, die sie in ihrer alten Heimat zurückgelassen haben, müssen so verzweifelt und schrecklich gewesen sein, dass alles andere, was sie antreffen, eine Verbesserung darstellt und ihnen Mut gibt, ihr Leben neu anzufangen.

## Die deutsche Auswanderung nach St. Louis und Missouri

Um 1834 (Jahr der Ankunft Johann August Sutter's in den USA und in St. Louis) ist Missouri neben Louisiana (heutiger US-Bundesstaat, d.h. nicht identisch mit dem Louisiana Territory, welches 1803 von den USA Frankreich abgekauft wurde) das einzige als US-Bundesstaat organisierte und anerkannte Gebiet westlich des Mississippi. Der grösste Teil des ehemals französischen Louisiana ist von den USA noch nicht staatlich organisiert, ist mehrheitlich sich selbst und verstreut lebenden Trappern überlassen; es ist im buchstäblichen Sinn noch echter «wilder Westen» und die Heimat zahlreicher, teils sesshafter, teils nomadisierender eingeborener oder aus den östlichen Gebieten der USA vertriebener Indianerstämme.





## «AUSWANDERUNG» IM LEXIKON (1824)

*Neues Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände, hg. v. einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten, 12 Bände, Köln/Bonn 1824, Bd. I, 734-736*

*zitiert aus Wolfgang J. Helbig (unter Mitarbeit von Annette Haubold) «Alle Menschen sind dort gleich ...» - Die deutsche Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert»*

**Auswanderung.** Man versteht darunter das Verlassen eines Ortes oder Landes, um für seine Person sowohl, als auch mit Habe und Gut anderswo seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Dass das Auswandern der Unterthanen einem Staate nachtheilig sey, bedarf keines Beweises; die Mittel aber, solches zu verhüten, sind:

- 1) der Genuss bürgerlicher Freiheit, wo keiner sich einem Zwange in gleichgültigen Sachen ausgesetzt sieht, wo eine gute und humane Regierung sich keine gewaltsamen Eingriffe ins Privateigenthum erlaubt, wo keine tumultuarischen Werbungen, keine partheyische Justiz, keine übertriebenen Abgaben Statt finden u.s.w.
- 2) Religionsduldung.
- 3) Blühender Nahrungsstand.
- 4) Anstalten zum bequemen und angenehmen Leben der Menschen [...]

unter solchen Umständen wird es Niemand einfallen, ein Land zu verlassen, wo es ihm so wohl geht, dass er es anderswo nicht besser erwarten kann. Nächst dem halten verschiedene Politiker zur Verhinderung des Auswanderers noch das Verbot, dass kein Einländer sein Vaterland soll verlassen dürfen, für rathsam [...] Die Auswanderung oder das freie Wegziehen in schuldloser Absicht, aus einem Bundesstaat in einen andern, ist eine Befugnis, welche die Bundesakte (Art. 18) allen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten beilegt. Allein, dass rechtliche Familien zu Hunderten auf einmal, die geliebte Heimath verlassen konnten, um nach einer Irrfahrt voll Unglück in den Wüsteneien Russlands oder in den Wäldern von Nordamerika zu sterben: dies hatte man nach dem Frieden von 1814 in dem beruhigten Europa von Völkern, die unter weisen Regierungen zufrieden lebten, nicht erwartet. Und doch geschah es, dass in den Jahren 1815 und 1817 über 50'000 Menschen meistens aus dem Elsass, den Rheinlanden, Würtemberg und der Schweiz, mit Weib und Kind auszogen, um sich in Russland oder Nordamerika anzusiedeln. Im Sommer 1817 waren allein zu Quebeck 4'148 ausgewanderte Europäer angekommen. Das Auswandern nach Amerika ist übrigens so alt, als die Gründung der freien Staaten, und in Beziehung auf Würtemberg und die Rheinlande immer dem Drucke zugeschrieben worden, welcher in der Heimath auf dem Leben der minderen Klasse lastet [...] Schon vor dreissig Jahren gaben die Auswanderer die Unterbeamten und Landschreiber als die Ursache ihres Fortziehens an, und so ist es noch jetzt. Wie zuerst die in Europa unterdrückte Religionsfreiheit die Wüsteneien Amerikas civilisirt hat, so treibt jetzt die Liebe zur bürgerlichen Freiheit die Europäer dahin [...] Mit den Gefahren der Auswanderung nach Nordamerika hat Hr. von Gagern die Deutschen durch den Bericht des Herrn von Fürstenwärther bekannt gemacht - unter mehreren Ländern, wo grosse Noth geherrscht hat, und wo dennoch keine Auswanderung Statt gefunden, eben darum, weil Vertrauen auf die Fürsorge väterlicher Regierungen den Muth empor hielt, müssen vor allem die königl. und herzogl. sächsischen und die preussischen Staaten genannt werden.

«Auswanderung» ist im Europa der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein «heisses» politisches und wirtschaftliches Thema; es ist Gegenstand intellektueller Analyse und findet Eingang in Wörterbücher und Enzyklopädien.

Das Gebiet von Missouri gerät Ende der 1820-er Jahre ins Blickfeld europäischer, insbesondere deutscher und deutschsprachiger Auswanderer und Auswanderungsinteressenten, nachdem Gottfried Duden, ein romantischer Deutscher, der sich mit den aktuellen politischen und gesellschaftlichen Problemen Europas primär aus der Optik der Überbevölkerung befasst, 1829 sein Werk «Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri (in den Jahren 1824, '25, '26 und 1827), in Bezug auf Auswanderung und Überbevölkerung» publiziert. Das Werk wird 1832 von der schweizerischen Auswanderungsgesellschaft in St. Gallen als Nachdruck neu aufgelegt.

Der Bericht besteht aus einem theoretischen Teil (rund 65 Seiten, Vorrede und letzte Kapitel «Ueber die Natur der amerikanischen Freistaaten, oder über die Stützen des politischen Zustandes der Nordamerikaner») und aus 36 (fiktiven) Briefen an Freunde in Deutschland, daheimgebliebene potenzielle Auswanderer, in denen er die Optionen für die und die Strapazen und Risiken der Reise nach Amerika, die Rahmenbedingungen für die Niederlassung, die optimale Standortwahl, die erforderliche Ausrüstung, etc. in minutiösem Detail beschreibt.

Wagenspuren, die den Verlauf des Santa Fe Trail noch heute sichtbar machen ▼

▼ Wagengruppe auf dem Santa Fe Trail, Land Art auf kleiner Anhöhe entlang dem Trail

Dudens Briefe aus seinem mehrjährigen Aufenthalt in Missouri enthalten folgende Kernbotschaften:

- Die Überbevölkerung ist Ursache von Armut sowie politischer und gesellschaftlicher Unfreiheit der Völker Europas.
- Missouri ist ein praktisch menschenleeres, herrenloses «gelobtes Land», in welchem optimale klimatische, topografische und landwirtschaftliche Bedingungen unternehmungslustigen und zupackenden Einwanderern die Chance bieten, nicht nur eine neue, selbständige und wirtschaftlich den Himmel auf Erden versprechende Existenz, sondern geradezu eine neue Gesellschaft aufzubauen.

Insgesamt haben die Briefe Duden's den Charakter eines sehr praxisorientierten, handfesten Manuals für Auswanderungswillige. Er erteilt Ratschläge, was wo einzukaufen ist, welche Route die schnellste oder kostengünstigste ist, was beim Kauf von Land zu beachten ist, welche Ausrüstungsgegenstände wo am besten eingekauft und wie sie am günstigsten transportiert werden können; er beschreibt die Topografie des Landes, Fauna und Flora, Fruchtbarkeit des Bodens, Aussichten für den Anbau von Obst, Getreide oder Gemüse, Möglichkeiten der Viehzucht, Klima, das politische System der Vereinigten Staaten, lokale Gefahren wie Waldbrände, Ungeziefer, Gesellschaftsleben, Stellenwert von Rang und Namen, Bedeutung und Rolle der Religion, allgemeine Sitten und Gebräuche, Geldverkehr und

Tauschhandel - kurz, es gibt kaum einen Aspekt, den er nicht anspricht. Der praktische Nutzen des Berichts wird jedoch vollständig überlagert vom Loblied auf das «gelobte Land» Missouri. Er preist Klima, Fruchtbarkeit,



Freiheit und wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten mit so hoher Überzeugung an, dass jeder Leser, dem es in Europa dreckig geht oder eng zu werden droht, sich angesprochen und in Versuchung geführt fühlen muss, umgehend sein Hab und Gut zu packen und nach Missouri aufzubrechen.

Dudens Briefe haben in der Tat um 1830 für lesekundige Vertreter vor allem der unteren Gesellschaftsschichten Bestseller-Charakter. Es kann angenommen werden, dass Sutter die Briefe kennt und von Duden motiviert wird, Amerika generell als Fluchtziel und die Gegend von Missouri speziell als ersten Aufenthaltsort zu wählen.



▼ Santa Fe, Frontpartie des Palastes des spanischen Provinz-Gouverneur

▼ Santa Fe, Kirche San Miguel, wahrscheinlich älteste Kirche der USA

## Der Santa Fe Trade

Seit der Unabhängigkeit Mexikos von Spanien (1821) findet zwischen St. Louis und Santa Fe ein reger Handel statt (denn die Versorgung von Santa Fe ist via St. Louis wesentlich effizienter und sicherer als via Landverbindungen zum mexikanischen Kernland). Der Santa Fe Trade (Handel) erfolgt über den Santa Fe Trail (etwa 400km, d.h. rund 250 Meilen, von St. Louis per Schiff auf dem Missouri nach Independence/Westport, ab hier knapp 800 Meilen, d.h. etwas mehr als 1200km, auf dem Landweg bis Santa Fe).

Ursprünglich einmal pro Jahr, mit zunehmender Erfahrung der Karawanenführer und Handelsleute zwei bis maximal dreimal, bewegt sich ein endlos langer Zug von bis zu Hundert und mehr von Maultieren oder Ochsen gezogenen «Lastwagen» auf dem beschwerlichen Landweg über die endlose Prärie von der Grenze der «zivilisierten» USA an den Fuss der Rocky Mountains. Die gefährliche Route führt über die Territorien



zahlreicher, nicht immer friedfertiger Indianerstämme; ausserdem gibt es noch nicht ausgerottete wilde Tiere, sowie gefürchtete Stürme und Tornados.

Santa Fe, auf über 2100 m Meereshöhe gelegen, ein von der mexikanischen Zentralregierung vernachlässigter Aussenposten, ist teilweise vital auf die aus St. Louis angelieferten Güter angewiesen.

Ausserdem tauschen die Karawanen unterwegs an Forts und Handelsstationen mit Trappern und Indianern, welche vor allem Pelze (Bison, Biber, Bären), die jeweils im vergangenen Herbst/Winter bis hinauf zur kanadischen Grenze und in den ganzen Rocky Mountains gejagt und erbeutet werden, gegen Güter des täglichen Bedarfs (z.B. Lebensmittel, welche nicht vor Ort gewonnen werden können (Tee, Kaffee, Zucker, etc., auch Tabak, Kleider/Stoffe, Kochgeschirr, Werkzeuge, Waffen).

Der Trail wird in Tages-Etappen von rund 10-15 Meilen zurückgelegt. Die ganze Reise (ein Weg) dauert rund 2 Monate. Der Trail ist nicht eine Strasse, sondern ein unübersehbares Geflecht von Karrenspuren, welche die Prärie durchfurchen, und von Flussübergängen und Furten. Es gibt keinerlei befestigte Anlagen, Brücken oder gar Tunnels. Jeder Wagen sucht sich selbst die bequemste Route, je nach Terrain und Bodenbeschaffenheit bewegt sich die ganze Karawane manchmal in einer Kolonne, manchmal breit aufgefächert.

Auf dem ganzen Trail gibt es bis kurz vor Santa Fe keine einzige Ortschaft, keine Wirtschaft, kein Hotel, keine

Reparaturwerkstätte, keine Einkaufsmöglichkeiten - nichts. Erst mit der Zeit entstehen einzelne Fort's (z.B. Old Bent's Fort auf der sogenannten Mountain Route des Trails), in denen sich die Reisenden eine kurze Pause von den Strapazen des Trecks gönnen. Hier tauschen die Karawanen mit Trappern und Indianern Pelze (Bison, Biber, Bären), die diese im vergangenen Herbst/Winter bis hinauf zur kanadischen Grenze und in den ganzen Rocky Mountains gejagt und erbeutet haben, gegen mitgebrachte Güter des täglichen Bedarfs (z.B. Lebensmittel, welche nicht vor Ort gewonnen

▼ Old Bent's Fort, Gesamtansicht

Santa Fe Trail ▼



werden können (Tee, Kaffee, Zucker, etc., auch Tabak), Kleider/Stoffe, Kochgeschirr, Werkzeuge, Waffen).

Die Karawanen starten ihre Reise normalerweise jedes Frühjahr im April, wenn das Präriegras wieder reiches Futter für die Zugtiere (bis zu acht Paare pro Wagen) bietet.

Gemäss US National Park Service frisst ein Zugtier (Maultier) pro Tag rund 7kg Heu und 4kg Hafer. Für eine Reise von 60 Tagen sind dies pro Tier rund 600-700kg. Falls das Futter für die Bewältigung des Santa Fe Trails von den Karawanen mitgeführt werden müsste, käme bei 16 Zugtieren pro Wagen eine Last von über 10 Tonnen zustande. Da die für den Santa Fe Trail typischen so genannten Conestoga-Wagen eine Nutzlast von 3 bis maximal 5 Tonnen transportieren können, würde die Rechnung offensichtlich nie aufgehen.

Eine Karawane setzt sich jeweils aus mehreren kommerziell unabhängigen Handelszügen, bestehend aus mindestens einem, manchmal bis zu 20 Lastkarren, zusammen. Als Zugtiere werden ursprünglich Pferde oder Maultiere verwendet; diese sind jedoch bei den Indianern als Diebesgut sehr beliebt und wer-

den deshalb bald durch Ochsen ersetzt. Die einzelnen Handelszüge beginnen ihre Reise an den so genannten «outfitting posts», in Independence oder Westport, und trecken unabhängig bis zum Karawanen-Treff- und Sammelpunkt in Council Grove, ca. 150 Meilen westlich von den «outfitting posts». Council Grove ist der letzte Punkt des Trails mit grösseren Baumbeständen. Somit ist reichlich Holz vorhanden. Dort werden erforderliche Reparaturen an Wagen und Geschirr vorgenommen, und die vollständigen Karawanen werden gebildet und führungsmässig organisiert, unter anderem durch Wahlen des Karawanenchefs, von Unterführern, Sheriffs und Richtern. Ab Council Grove wird gemeinsam getreckt. Eine Karawane kann sich ohne weiteres auf eine Länge von weit über einer Meile erstrecken. Jeden



# Josiah Gregg über den Santa Fe Trade -

Auszug aus  
«Commerce of the Prairies; Life on the Great Prairies in the 1830's and 1840's»,  
Josiah Gregg, New York, 1844

## Von Independence bis Council Grove

### Aus dem Klappentext:

Josiah Gregg war ein kränklicher Intellektueller, der den Santa Fe Trail bereisen wollte, um seine Gesundheit wiederherzustellen. Schliesslich «machte» er den Trail innert neun Jahren viermal hin und zurück und fasste seine Erfahrungen als Forscher und Trader aus diesen Jahren in «Commerce of the Prairies» zusammen. Dieses Werk wird als eine der wertvollsten und interessantesten Chroniken der amerikanischen Frühgeschichte geschätzt; es deckt eine grosse Bandbreite von Themen ab, von der Büffeljagd über kriegerische Auseinandersetzungen mit Indianern, Goldbergbau bis hin zur mexikanischen Landwirtschaft. Gregg's Buch ist nicht nur wichtiges Nachschlagewerk für Historiker des amerikanischen Westens, es ist als Abenteuergeschichte auch in hohem Masse unterhaltend, z.B. wenn es einen «Angriff einer imponierenden Phalanx todbringender Wilder» beschreibt.  
... Der Autor beschreibt äusserst sorgfältig Sitten und Gebräuche der von ihm durchreisten Gegenden; seine Detailtreue macht die historische Bedeutung seines Werkes aus.

Menschen, die weit entfernt, speziell im Norden, wohnen, betrachten im allgemeinen St. Louis als Zentrum des Santa Fe Trade. In Wirklichkeit war diese Stadt jedoch zu keiner Zeit Treff- oder Ausrüstungspunkt, ausgenommen für eine sehr kleine Zahl von Trader, die aus der unmittelbaren Umgebung von St. Louis zu ihren Trecks aufbrachen. Die Stadt Franklin, über 150 Meilen westlich am Missouri gelegen, scheint die wirkliche Wiege des Santa Fe Trail gewesen zu sein; Franklin lieferte auch während vielen Jahren, gemeinsam mit mehreren Nachbarorten, die Mehrzahl der abenteuere Lustigen Trader. Auch nach 1831 wurden noch viele Wagen hier ausgerüstet und auf ihre lange Reise geschickt. Mit der um 1831 realisierten Ausdehnung der Missouri-Schiffahrt weiter flussaufwärts wurden jedoch die Vorteile eines weiter westlich gelegenen Ausgangspunkts offensichtlich. Über 100 Meilen

mühsamer Wegstrecke, über unbefestigte und häufig schlammige Pfade, konnten vermieden werden. Die neu gegründete Stadt Independence, nur rund 12 Meilen von der Grenze zum indianischen Stammesgebiet entfernt, 2 - 3 Meilen südlich vom Missouri, erwies sich als günstigster Ausgangspunkt und übernahm rasch die führende Rolle in Verlad, Ausrüstung und Transport. Trotz starker Opposition hat es diese Rolle bis heute verteidigt. An diesem schönen Fleck, bereits zu einer blühenden Stadt herangewachsen, versammeln sich jährlich Anfang Mai, wenn die Karawanen sich gewöhnlich auf ihren Weg machen, die Prärie-Abenteurer, egal ob sie auf der Suche nach Reichtum. Heilung von Krankheit oder Amüsement sind. Hier kaufen sie die benötigten Vorräte ein, die meisten Maultiere, Ochsen, teilweise sogar ihre Wagen - kurz, hier beladen sie ihre Fahrzeuge und vollenden sie ihre Vorbereitungen für die lange Reise quer durch die Prärie.

Da Independence so bequem erreicht werden kann (der Missouri ist von März bis November durchgängig schiffbar), ist es der generelle Einschiff-Hafen für alle Destinationen des riesigen westlichen und nördlichen «Prärie-Ozeans» geworden. Nicht nur die Santa Fe-Karawanen, auch die meisten Rocky Mountain Trader und Trapper, aber auch die Auswanderer nach Oregon, machen sich hier auf den Weg. Deshalb ist Independence in der Jahreszeit des allgemeinen Aufbruchs ein Ort mit hektischem Betrieb und aktivem Geschäftstreiben.

... Es war am 15. Mai 1831, einer der sonnigsten und schönsten Tage im Kalender, als unser kleiner Trupp in Independence aufbrach. Unser unmittelbares Ziel war das allgemeine «rendez-vous» in Council Grove. Die Trader fahren nämlich im allgemeinen unabhängig voneinander los und treffen sich hier, um sich so zu organisieren, dass für Sicherheit und Verteidigung der Reisenden für den Rest des Wegs gemeinsam gesorgt werden kann. Hier sollte die eigentliche Karawane gebildet werden und der Hauptteil unserer Reise begin-

nen; deshalb sahen wir diesem Punkt mit grosser Sorge entgegen. Die Reise bis dorthin verlief weitgehend ereignislos. Da die Frachtwagen vor uns aufgebrochen waren und wir in einem leichten Gefährt reisten, erreichten wir Round Grove, in einer Entfernung von rund 35 Meilen, bereits nach einem Tag. Dort stiessen wir auf den hintersten Teil der Karawane, rund dreissig Frachtwagen.

Am drauffolgenden Tag bekamen wir einen Vorgeschmack auf die langen Perioden von Sprühregen, welche in dieser Jahreszeit die Prärien so stark verseuchen. Der Sprühregen setzte beim Einnachten ein, und dann goss es ununterbrochen, ohne nachzulassen, während 48 Stunden. Ein starker Nordwestwind begleitete den Regen. Da wir unser Lager in der offenen Prärie aufgeschlagen hatten, ohne ein Stück Holz im Umkreis einer Meile vorzufinden, war dies für einen Rekonvaleszenten ein ganz und gar nicht günstiger Auftakt. Im Wagen, in dem ich einen zwar nicht ganz wasserdichten Schlafplatz hatte, rollte ich mich in eine Decke ein, kuschelte mich gemütlich auf einer Schicht Kisten und Ballenware ein und konnte so, unter dem Wagendach, vermeiden, völlig durchtränkt zu werden.  
...



Der Schaden, den der Sturm anrichtete, beschränkte sich allerdings nicht auf unsere Personen. Die Tiere, über Nacht nicht angebunden, suchten Schutz in Gehölzen, die sich in beträchtlicher Entfernung von unserem Lager befanden. Da die Wagenführer keine grosse Lust hatten, die Tiere noch während der

Regengüsse zu suchen, fehlten, als diese sich endlich auf die Suche machten, natürlich einige. Dies ist indessen kein ungewöhnliches Vorkommnis. Reisende machen ganz generell die Erfahrung, dass sie auf den ersten hundert Meilen viel mehr Ärger mit streunenden Tieren haben als irgendwann später auf der Reise; denn, solange seitens der wilden Indianer keine Gefahren drohen (sie greifen selten innerhalb eines Streifens von etwa 200 Meilen entlang der Grenze an) werden normalerweise keine Wachen aufgestellt, obwohl genau dies die Periode wäre, wo Viehwachen am dringendsten wären. Die Tiere beginnen nämlich erst nach einigen Reisewochen, sich in der Karawane wohl zu fühlen; dann empfinden sie die Karawane genau so als ihr Zuhause wie den Viehhof einer Farm.

Nach dem Verlassen dieses Flecks begannen die Mühen und das Auf und Ab unserer Reise erst richtig; denn beim Erreichen der Wasserscheide zwischen dem Osage und Kansas River (bekannt als «The Narrows»), kamen wir in eine Gegend von äusserst mühsamen morastigen Passagen. An solchen Stellen kommt es oft vor, dass ein Wagen plötzlich bis zu den Naben im Schlamm einsinkt, während die Bodenoberfläche ringsherum völlig trocken und eben aussieht. Um die Wagen jeweils wieder aus dem Schlamm herauszubekommen, mussten häufig doppelte oder sogar dreifache Zugspanne eingesetzt werden, zusätzlich zu «Alle Hände an die Räder!»; die Eigentümer, welche die Operation anführten, standen dabei bis über die Hüfte tief im Schlamm oder Wasser.

Drei oder vier Tage später, während der Überquerung eines Zuflusses des Osage Flusses, erlebten wir eine vorübergehend alarmierende Situation. Wir fanden, auffällig an einem Pfahl am Wegrand platziert, einen Zettel, der aussah, wie wenn er vom Kansas-Agenten geschrieben worden wäre und uns vor einer Bande von Pawnee-Indianern warnte, die in der Nachbarschaft auf der Lauer liegen sollten. Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, kam allerdings die Mehrheit unserer Gruppe zur Überzeugung, dass es sich um einen schlechten Scherz einer vorangehenden Reisegruppe, oder um einen Trick der Kaw- (oder Kansas-) Indianer handeln müsse. Die Kaw durchstreifen diese Prärien, gleich wie die Osage, und bestehen durchreisende Karawanen, sobald sie die leiseste Hoffnung haben, dass ihre Überfälle anderen Stämmen angelastet werden könnten. Allerdings gehen sie selten weiter, als streunende

Tiere einzufangen, dies meist nur, weil sie eine Belohnung erwarten, wenn sie die Tier dem Eigentümer zurückgeben. Die erfahrensten Reisenden wussten sehr wohl, dass die Pawnee seit dem Beginn des Santa Fe Trade in diesen Gegenden kaum je gesichtet wurden. Was allerdings die Ängste der Ängstlichsten unter uns am meisten einlullte, war eine Verstärkung unseres Trupps durch siebzehn Wagen, welche wir am gleichen Abend einholten.

Früh am 26. Mai trafen wir auf den



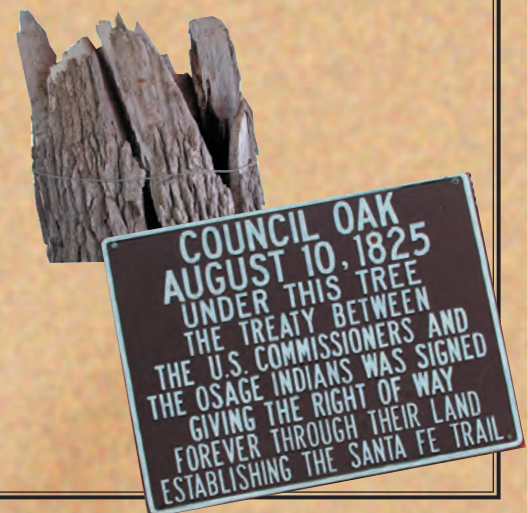
Haupttharst der Karawane im lang ersehnten Rendez-vous in Council Grove. Falls dieser imponierende Name den Leser zur Annahme verleiten sollte, es handle sich dabei um ein gemütliches und blühendes Städtchen, muss er leider darauf aufmerksam gemacht werden, dass wir die letzte menschliche Behausung am Tag unserer Abreise aus Independence hinter uns gelassen hatten; von der Grenze von Missouri bis zur Grenze von New Mexico sollte keine einzige Siedlung, nicht mal eine indianische, unsere Augen erfreuen. Council Grove liegt rund 150 Meilen westlich von Independence und besteht aus einem länglichen, rund eine halbe Meile breiten Gehölz. Darin befindet sich eine reiche Auswahl von unterschiedlichen Bäumen: Eichen, Nussbäume, Eschen, Ulmen, Hickorien, etc.; der Wald erstreckt sich über die ganze Länge des Flussbetts des kleinen Council Grove Creek, Hauptader des Neosho River. Der Bach ist umgeben von sehr fruchtbaren Böden und wunderschönen Hochlandprärien, für die Urbarmachung hervorragend geeignet. Das ist in der Tat der generelle Charakter des gesamten Gebiets seit Independence. Jeder, der diese entzückende Gegend durchquert hat, ersehnt den Tag, an dem die Ansprüche der Indianer auf dieses Land ausgelöscht sind und «weisse» Niederlassungen den Trübsinn vertreiben, welcher jetzt noch dieses unbewohnte Land beherrscht. Der grösste Teil dieses produktiven Lands gehört jetzt noch den Shawnee und anderen Indianerstämmen der Grenzregion; ein Teil davon wurde allerdings nie einem bestimmten Stamm zugeteilt.

Häufig wurde von Reisenden der Versuch unternommen, Council Grove eine romantische Aura anzudichten. Folgende fabulöse Phantasterei fand ich in einem Brief, der inzwischen die Reise durch unsere Zeitungen gemacht hat; sie mag als amüsantes Beispiel dienen: «An diesem

Ort treffen sich die Pawnee-, Arapaho-, Comanche-, Loup- und Eutaw-Indianer, die sich alle untereinander im Kriegszustand befinden, einmal jährlich, um gemeinsam die Pfeife zu rauchen.» Nun ist es mehr als wahrscheinlich, dass keiner der aufgeführten Stämme Council Grove überhaupt je gesehen hat. Was immer man mit diesem Ort an historischem oder phantastischem Interesse verbinden mag, eines ist sicher: Der Neuling bildet sich ein, sich inmitten von lauernden Wilden zu befinden. Diese unwirklichen Ängste sind für die Veteranen immer wieder Quell nicht geringer Belustigung, zögern diese doch überhaupt nicht, mit einem einzigen Wagen, mit einem oder zwei Gefährten, oder gar ganz allein, vom Arkansas River bis nach Independence zu reisen.

Die Fakten, welche mit dem Namen dieses Orts zusammenhängen, sind ganz simpel: Die Herren Reeves, Sibley und Mathers wurden 1825 von der amerikanischen Regierung beauftragt, einen Weg von Missouri nach Santa Fe zu markieren. An diesem Ort trafen sie sich mit einigen Trupps von Osage. Mit diesen schlossen sie einen Vertrag. Die Osage stimmten darin zu, dass alle Bürger der USA und Mexikos die Gegend ohne Belästigungen durchreisen konnten, und sogar, dass sie diejenigen, welche im Santa Fe Trade engagiert sind, unterstützen würden; dafür sollten sie eine Entschädigung von 800 Dollars bekommen (in Form von Handelswaren). Bei dieser Gelegenheit gaben die US-Kommissäre dem Ort den Namen «Council Grove».

Die Markierungen, die diese Kommissäre über weite Strecken des von ihnen ausgekundschafeten Wegs anbrachten, in Form von erhöhten Erdhügeln, scheinen allerdings den Reisenden nicht sehr nützlich gewesen zu sein. Denn diese fuhren weiterhin entlang den bereits gelegten Wagenspuren.



Tag wird jeweils am Nachmittag ein Lager bezogen (mit Wagenburg), normalerweise auf der freien Prärie, oder unmittelbar nach einem Flussübergang (keine Brücken, nur Furten), um sicherzustellen, dass die Weiterfahrt am Folgetag nicht durch von nächtlichen Gewittern verursachtes Hochwasser behindert wird.

## Der Pelzhandel

St. Louis ist seit seinen französischen Anfängen Zentrum und Scharnier des Pelzhandels. Von hier werden die jährlichen Handelstrupps ausgesandt, welche die über die Prärien, im Norden bis ins heutige Kanada, im Westen bis zu den Rocky Mountains verstreuten Handelsposten im Tausch gegen die erbeuteten Häute mit dem Lebensnotwendigen versorgen. Der «Anzeiger des Westens», die erste deutschsprachige Zeitung des amerikanischen Westens, widmet bereits 1836 dem Pelzhandel einen grösseren Artikel, der einen authentischen Eindruck von der Funktionsweise und wirtschaftlicher Bedeutung dieses Geschäfts vermittelt. Erst Überjagung und Launen der Mode - in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts werden die bislang geradezu süchtig nachgefragten Biberfellhüte durch Seidenhüte verdrängt - verursachen den praktisch vollständigen Zusammenbruch des während eines knappen Jahrhunderts so einträglichen Geschäfts.

**E**ine kurze Beschreibung der Art und Weise, wie die feinen und groben Pelzwerke aus dem unendlichen Gebiete des Missouri-Stroms in unsere Hände und in den Welthandel gelangen, dürfte unsern Leser nicht ganz uninteressant seyn. Wir haben einem jungen, wissenschaftlich gebildeten Deutschen die nachstehenden Angaben zu verdanken, welcher vor nicht gar langer Zeit an einem Handelszuge, der bis über die Fälle des Missouri hinaufging, theilnahm. Es ist noch gar nicht allzu lange her, daß die Gegenden welche wir heut zu Tage bewohnen, jene Massen der kostbaren Pelzwerke lieferten, die wir jetzt mehrere tausend Meilen weiter westlich unter den größten Gefahren und Entbehrungen hierher schaffen müssen. Die Franzosen haben bei ihrer Neigung nach abentheuerlichen Unternehmungen, und bei ihrer Fähigkeit, mit den eingeborenen Indianerstämmen zu verkehren, ja sich mit ihnen zu befreunden und zu vermischen, diesen Industriezweig besonders ausgebildet. Französische Flecken an beiden Ufern des Mississippi, Cape Girardeau, St. Genevieve, Kaskaskia, Kahokia und andere waren in früheren Zeiten ebenso viele Märkte für die Pelzwaren, welche damals noch in der nahen Umgegend erbeutet wurden; und mit dem Büffel, dem Elenthiere (Elch; Anmerkung des Autors) und dem Biber ist auch jetzt wieder der dem Indianer befreundete Franzmann vor dem Pfluge und der Axt gewichen, um neue Jagdgründe zu

Typischer Santa Fe Trail-Wagen; trugen wegen der weissen Planen, die über dem hohen Präriegras wie Segel eines Schoners aussahen, den Übernamen «Prärie-Schoner» ▶

durchschweifen und die lustigen Lieder seiner Heimath lieber einem hübschen Indianermädchen vorzusingen, als damit dem trockenen Ernst eines Geschäftsmannes ein Aergerniß zu geben. Auch die Handelsexpeditionen, welche heut zu Tage von unserer Stadt, dem Hauptstapelplatze des Handels, alljährlich nach dem Fuße der Felsengebirge abgehen, werden zum großen Theile von Franzosen unternommen und ausgeführt. Wir wissen, daß hin und wieder die Meinung vorherrscht, als wären die von St. Louis abgehenden Expeditionen vorzugsweise bestimmt, in dem fernen Westen durch ihre Mitglieder selbst die Thiere zu erlegen, deren Bekleidung dem Luxus so willkommen ist, und man belegt sie deshalb nicht selten mit dem unrichtigen Namen der Pelzjäger; wir werden aber sehen, daß die Jagd nur ihre Nebenbeschäftigung und vorzugsweise das Mittel ihres Unterhaltes ist, während ihr Hauptzweck darauf gerichtet ist, von den Indianern, den Halbindianern und sogar den Weißen, welche in nicht unbedeutender Anzahl ihr ganzes Leben der Jagd in den Wildnissen geweiht haben, die jährlich gemachte Beute abzutauschen, und ihnen dagegen die Bedürfnisse zuzuführen, die zur Fortsetzung ihrer Lebensweise erforderlich sind. Die Zeit, welche für einen solchen Handelszug bestimmt ist, und gemeinhin 12 bis 18 Monate beträgt, würde durchaus nicht hinreichen, um durch die Glieder der Expedition selbst die erforderliche Menge von Pelzen zu gewinnen, und an Geschicklichkeit und Erfahrung im Geschäfte der Jagd würden Leute, die sich in ihrem Leben vielleicht nur einmal zu einer solchen Reise engagiren, denen, die sich für immer dort aufhalten, stets nachstehen; man weiß vielmehr durch einen äußerst gewinnbringenden Handel jenen wilden Jägern die Früchte ihrer Strapazen abzugewinnen; und diesen Handel theils zu betreiben, theils zu schützen, werden hier so zahlreiche Compagnieen organisiert und abgesandt. Es ist bekannt, daß

# DER PELZHANDEL IM MISSOURIGEBIET

AUS «ANZEIGER DES WESTENS»,  
2. JULI 1836,

DEUTSCHSPRACHIGE IN  
ST. LOUIS PUBLIZIERTE ZEITUNG

## UND DIE EXPEDITION NACH DEM FELSENGEBIRGE

ORTHOGRAPHIE UND INTERPUNKTION GEMÄSS ORIGINAL

die Regierung der Vereinigten Staaten, um den Indianer vor der Gewinnsucht der Einzelnen zu beschützen, sich das ausschließliche Recht des indianischen Verkehrs vorbehalten hat, daher kann man das Recht zur Betreibung des Pelzhandels nur auf eine v. derselben eingeholte besondere Erlaubniß gegründet werden. Seit einer Reihe von Jahren hat man begonnen, den Pelzhandel ganz systematisch zu betreiben. Außer der sogenannten allgemeinen Compagnie wird der Pelzhandel noch auf Rechnung mehrerer einzelner Unternehmer und kleinerer Compagnieen betrieben, insgesamt aber hat man zu seiner Förderung mancherlei Anstalten getroffen, wozu namentlich die bis in die Felsengebirge hinauf angelegten Handelsforts und die unter den verschiedenen Indianerstämmen vertheilten Agenten gehören. Letztere, welche neben der Verwaltung des Amtes, unter den freundlichen Indianerstämmen Frieden zu erhalten, vielleicht noch mehr den Zweck verfolgen, mit dem gefürchteten Namen des Großvaters fremde bis dahin noch unbekannte Indianerstämme zu Anknüpfung von Handelsverbindungen zu vermögen, sind zwar von der Regierung der Ver. Staaten angestellt, werden aber zugleich von den Handelscompagnieen besoldet.

Es läßt sich voraussetzen, daß ein so weitläufiges und gefährliches Unternehmen, wie der Pelzhandel, ganz unterbleiben würde, lockte nicht den Unternehmer ein übermäßig großer Gewinn, den Begleiter die Neuheit des Gegenstandes oder eingewurzelter Hang zu Abentheuern. Denn Gewinn hat nicht der arme Begleiter, der dabei sein Leben zu Markte trägt, sondern nur der reiche Unternehmer zu erwarten, der mit dem Leben jener auch seine Waaren von den manchfachen Unglücksfällen zu Lande und zu Wasser bedroht sieht. Hartherzig wird auf die Entbehrungen

der Offiziere und der Mannschaft eines solchen Handelszuges, nur ein um so größerer Gewinn der Compagnie gegründet; aber Vorspiegelungen und Anlockungen lassen es nie an immer neuen Wagehälften fehlen.



Verfolgen wir, um eine Anschauung des ganzen Geschäftes zu bekommen, den Zug einer solchen Handelsexpedition von seiner Bildung an, und auf den verschiedenen Wegen, die jährlich von unserem Staate aus eingeschlagen werden.

Der Ruf von dem Abgange eines neuen Handelszuges zieht alljährlich eine Menge thatenlustiger Männer herbei. Den einen lockt die Aussicht, sich ein kleines Kapital zusammen zu bringen, wenn er, wie er meint, den Sold von 12 bis 18 Monaten in der Hand des Unternehmers stehen lassen kann, den Anderen die Begierde, neue Länder zu sehen, den Dritten die Jagdlust, den Vierten treibt wohl auch Verzweiflung und Armuth - kurz, wenn noch dabei die Werber nicht müßig sind, fehlt es nicht an neuen Rekruten aus dem In- und Auslande; bleibende Begleiter der Züge sind namentlich viele Franzosen, die auch nicht selten die Offiziersstellen des Zuges bekleiden. Die Mannschaft verpflichtet sich durch Namensunterschrift zu Treue und Gehorsam gegen die

Compagnie und ihre Führer, und macht sich verbindlich, keinen unerlaubten Nebenhandel auf eigene Hand zu treiben, was freilich bei alten Praktikern dennoch nicht unterbleibt. Der Anführer des Zuges hat, wenn letzterer die Grenzen des Missouri-Staates überschreitet, nach Art der Seekapitäne ziemlich unbeschränkte Gewalt; er verhängt ziemlich harte Strafen, selbst körperliche Züchtigungen; außer der rechtlich ihm zuerkannten Gewalt, mißbraucht er nicht selten die hilflose Lage der getäuschten und überredeten jungen Mannschaft zur Erpressung von nicht statutenmäßigen Dienstleistungen, oder er verkürzt sie listig oder gewaltsam um ihre sauer verdiente Lohnung und Verabreichung.

Die Reise geht entweder zu Lande oder zu Wasser, oder abwechselnd beides. Bei der Landreise erhält jeder Begleiter ein Pferd und einen Maulesel; letzterer trägt Waaren, Fallen und Lebensmittel, ersterer den Reiter mit seiner Büchse und 25 Pfund des eigenen Gepäckes; mehr darf er für sich nicht mitnehmen. Nicht länger als auf acht Tage führt der Reiter einiges Fleisch und Zwieback mit sich, nachher hat er für sich und seine Pferde Alles zu schaffen, was zu ihrer und seiner Unterhaltung gehört. Nachts packt er seine Thiere ab, und befestigt sie mit einem 30 Fuß langen Seile an einem passenden Rasenplatze. Bei dem Aufbruch am Morgen muß er mit dem Aufpacken präcis wieder fertig seyn, wiederholte Nachtwachen, Abzug an der Lohnung sind sonst Strafen, welche nach Befinden der Umstände ihm auferlegt werden. Es ist augenscheinlich, daß diese Art zu reisen nicht wenig anstrengend ist. Der Mann, der den Tag über gereist ist, und noch dazu gejagt hat, was, wenn die Indianer kurz zuvor zufällig oder aus Mißgunst abgeräumt haben, nicht immer mit gutem

Erfolg geschieht, muß seine kümmerliche Nachtruhe noch durch strenge Nachtwachen verkürzen, und hat, wenn er der Ermüdung erliegt, harte körperliche Züchtigung zu befürchten. Die Landreise wird nicht selten für weniger bedeutende Abtheilungen gewählt, sie hat den Vortheil, daß sie der Compagnie die Kosten der Proviantirung erspart, daß sie kürzere Wege nehmen kann, und dann dient sie auch dazu, zum Zwecke der Schmuggelei den Untersuchungsposten zu umgehen. Gebrannte Wasser dürfen auch die privilegierten Handelscompagnien nicht an die Indianer bringen, und es werden deshalb zu Fort Leavenworth (in der Nähe von Westport; Anmerkung des Autors) alle Fahrzeuge genau untersucht. Dieser Untersuchung weicht ein Landtransport leicht aus. Kleine kübelartige Fäßchen werden zu Independence (östlicher Vorort des heutigen Kansas City; Anmerkung des Autors) mit Alkohol gefüllt, und auf die Maultiere gepackt; an Ort und Stelle versetzt man dann den Spiritus mit vier Fünftheilen Wasser, und hat dann einen Schnaps, wovon die Pinte - an die Mannschaft nicht anders, als an die Indianer - mit \$2 bezahlt wird.

Die meisten Handelszüge gehen jedoch, wenigsten den größten Theil des Weges, zu Wasser, und zwar wiederum auf verschiedene Weise. Von der allgemeinen Pelzhandels-Compagnie gehen jährlich zwei Dampfboote bis hinauf über die Mündung des Yellowstone-Flusses, nach dem Handelsort McKency, denn bis dahin ist der Missouri bei hohem Wasserstande, welcher beim Schmelzen des Schnees der Felsengebirge im Mai und Juni eintritt, mit Dampfbooten schiffbar, wiewohl die Fahrt wegen des wilden Wassers des Missouri und der unendlichen Senkhölzer und Baumstämme außerordentlich gefährlich. Die Handelszüge der Nebencompagnien gehen dagegen auf Kielbooten, die nur bis Liberty oder Independence durch Dampfschiffe, dann aber bis an den Ort ihrer Bestimmung durch Menschenhände gezogen werden. Die Arbeit des Schiffsziehens gehört wohl überall zu den schwersten, um wie viel mehr muß dies aber an einem Flusse der Fall seyn, wo an einen Leinpfad nicht zu denken, wo die stärksten, umgestürzten Baumstämme jeden Augenblick den Weg versperren, und Gestrüpp und Rankengewächse Arbeiter und Seile verwickeln

▼ Karl Bodmer, Snags on the Missouri; Plate 152; Illustration für Schwierigkeiten und Gefahren, denen die Missouri-Schiffahrt ausgesetzt war

und verschlingen. Dabei müssen die meisten der kleineren Flüsse und Bäche, welche sich in den Hauptstrom münden, durchschwommen oder durchwaten werden, und an Stellen, wo gar kein anderes Durchkommen möglich ist, müssen vorgehende Arbeiter mit der Axt die Bahn brechen, oder ein vorausgesandtes Boot wirft oft meilenweit vor dem Hauptboote Anker, und dieses wird an einem langen Seile von der ganzen Mannschaft hinaufgezogen. Hundert und zwanzig Tage lang dauert nicht selten die beschwerliche Reise, und dabei werden die Arbeiter bei schmalen Kost bis zur Erschöpfung angestrengt. Von Morgens 3 Uhr bis Abend 9 Uhr dauert die tägliche Reise, während die Arbeiter nichts als Speck und gekochten Mais und das Wildpret, was nebenan gehende Jäger auf der Reise erlegen, zur Kost erhalten. Zuweilen wird der Gesellschaft oder wenigstens Einigen von ihnen die Ehre zu Theil, von einem der freundlich gesinnten Indianerstämme zur Tafel gezogen und mit dem Lecker-



bissen der Wilden, mit Hundefleisch traktirt zu werden. Die Verköstigung der Mannschaft von Seiten der Gesellschaft ist eigentlich nur bis zur Militärgrenze des Staates bestimmt, und von hier aus sind sie verpflichtet, sich alles durch die Jagd zu erwerben; nur bei hohem Mangel werden jene geringen Lebensmittel verarbeitet. Von der Militärgrenze des Staates bis zu den Councilbluffs beschränkt sich die Jagdbeute auf Hirsche und Federvieh, von hier aus bis an den Einfluß des kleinen Missouri kommen schon zum Theil die grossen canadischen Hirsche (Elk), die grossen Hasen an der Stelle unseres Kaninchens, und einzelne Büffel vor; reicher wird die Beute, besonders an Büffeln, zwischen dem kleinen Missouri und dem Yellow Stone. Zum Theil wird auch das thranige Fleisch des Bibers gespeist, oder man erhält von einigen Indianerstämmen, welche Landbau betreiben, schwarze Bohnen, Kürbiß und Gemüse.

Nach der verschiedenen Art der Reise ist auch die monatliche Löhnung verschieden. Am geringsten wird die Mannschaft bezahlt, welche auf Dampfschiffen transportirt wird; ihr Gehalt war früher \$18 bis 25, ist aber jetzt bis auf die Hälfte herabgesetzt; besser werden diejenigen bezahlt, welche zu Schiffsarbeit an den Kielbooten engagirt sind. Indeß ist der Lohn überhaupt illusorisch. Die geringe Pfundzahl, welche der Mannschaft mitzunehmen erlaubt wird, gestattet ihnen nicht, sich selbst mit vielen Lebensbedürfnissen zu versorgen; sie sind daher nicht selten gezwungen, auf Rechnung ihrer Löhnung, welche sie außerdem bis zur Beendigung der ganzen Reise stehen lassen könnten, Manches, namentlich geistige Getränke, von den Offizieren der Gesellschaft anzunehmen, was ihnen zu der dort üblichen, enormen Preistabelle angerechnet wird.

Leute, welche schon öfters an Expeditionen theilgenommen haben, namentlich alte, mit den Indianern vertraute Franzosen, wissen durch Tausch mit den der Mannschaft erlaubten Handelsartikeln, wozu besonders gelbe Beinkleider gehören, leidlichen Gewinn zu machen; aber den Neulingen wird selbst dieser Handel nicht selten durch Intriguen und Gewaltthätigkeit verkürzt, und sie müssen zufrieden sein, wenn sie ohne etwas Anderes als das nackte Leben davon zu bringen, die Rückreise bestreiten können, die ihnen auf eigene Hand zu bewerkstelligen obliegt, wenn inzwischen, was nicht selten der Fall, die Zeit ihres Dienstes abgelaufen ist.

Auf dem Wege nach dem endlichen Bestimmungsorte werden überall an den Handelsniederlagen der Gesellschaft die Handelsofficianten nebst den mitgebrachten Tauschwaaren und, wo es nöthig erscheint, eine angemessene Besatzung ausgesetzt; sie betreiben bis zur Rückkehr des Hauptcorps durch Dollmetscher und Unterhändler die Angelegenheiten der Compagnie. Die Tauschmittel bestehen in weißen und gefärbten Teppichen, Calico (Kattun, «cotton», Baumwollstoff; Anmerkung des Autors) und anderen geringen Zeugen, blechernen Kesseln, Schellen, Spiegeln, rothen Farben und, wo möglich, in dem eingepanschten, zu Branntwein verdünnten Spiritus. Als Gegenwaaren nimmt man halb und ganz zubereitete Hirschfelle, nach indianischer Weise zugerichtete Büffelfelle und vor allem gern die kostbaren Biberhäute. Eine Preistabelle ist durch alle Agentschaften festgesetzt, und daß dieser nicht zum Nachtheil der mitgebrachten Artikel gestellt ist, läßt sich von selbst vermuthen. Die Gesellschaft als solche gibt sich, wie schon erwähnt, nicht mit dem Fangen der Biber, oder dem Erlegen der Büffel und Bären ab, wohl aber thun es viele Weiße, welche nach Ablauf ihrer Dienstzeit die Rückkehr nicht wünschen oder nicht bestreiten können. Sie lassen sich dann von der Gesellschaft, bei welcher sie eingeschrieben waren, nicht selten ihren rückständigen Sold mit einem Pferd und drei bis vier Biberfellen auszahlen, was aber nur unter der Bedingung geschieht, daß sie ihre allenfallsige Ausbeute an dieselbe Gesellschaft u. um denselben festgesetzten Preis abgeben. Die Gesellschaft gewährt ihnen dann Schutz und Unterstützung, sie schließen sich an drei oder vier gleichgesinnte Cameraden an, kaufen sich gelegentlich indianische Weiber, - denn nur gegen Bezahlung gibt diese der Vater oder der Bruder her, - und leben oft 10 und zwanzig Jahre, ja ihre ganze übrige Lebenszeit als sogenannte Freijäger. Solche kühne weiße Jäger oder ihre halbbürtigen Abkömmlinge findet man aus allen Nationen, und es hat schon unsere deutschen Landsleute, wie in einem Falle unsern Hrn. Berichtstatter, nicht wenig verwundert und erfreut, von einem Halbindianer mit schwarzem, starkem Haar ihre liebe Muttersprache mitten in der Abgeschlossenheit des Westens ziemlich rein sprechen zu hören.



# DER KRÄMER AUS BURGDORF WIRD SANTA FE TRADER IN MISSOURI -

1834 - 1838

**S**utter landet im Juli 1834 in New York und macht sich sofort auf den Weg nach Missouri. In Begleitung von vier anderen Neuankömmlingen (je zwei Deutsche und Franzosen) wandert er über die Entfernung von rund 1500 km (Luftlinie) quer durch die östlichen Vereinigten Staaten, d.h. durch Pennsylvania, via Cincinnati (Ohio), Indiana und das südliche Illinois. Gegen Jahresende erreicht er die deutschen Siedlungen in der Umgebung von St. Louis.

Sutter lässt sich zunächst in St. Louis, Boom-Stadt direkt unterhalb des Zusammenflusses von Mississippi und Missouri, nieder und findet im von einem Schweizer geführten Hotel «Schwyzerland» provisorische Unterkunft. Dort lernt er den jungen westfälischen, ebenfalls noch völlig unerfahrenen Einwanderer Johann August Laufkötter kennen, mit dem er im Schwyzerland zunächst das Zimmer teilt.

*Die Beziehung mit Laufkötter wird in ihrem späteren Verlauf durch Sutter's vor allem kaufmännisch gaunerhaftes, aber auch charakterlich liederliches Verhalten grundlegend gestört. Dies bewegt Laufkötter, der Sutter in Kalifornien wieder begegnen wird, zu einer giftigen und polemischen Abrechnung, durch welche Sutter in seinem Kampf mit der US-Regierung um Wiedergutmachung für den Verlust seiner Ländereien charakterlich und geschäftlich schwer belastet wird.*

*In Anbetracht der persönlichen Enttäuschungen, die Sutter seinem ursprünglichen Zimmergenossen und Freund Laufkötter bereitet haben mag, ist allerdings davon auszugehen, dass Laufkötter's Bericht (siehe Bibliografie) kein Musterbeispiel von Objektivität ist.*

*Laufkötter scheint der einzige persönlich beteiligte Zeitzeuge für Sutter's Aufenthalt und Wirken im Raum St. Louis/Santa Fe zu sein. Weitere Primärquellen sind nicht verfügbar, jedenfalls bis jetzt weder aufgetaucht noch entdeckt worden. Sutter selbst berichtet kaum, und wenn schon, dann nur sehr beiläufig, über diese Lebensstationen. Bei seiner sprichwörtlichen Wahrheitsliebe wäre sowieso klar, was von seiner Fabuliererei zu halten wäre. Deshalb wird Laufkötter's anti-Sutter-Pamphlet mannigfach multipliziert. Zunächst wird es von Zollinger (siehe Bibliografie), dem sicher phantasievollsten, jedoch wohl gründlichsten und seriösesten Sutter-Biografen weidlich ausgeschlachtet, fast durchwegs ohne Quellenangabe. Dann kuppert Dillon (siehe Bibliografie) grosszügig bei Zollinger ab. Ganze*

◀ Karl Bodmer, Entry to the Bay of New York; Plate 22 (Ausschnitt); Einfahrt in den Hafen von New York, wie er sich Bodmer bei seiner Ankunft 1832 präsentierte

▼ Karl Bodmer-Aquarelle, Ansichten, denen Sutter auf seinem Weg von New York nach St. Louis begegnet ist ►

▼ The Delaware Water Gap; Plate 38

▼ Mahoning Creek; Plate 43



43. Mahoning Creek, Pennsylvania

View of Pittsburgh; Plate 47 ▼

Economy, Rapp's Colony on the Ohio; Plate 49 ▼



Textpassagen sind wörtlich Laufkötter's Bericht entnommen. Man kann darüber bestenfalls die Achseln zucken, denn was passt besser zur Vita des Schwadronners, Aufschneiders und Gauners Sutter als eine Reihe von Biografen, welche ihre Texte stehlen?

Sutter findet Zugang zur Gemeinschaft der zahlreichen deutschen Einwanderer. Er erwirbt «sich bald durch seine Lebhaftigkeit, sein leichtes und einnehmendes Auftreten, seine männliche Persönlichkeit einen Kreis von Freunden» (schreibt Gustav Philipp Körner, ein Mitglied des Deutschen Klubs, und späterer Freund Abraham Lincoln's).

Der Deutsche Klub von St. Louis wird von verschiedenen Biografen regelmässig erwähnt. Leider sind in der für die Epoche massgebenden Bibliothek der Missouri Historical Society keinerlei Unterlagen über diese Institution vorhanden. Referenzen auf den Klub existieren nicht. Auch die offiziellen Vertretungen Deutschlands oder heute noch bestehende deutsche Vereine kennen den Club nicht. Primäre Zeugnisse über Sutter's Auftreten im Club sind offenbar leider verloren gegangen.

St. Louis hat aus der Zeit vor dem Louisiana Purchase (1803) immer noch einen starken französischen Bevölkerungsanteil. Die Franzosen beherrschen einen grossen Teil des für St. Louis typischen und existenziellen Handelsgeschäfts. Sie sind führend in der Mississippi-Schiffahrt nach New Orleans oder, via Ohio River, nach Cincinnati und an die Ostküste; sie dominieren den Handel mit Produkten der lokalen Farmer, betreiben die Einfuhr benötigter industrieller Güter (Farmgeräte, Werkzeuge und Maschinen für alle denkbaren Handwerke, Waffen, etc.), und sie haben das Sagen im Santa Fe Trade und im Pelzhandel.

Im Winter 1834/35 verlegt Sutter, zusammen mit Laufkötter, seinen Wohnsitz nach St. Charles, ca. 20 Meilen Missouri-aufwärts. Laufkötter betreibt dort einen Laden, wo sich Sutter, der auch jetzt ständig unter Geldknappheit leidet, mit Lebensmitteln und Getränken versorgen kann.

Sutter lernt, vermutlich dank seiner Sprachkenntnisse, französische Kaufleute kennen, welche im Santa Fe Trade engagiert sind. Seine neuen Bekannten ermöglichen es ihm, sich als Herrscher an der Santa Fe-Karawane von 1835 zu beteiligen. Laufkötter rüstet ihn - natürlich auf Kredit - mit Proviant und einigen billigen Artikeln für den Santa Fe-Tauschhandel aus.

▼ St. Charles, Lewis & Clark-Museum

▼ Santa Fe: Eingang zum Museum of Fine Arts; eindrückliches Beispiel für die im ehemaligen Neuspanien vorherrschende Adobe-Bauweise (Bausteine aus an der Sonne getrockneten oder gebrannten Lehmziegel)



Über Sutter's Erlebnisse auf dem Santa Fe Trail ist nichts überliefert, ausser dass er voller Begeisterung über die Möglichkeiten, riesige Gewinne machen zu können, sowie mit einigen Maultieren, welche er für seine Handelswaren eingetauscht hatte, zurückkehrt.

Er macht sich sofort daran, für das kommende Jahr einen eigenen Handelszug nach Santa Fe zu organisieren. Er verkauft seine Maultiere, um mit dem Erlös einen Hausierhandel mit den Farmern um St. Charles aufzuziehen, und beginnt gleichzeitig, bei diesen für seinen Handelszug zu werben. Dabei gerät er in Kontakt mit Anhängern Gottfried Duden's. In diesem Kreis, angeführt von Pastor Friedrich Münch, beginnt seine a posteriori-Karriere als Militärperson. Sutter positioniert sich konsequent als Offizier der Schweizer Garde des französischen Königs Karl X. Dies ist die Geburtsstunde von «Captain Sutter», der allerdings seine Sporen und seinen neuen Titel erst mit der Führung eines im wesentlichen von deutschen Auswanderern finanzierten Santa Fe-Zugs im Jahr 1836 definitiv verdienen wird.



## Josiah Gregg über den Santa Fe Trade

Auszug aus

«Commerce of the Prairies; Life on the Great Prairies in the 1830's and 1840's»,  
Josiah Gregg, New York, 1844

(für Informationen über Josiah Gregg siehe Auszug »Gregg« in Kapitel 5)

### Council Grove

Die Bezeichnung «Council Grove» ist wohl die am besten geeignete, die man diesem Ort überhaupt geben kann; denn wir führten dort in der Tat eine Grosse Ratsversammlung durch, in der alle Ansprüche der verschiedenen Amtsaspiranten in Erwägung gezogen, Führer gewählt und Regeln für die Führung der Expedition verabschiedet wurden. Das ist bewährte Usanz dieser kunterbunt durchmischten Karawanen. Man möchte annehmen, dass Buhlen um Wahlerfolge und Parteienfilz kaum so weit in die Wildnis vorstossen könnten; aber so war es. Sogar in unserer kleinen Gemeinschaft gab es Amtsüchtige und deren politische Anhänger, genau so ernsthaft und hingeeben, wie man sie unter modernen Politikern inmitten unserer Zivilisation antreffen kann. Allerdings, nach langem Zank und wortreicher Kriegsführung fanden es alle «Kandidaten» ratsam, zurückzustehen; und ein Herr namens Stanley, der weder ein Amt gesucht noch sich darum beworben hatte, wurde einstimmig zum «Captain of the Caravan» bestimmt. Es existierten keine konstitutionellen Bestimmungen für die Festlegung der Befugnisse dieses Amtes; entsprechend waren sie vage und ungewiss. Befehle wurden als Wünsche angesehen, je nach Laune der Untergebenen mal befolgt, mal ignoriert. Allerdings muss festgestellt werden, dass vom Captain erwartet wird, dass der die Reiseordnung tagsüber festlegt und den Ort für das Nachtlager bestimmt. Zusätzlich übt er zahlreiche andere Funktionen allgemeiner Natur aus, solange die Teilnehmer der Karawane es gut finden, dies zu dulden. Ich werde die Leser jedoch damit vertraut machen, wie wenig Aufmerksamkeit die Kommandi des Captain in Not- oder Ausnahmesituationen tatsächlich erhalten, indem ich diese im weiteren Verlauf der Expedition beobachte und schildere.

Danach, also nach der Wahl des Captain, folgt die wichtigste Organisationsaufgabe. Zuerst werden die Wageneigner aufgefordert, eine Liste ihrer Wagen und Leute abzugeben. Die Wagen werden im Allgemeinen in vier «Divisionen» gruppiert,

besonders wenn die ganze Karawane sehr gross ist - unsere bestand aus beinahe hundert Wagen, zusätzlich einigen Dearborns (ein kleinerer Wagentyp, vor allem für den Personentransport geeignet) und sonstigen kleineren Fahrzeugen, sowie zwei Kanonen (je ein Vier- und Sechspfünder) auf Fahrgestellen. Jeder dieser Divisionen wurde ein Lieutenant zugeteilt, dessen Aufgabe darin bestand, unterwegs jede Schlucht und jeden Fluss zu inspizieren, die besten Übergänge auszusuchen, und das zu überwachen, was in Prairie-Speak «Bildern» des Nachtlagers heisst.

Nach dem Auszählen konnten wir feststellen, dass unsere Karawane beinahe 200 Mann umfasste; dabei sind Behinderte und Kranke, welche natürlich von der Übernahme irgendwelcher Pflichten befreit sind, nicht mitgezählt. Der unerfahrene Reisende fürchtet sich vor nichts mehr als vor dem Wachestehen. Keiner, völlig unabhängig von Stand oder Anstellung, hat jedoch die kleinste Chance, sich diesem Grundgesetz der Prärien zu entziehen. Der Amateur-Tourist und der lustlose Herumtreiber teilen das genaue gleiche Schicksal - ohne Ausnahme kommt jeder beim Wachestehen regelmässig an die Reihe. Gewöhnlich laufen bei jeder Karawane eine Anzahl vornehmuerischer Nichtsnutze mit, die ständig damit beschäftigt sind, Mittel und Wege zu finden, die mühsamen Stunden des Wachestehens zulasten anderer zu umgehen. Auf ihren «Vergnügungsreisen» können sie meistens praktisch kostenlos leben. Denn die gastfreundlichen Trader verweigern auch einem nichtsnutzigen Gesellen selten einen Platz an ihrer Tafel. Dafür wird von ihnen wenigstens erwartet, dass sie sich beim Wachestehen als nützlich erweisen. Es wird ihnen nicht einmal erlaubt, einen Stellvertreter zu stellen, was bei militärischen Expeditionen regelmässig vorkommt; der Stellvertreter, der ja dann diese Pflicht zusätzlich zu seiner eigenen wahrnehmen müsste, wäre in Anbetracht der Gefahren der Prärie kaum wachsam genug. Auch Behinderte müssen unwiderlegbare Beweise für ihre Behinderung vorbringen können, sonst

haben sie schlicht und einfach Glück, wenn ihr Wunsch nach Verschonung akzeptiert wird. Ich für meinen Teil, obwohl anfänglich auf der Krankenliste, kann mich nicht erinnern, meine Wachepflichten während der ganzen Reise auch nur ein einziges Mal nicht geleistet zu haben. Man muss sich bewusst sein, dass die Präriewache äusserst standfest sein und auch den heftigsten Sturm aushalten können muss (denn gerade dann ist äusserste Aufmerksamkeit am nötigsten).

Normalerweise gibt es pro Nacht einen Turnus von acht Wachen; jedermann steht jede zweite Nacht eine Doppelwache. Bei kleineren Gruppen wird die Anzahl im allgemeinen reduziert; sehr kleine Gruppen können aus Sicherheitsgründen gezwungen sein, die Wacheschichten auf bis zur Hälfte der Nacht auszudehnen. In grossen Karawanen bestimmt der Captain normalerweise acht Wachkommandanten, von denen jeder eine gleich grosse Anzahl Männer befehligt.

Der heterogene Auftritt unserer Truppe, bestehend aus Männern aller Klassen und Gesellschaftsschichten und einer Zugabe des schwächeren Geschlechts, hätte für einen Künstler ein ausgezeichnetes Sujet abgegeben. Es mag als aussergewöhnlich erscheinen, dass auch Frauen diese abenteuerliche und beschwerliche Reise über die Prärien mitmachten. In unserem Fall waren unsere weiblichen Begleiterinnen Mitglieder einer spanischen Familie, welche 1829 durch ein Dekret des mexikanischen Kongresses verbannt worden war, und jetzt, nachdem ihre Verbannung wieder rückgängig gemacht worden war, in ihre Heimat zurückkehren wollte. Allerdings gab es auch andere Frauen, welche zu unterschiedlichen Zeiten die Prärien in Richtung Santa Fe durchquerten; ich selbst habe zwei ehrenwerte französische Damen kennengelernt, die jetzt in Chihuahua wohnen.



▼ Santa Fe, La Fonda: spanisch-mexikanisches Restaurant, das zur Zeit von Sutter's Expeditionen schon bestand und in dem auch Sutter ein- und ausgegangen sein könnte

Landschaftseindrücke entlang dem Santa Fe Trail ▼►  
Comanche National Grassland Sierra Overlook - Rocky Mountains etwa 60km südlich am Horizont sichtbar ▼

▼ Raton Pass-Höhe, etwa 2'400 müM, Aussicht nach Norden  
▼ John Martin Reservoir State Park; Blick in die unendliche Weite der wüstenartigen Sierra des amerikanischen Südwestens

Wagon Mound, eine der zahlreichen für Santa Fe Trader wichtigen Landmarks, die anstelle von Karten als Orientierungspunkte dienten ▼

Seine Akquisitionsanstrengungen sind erfolgreich. Es gelingt ihm, in der Gemeinde der deutschen Einwanderer gleichgesinnte, abenteuerliche, gewinnhungrige und risikofreudige Genossen für die Finanzierung und Teilnahme an einer Santa Fe-Expedition zu gewinnen. Am 15. April 1836 verlässt Sutter St. Charles zusammen mit vierzehn (gemäss Laufkötter sind es 16) deutschen Partnern und reist nach Independence, Teil des heutigen Kansas City. Independence ist damals Endpunkt der Missouri-Schiffahrt; es liegt am Knie des Missouri, der hier sein von Norden kommendes Flussbett nach Osten verlagert und geradeaus auf den Zusammenfluss mit dem Mississippi zuströmt. Sutter's Gruppe besteht gemäss Laufkötter aus Bankiers, Ärzten, Offizieren, Kaufleuten, Handwerkern, Bauern, Junggesellen und Ehemännern. Sie besitzt vier Wagen.

Die gesamte Karawane, welche sich in Council Grove bildet und einen Captain Carr als Karawanenchef wählt, besteht gemäss Sutter aus 80, gemäss Laufkötter aus 120 Wagen und rund 80 Kaufleuten. Sutter's Gruppe ist die schwächste, bringt sie doch für nur gerade vier Wagen und etwa 15 Kaufleute mit, während der allgemeine Durchschnitt eher bei einem einzigen Kaufmann pro Wagen liegt.

Die Santa Fe-Karawane von 1836 wird kommerziell ein Fiasko. Gründe dafür sind die unerwartete Einführung neuer Zölle durch die mexikanischen Behörden, eine früher eintreffende Konkurrenzkarawane aus dem gerade von Mexico unabhängig gewordenen Texas, eine aktuelle Krise im Goldbergbau in New Mexico, und Indianeraufstände, welche einen grossen Teil der männlichen Bevölkerung von den Marktaktivitäten fernhalten.

Die Kaufleute, die für die einzelnen Teilnehmergruppen verantwortlich sind (sie werden «Lieutenants»

genannt), geben ein gemeinsames Manifest heraus, in dem sie den trostlosen Zustand des Santa Fe-Markts festhalten und davor warnen, für das kommende Jahr wieder eine Karawane zu lancieren. Das Manifest wird auf dem schnellstmöglichen Weg nach St. Louis transportiert und erscheint dort in der lokalen Presse (im «Missouri Republican» und im deutschsprachigen «Anzeiger des Westens») am 22. Oktober 1836. Sutter unterschreibt als zwanzigster Mitverfasser als «J. A. Sutter, Capt.». Er ist der einzige Lieutenant, der auf seinen Titel pocht.

Sutter und Laufkötter, der bei Sutter's zweiter Santa Fe-Expedition mit von der Partie ist, schlagen sich bis ins Frühjahr 1837 mit Goldgräbersuchen und Gelegenheitsarbeiten in und um Santa Fe mehr schlecht als recht durch. Laufkötter bekommt davon als erster genug und lässt, durch Misserfolg, finanziellen Verlust und Sutter's Lotterleben (Frauen, Saufen, Spielen) völ-



lig verbittert, New Mexico hinter sich und schliesst sich im Februar 1837 einer Gruppe von Amerikanern an, welche das Ziel Pazifikküste anstreben. Laufkötter im Originalton: »Thus ended Mr. Sutter's branch expedition and we have seen what became of his unfortunate fellows. In saying Mr. Sutter's expedition I do not intend to call him the originator, for such he never was of anything. He never made or carried out a determination, but others did and, using him as a tool, attained their object.« («So endete Herr Sutter's Unterkarawane, und wir haben sehen können, was aus seinen unglücklichen Teilhabern geworden ist. Wenn ich von «Herrn Sutter's» Expedition rede, will ich damit keineswegs sagen, er sei der Urheber gewesen, denn dies war nie und nimmer seine Rolle, Er hatte nie ein bestimmtes Ziel, verfolgte somit auch keins; andere



Karl Bodmer, View of the Missouri near Fort Leavenworth, Plate 144; Missouri-Ansicht in der Nähe des heutigen Westport (Kansas City) ►



taten dies, benützten ihn als Werkzeug, und erreichten ihre Ziele.»)

Auf ungeklärte Weise kann Sutter doch einigen geschäftlichen Erfolg auf eigene Rechnung verbuchen, obwohl seine Partner aus St. Charles ihre gesamten Investitionen abschreiben müssen und sich teilweise mit ihrem Handelszug tief verschulden. Jedenfalls tritt er 1837 den Rückweg mit rund 100 Maultieren und wilden Pferden an, für deren Betreuung er den Mexikaner Pablo Gutiérrez anheuert. Ein Teil der Tiere geht allerdings während der Rückreise verloren, ein Teil wird bei der Rückkehr in Independence von erzürnten Geschäftspartnern konfisziert. Einige wenige kann Sutter verkaufen, wobei sich auch diese als eher unbrauchbar erweisen. Das Zeugnis Pastor Münch's spricht für sich: «Es war nichts mit den wilden Tieren anzufangen. Ich selbst kaufte eines der Tiere, quälte mich mit demselben den Winter durch und musste es im Frühjahr totschliessen; andere liessen die unbändigen Tiere frei laufen und sahen nie wieder etwas von ihnen ... Sutter war damals noch jung, ein hübscher und kräftiger Mann, blond und wohlgenährt, jovial, etwas abenteuerlich und dabei schlauer, als man das seinem anscheinend kordialen Wesen zuzutrauen geneigt war, beweglich in hohem Grade und von seltenem Unternehmungsgeist beseelt. Für eine solche Natur war gerade Amerika der geeignete Boden, um Bedeutungsvolles auszurichten.».

Nach dieser unerfreulichen und kommerziell verheerenden Expedition nach Santa Fe lässt sich Sutter weit entfernt vom Einzugsbereich seiner Gläubiger nieder, im gerade eben vor wenigen Jahren gegründeten Westport (heute Vorstadt von Kansas City), noch weiter westlich/nördlich als Independence gelegener neuer Endpunkt der Missouri-Schiffahrt. Wegen seiner günstigen Landestelle ist es beliebter neuer Ausgangspunkt für Handelsexpeditionen nach Santa Fe, sowie für Auswanderer an die pazifische Westküste Amerikas, entlang den Spuren von Lewis & Clark, dem späteren Oregon Trail.

In Westport spielt sich Sutter gegenüber Laufkötter, der ihn dort nach vorzeitigem Abbruch seiner Pazifikreise aufsucht, als Gründer und Eigentümer der Stadt und als vermöglicher Farmer auf. Sutter beginnt, das «The Far West Hotel» zu bauen, obwohl er täglich grosse Mühe hat, seine Arbeiter für die geleistete Tagesarbeit zu entlohnen. Umgekehrt scheint Sutter unerschöpfliche Geldquellen für Saloon-Besuche, wüste Trinkgelage und schamlosen Umgang mit Frauen des im Gebiet von Westport beheimateten Indianerstamms der Shawnee

zu haben. Laufkötter vermutet, dass Sutter mindestens einen Teil dieser finanziellen Mittel mit illegalem Alkoholschmuggel zu den Shawnee erwirtschaftet. Schon über das Santa Fe-Abenteuer mit Sutter schreibt Laufkötter das Motto: «Make or break and run off!» («Setze alles und, Erfolg hin oder her, mach dich aus dem Staub!»); in Westport verdichtet sich sein Sutter-Bild zur Einsicht: «All that was necessary for Mr. Sutter was to keep up a brilliant and prosperous appearance as long as possible.» («Alles was Sutter nötig hatte, war ein glänzender und wohlhabender Auftritt, so lang wie möglich.»)

Im Frühjahr 1838 stellte sich heraus, dass das Limit von «as long as possible» bereits erreicht ist. Sutter flüchtete ein weiteres Mal vor seinen Gläubigern. Er ist wieder «auf der Flucht nach vorn», diesmal mit Ziel Kalifornien, allerdings, wie sich herausstellen wird, auf teilweise skurrilen Umwegen.

*Während seiner zweiten Santa Fe-Expedition lernt Sutter gemäss seinen Biografen Dillon und Zollinger einen Charles Beaubien kennen (beide berufen sich dabei auf Sutter's eigene Lebenserinnerungen, die er Herbert Howe Bancroft kurz vor seinem Tod diktiert hat (siehe JAS). Beaubien ist Französischkanadier, weltlich gewordener Priester und amtiert als Alcade, Ortsvorsteher und Friedensrichter, von Taos, etwa 100km nördlich von Santa Fe. Die mündliche Kommunikation Sutter's mit seinem «ghost writer» Bancroft und wohl auch seine nicht ganz perfekte französische Aussprache machen aus Beaubien «Popian» (unter diesem Namen wird er in den meisten Quellen zitiert). Beaubien will in jungen Jahren in Kalifornien gewesen sein und berichtet Sutter auf ansteckende Art und Weise von den dortigen paradisischen klimatischen Verhältnissen.*

*Gemäss Laufkötter hat Sutter während des gesamten Aufenthalts in Santa Fe und Umgebung allerdings nie einen Menschen getroffen, der in Kalifornien gewesen war. Sutter's Lebenslegende, dank Beaubien auf die Idee gekommen zu sein, in Kalifornien eine Kolonie für schweizerische Auswanderer zu gründen, kontrastiert deutlich mit Laufkötter's Vermutung, dass bei Sutter's «Abreise» aus Westport primär das Abschütteln lästiger Gläubiger im Vordergrund stand, und dass die Idee, nach Kalifornien zu gehen, erst später Gestalt annahm. Der Umstand, dass Sutter auch nach seiner Ankunft nachweislich immer noch davon redet, sich in Oregon niederlassen zu wollen, spricht eher für Laufkötter's Version, oder allenfalls dafür, dass bei den damaligen Vorstellungen der Geografie der Westküste «Kalifornien» und «Oregon» eins waren.*

Im Frühjahr 1838 stellte sich heraus, dass das Limit von «as long as possible» bereits erreicht ist. Sutter flüchtete ein weiteres Mal vor seinen Gläubigern. Er ist wieder «auf der Flucht nach vorn», diesmal mit Ziel Kalifornien, allerdings, wie sich herausstellen wird, auf teilweise skurrilen Umwegen.

*Während seiner zweiten Santa Fe-Expedition lernt Sutter gemäss seinen Biografen Dillon und Zollinger einen Charles Beaubien kennen (beide berufen sich dabei auf Sutter's eigene Lebenserinnerungen, die er Herbert Howe Bancroft kurz vor seinem Tod diktiert hat (siehe JAS). Beaubien ist Französischkanadier, weltlich gewordener Priester und amtiert als Alcade, Ortsvorsteher und Friedensrichter, von Taos, etwa 100km nördlich von Santa Fe. Die mündliche Kommunikation Sutter's mit seinem «ghost writer» Bancroft und wohl auch seine nicht ganz perfekte französische Aussprache machen aus Beaubien «Popian» (unter diesem Namen wird er in den meisten Quellen zitiert). Beaubien will in jungen Jahren in Kalifornien gewesen sein und berichtet Sutter auf ansteckende Art und Weise von den dortigen paradisischen klimatischen Verhältnissen.*

*Gemäss Laufkötter hat Sutter während des gesamten Aufenthalts in Santa Fe und Umgebung allerdings nie einen Menschen getroffen, der in Kalifornien gewesen war. Sutter's Lebenslegende, dank Beaubien auf die Idee gekommen zu sein, in Kalifornien eine Kolonie für schweizerische Auswanderer zu gründen, kontrastiert deutlich mit Laufkötter's Vermutung, dass bei Sutter's «Abreise» aus Westport primär das Abschütteln lästiger Gläubiger im Vordergrund stand, und dass die Idee, nach Kalifornien*

*zu gehen, erst später Gestalt annahm. Der Umstand, dass Sutter auch nach seiner Ankunft nachweislich immer noch davon redet, sich in Oregon niederlassen zu wollen, spricht eher für Laufkötter's Version, oder allenfalls dafür, dass bei den damaligen Vorstellungen der Geografie der Westküste «Kalifornien» und «Oregon» eins waren.*

# VOM MISSISSIPPI ZUM PAZIFIK: LEWIS & CLARK, WEGBEREITER DES «MANIFEST DESTINY» DER USA

**A**uf dem Höhepunkt der expansionistischen Welle, welche die USA in den 1840er Jahren erfasste, prägte der Journalist und Herausgeber John L. O'Sullivan die Formel des «manifest destiny». Er meinte damit, es sei das «manifest destiny» (die offenkundige schicksalhafte Bestimmung) der Bürger der Vereinigten Staaten, sich über den gesamten nordamerikanischen Kontinent auszubreiten. So sehr diese Formel zudeckte, dass dieses Schicksal nur mit rücksichtsloser Waffengewalt und zielgerichteter staatlicher Planung und Organisation zu erreichen war (und nicht einfach schicksalhaft «passieren» konnte), so sehr beflügelte sie Politiker und Staatsmänner und kulminierte schlussendlich im Krieg der USA gegen Mexiko (1846-1848), in der Annexion des amerikanischen Westens und damit in der tatsächlichen Ausbreitung der USA von der Ost- bis zur Westküste des nordamerikanischen Kontinents.

Die Notwendigkeit, ihre Grenzen sukzessive nach Westen zu verschieben und sich ständig zu vergrössern, ist den jungen USA jedoch praktisch in die Wolle eingefärbt - lange, bevor die Formel des «manifest destiny» geprägt wird. Schon James Madison, einer der Väter der US-Verfassung, deren Proklamation den Unabhängigkeitskrieg auslöst, schreibt von einem «grossen, respektierten und blühenden Imperium». George Washington sieht die USA als «aufsteigendes Imperium». Jedediah Morse stellt in seinem seinerzeit populären Lehrbuch «American Geography (1789)» lapidar fest: «Der Mississippi war nie als Westgrenze des amerikanischen Imperiums vorgesehen» (alle Zitate aus HF, 133).



Mit dem weitsichtigen Kauf des Louisiana Territory (1803) unter Präsident Jefferson werden solche Aspirationen zum ersten Mal Wirklichkeit. Die Übernahme des Territoriums ist der erste Schritt zur amerikanischen Kontinentalmacht. Mit diesem Schritt beginnt das Interesse der amerikanischen Politik, aber auch der Bevölkerung, sich nach Westen zu orientieren.

*Es ist eigentlich seltsam, dass auch heute noch in Amerika unter dem Begriff «Westen» alles (an Politik und Geschichte) subsumiert wird, was mit dem Louisiana Purchase begonnen hat. Dabei wird verdrängt, dass die ganze Geschichte der USA, seit der Ankunft der Pilgrim Fathers, eine Westwärts-Bewegung ist. Die Geschichte der USA ist die Geschichte der gewaltsamen, von Ost nach West fortschreitenden Inbesitznahme eines ganzen Kontinents, der Entrechtung, Enteignung und weitgehenden Ausrottung*

◀ Karl Bodmer, Remarkable Formations on the Banks of the Upper Missouri, Plate 230 (Ausschnitt); Landschaftseindruck vom Oberlauf des Missouri, dem Lewis & Clark folgten  
Thomas Jefferson, 3. Präsident der USA, 1801-1809 ▲

▼ Die beiden Forscher und Expeditionsleiter Meriwether Lewis und William Clark

eingeborener Völker. Die Fokussierung auf den «Westen» als Metapher für alles, was seit dem Louisiana Purchase passiert ist, blendet gewissermassen die Vorgeschichte, d.h. die Geschichte der USA bis 1803, aus. Dabei ist die Erschliessung und Annexion des amerikanischen Westens weitgehend eine Weiterführung und Wiederholung der Geschichte der Erschliessung und Annexion der Osthälfte Nordamerikas. Es wirkt auf den Aussenstehenden so, als ob Amerika sich damit der Verantwortung für den ersten Teil seiner Geschichte entledigen möchte, nach dem Motto «Das waren nicht wir, das waren die Engländer».

Präsident Jefferson träumt schon lange von einer transkontinentalen wissenschaftlichen Expedition. Die Präsidentschaft gibt ihm die grundsätzliche Möglichkeit, der Louisiana Purchase jetzt die konkrete Gelegenheit, seinen Traum zu verwirklichen. Tatsächlich beginnt die Vorbereitung der Expedition, insbesondere die Vertiefung und Erweiterung der Ausbildung von Lewis (vor allem auf den Gebieten Botanik, Zoologie, Wetterkunde, Medizin, Vermessung, Himmelsnavigation) schon lange vor dem Louisiana Purchase.

Kaum erfährt Washington, dass die amerikanische Verhandlungsdelegation in Paris nicht nur erfolgreich die angestrebte Akquisition von New Orleans und des Gebiets um die Mississippi-Mündung abgeschlossen, sondern darüber hinaus das gesamte riesige Louisiana Territory erworben hat, beauftragt Jefferson die beiden Armeeeoffiziere Meriwether Lewis und William Clark, den neu erworbenen Teil der USA zu erforschen. Lewis ist zu dieser Zeit von der Armee beurlaubt und amtiert als Sekretär Jefferson's. Er hat ähnliche wissenschaftliche Interessen wie Jefferson. Die beiden verbringen viele gemeinsame Abende im intensiven Austausch über «Gott und die Welt». Clark ist ein früherer Kommandant von Lewis und wird von diesem für die Ko-Leitung der Expedition vorgeschlagen. Gemeinsam wählen die beiden dann etwa weitere



40 Expeditionsmitglieder aus. Das Unternehmen erhält den martialisch-poetischen Namen «Corps of Discovery».

Jefferson's Auftrag an die beiden Expeditionsleiter geht weit über den Horizont des Louisiana Territory, dessen Westgrenze ja die Rocky Mountains sind, hinaus: «Das Ziel Eurer Mission ist die Erkundung des Missouri-Flusses und dessen Zuflüsse und allfälliger Verbindungen zum Pazifischen Ozean; ist es herauszufinden, ob

die Flüsse Columbia, Oregon, Colorado oder irgend welche anderen Flüsse eine direkte und praktikable Wasserverbindung quer über diesen Kontinent anbieten, welche für kommerzielle Zwecke geeignet ist». Damit wird nicht nur die geografische Dimension des Louisiana Territory gesprengt, der Auftrag enthält auch Aufgaben, die einerseits der Befriedigung der umfassenden wissenschaftlichen Neugierde des Präsidenten entspringen und andererseits schon klar auf die spätere Besiedlung und Erschliessung des gesamten Westens ausgerichtet sind. Der Katalog umfasst zusätzlich zur Hauptaufgabe:

- Pflanzen und Tiere, die noch nicht bekannt sind, zu sammeln und zu beschreiben
- Flüsse, Berge und andere landschaftliche Merkmale zu vermessen und zu kartografieren
- das wirtschaftliche Potenzial des Landes zu erfassen (Bodenschätze, Eignung der Böden für Landwirtschaft, Klima, Wasservorkommen, Tierwelt)
- die dort lebenden Indianervölker zu beschreiben (Lebensweise, Sprachen, Religionen)
- die Indianer davon zu überzeugen, dass ihre neue Regierung gute Absichten hat, sowie davon, mit ihren Nachbarn Frieden zu schliessen und damit aufzuhören, mit Weissen anderer Nationalitäten Handel zu treiben

Das ganze Jahr 1803 dient der Vorbereitung. Im Dezember ist der Kern der Expedition, Mannschaft und Ausrüstung, versammelt. Sie bezieht ihr erstes Winterlager in Camp Wood, am Ostufer des Mississippi, vis-à-vis der Mündung des Missouri. Der Winter wird damit verbracht, die Expeditionsteilnehmer für ein unbekanntes Abenteuer, in dem sie bis zum Herbst 1805 (das war die Planung) auf Tod und Verderben aufeinander angewiesen sein werden, zusammenzuschweissen, die Ausrüstung zu vervollständigen, grosse Kanus zu bauen, und von der lokalen Bevölkerung (Indianer und überwiegend französischstämmige Weisse, beziehungsweise Kreolen, also Mischlinge aus zahlreichen Verbindungen zwischen französischen Trappern, die sich zum Teil vor Generationen in Louisiana niedergelassen haben, und Indianer-Squaws) möglichst viel über Terrain und Flüsse in Erfahrung zu bringen.

▼ Louisiana zur Zeit des Louisiana Purchase und Route des von Lewis & Clark angeführten Corps of Discovery; Foto aus Museum of Westward Expansion, St. Louis



St. Louis, etwas flussabwärts gelegen, ist der Hauptort von «Upper Louisiana», gerade etwa 40 Jahre alt, steht noch unter spanischer Verwaltung und wird erst im Februar 1804 offiziell an die USA übergeben. Als Zentrum der Pelzjägerei im ganzen Missouri Becken ist es eine reichhaltige Quelle für wertvolle Informationen und erfahrene Trapper und Mountain Men, von denen mehr als ein Dutzend für die Expedition rekrutiert wird.

Im Mai 1804 ist die Expedition startbereit. Ihre Vorräte umfassen 3'400 Pfund Mehl, 560 Pfund Biskuits, 750 Pfund Salz, Kerzen, Kaffee, Erbsen, Zucker, Speck, Fett, Äxte und Sägen, sowie 21 sorgfältig gepackte Ballen mit Geschenken und Handelswaren für Tauschgeschäfte mit Indianerstämmen (z.B. Schmuckgegenstände, Spiegel, Käämme, Werkzeuge wie Aalen oder Scheren, Garn und Nähzeug, Fischhaken, Farben, etc.). Das Schiesspulver wird in versiegelten Bleibehältern mitgeführt, damit es unter allen widrigen Umständen trocken bleibt; und die leeren Behälter können geschmolzen und in Kugeln umgegossen werden. Zur Fracht gehören ebenfalls eine Esse mit Amboss und Hämmern, Zimmermannswerkzeuge, Nähzeug, Fischereiausrüstung, Kochgerät, Moskitonetze, Winterkleider, Wolldecken, und Medizin. Geölte Leinentücher werden mitgenommen, um als Segel und Zeltplanen zu dienen. Ein ganz besonderes Gepäckstück enthält einen von Lewis und Jefferson entworfenen zusammenlegbaren Metallrahmen, der, mit Tierhäuten bespannt, als Kanu verwendet werden und über 500 Kilo Last transportieren kann.

Karl Bodmer, The Missouri below the Mouth of the Platte, Plate 157; spätestens bei der Einmündung des Platte River trennten sich Lewis & Clark und Oregon Trail; Lewis & Clark fuhren weiter Missouri-aufwärts, die späteren Emigranten-Kolonnen folgten dem Platte River und benutzten eine viel direktere und etwas weniger gefährliche und zeitraubende Route als das Corps of Discovery ▼

Die Mannschaft besteht jetzt aus etwa 45 Personen, US-Armee-Angehörige, Trapper aus dem Ohio-Tal und französische Siedler aus Louisiana. Alle sind ledig, jung, aber schon erfahren, und gewohnt, schwer zu arbeiten und Entbehrungen auszuhalten. 25 gehören zur Kernmannschaft, welche die ganze Expedition, Hin- und Rückreise, mitmachen soll. Sieben gehören zur so genannten «Return Party», die auf halbem Weg zurückkehren und Logbücher, Karten und eingesammelte Pflanzen, Tiere und Mineralien zurückbringen soll - für den Fall, dass die Expedition im weiteren Verlauf scheitern und schlimmstenfalls aufgegeben werden könnte. Etwa 10 Teilnehmer sind Franzosen, die wegen ihrer Fähigkeiten, mit Kanus umzugehen, angestellt werden. Clark nimmt seinen schwarzen Sklaven York, der ihn seit seiner Jugend begleitet, mit. Lewis lässt sich von seinem Neufundländer Seaman betreuen. Die meisten Männer wissen, wie man in der mittel- und westamerikanischen Wildnis lebt und überlebt; einzelne haben handwerkliche Kenntnisse, können schmieden, Gewehre reparieren, zimmern, etc.; andere bringen bereits Kenntnisse indianischer Sprachen mit.

Die Expedition will, solange wie möglich, Wasserwege benutzen und ist deshalb auf Schiffe angewiesen. Ihre Flotte besteht anfänglich aus einem grossen Kielboot und zwei Lastkanus. Das Kielboot, etwa 16 Meter lang, hat 22 Ruderplätze, und gleicht einer Galeere. Es wird 1830 in Pittsburgh (am Ohio River) gebaut und benötigt für die Reise an den Ausgangspunkt der Expedition beinahe vier Monate. Es kann auf vier verschiedene



Karl Bodmer, Mih-Tutta-Hang-Kusch, Mandan Village, Plate 290; Dorf der Mandan-Indianer, bei denen Lewis & Clark 1804/1805 überwinterten ▼

Arten fortbewegt werden: mit Rudern, Segeln (es hat einen 10 Meter hohen absenkbaren Mast), Stacheln (Staken) oder mit Seilen (vom Ufer aus). Die Lastkanus bieten Platz für vier Ruderer im Bug, zwei im Heck, und einen Steuermann und für mehrere Tonnen Fracht. Sie können eben so vielseitig fortbewegt werden wie das Kielboot.

Am Nachmittag des 14. Mai 1804, ein regnerischer Tag, stösst das Corps of Discovery in Camp Wood vom Ufer ab, und die kleine Flotte steigt in die Hochwasser führende Mündung des Missouri ein. Ein unglaubliches Abenteuer beginnt.

Der Plan für das Corps of Discovery sieht vor, dass die Reise im Frühjahr 1804 beginnt und bis zum Winter einbruch die Mandan-Dörfer (ungefähre Grenze des damals vor allem französischen Trappern bekannten amerikanischen Westens; schon früher von Weissen besuchte Siedlungen der Mandan-Indianer im heutigen North Dakota) erreicht werden. Im Frühjahr soll die «Return Party» die bisher dokumentierten Forschungsergebnisse nach St. Louis zurückbringen. Die Kernexpedition soll gleichzeitig mit den verblei-

benden zwei Booten, und allenfalls während des Winters zusätzlich gebauten oder akquirierten Einbäumen, Missouri-aufwärts aufbrechen, im günstigsten Fall die Boote über die Wasserscheide tragen und per Boot die Pazifikküste im Sommer 1805 erreichen. Die Eventualplanung sieht vor, dass die Boote notfalls, sobald ein Punkt erreicht wird, wo sie nicht mehr benutzt werden können, für die Rückreise versteckt werden, dass die Expedition zu Fuss weitergeht, bis sie von Indianern Pferde kaufen (d.h. gegen Handelswaren eintauschen) kann, um dann ebenfalls im Sommer 1805 zu Pferd den Pazifik zu erreichen. Die Rückreise - im Wesentlichen entlang dem Hinweg - soll im gleichen Jahr abgeschlossen werden, sodass die Expedition erwartet, gegen Ende 1805 wieder in St. Louis einzutreffen. Als Alternative ist vorgesehen, einen Teil der Mannschaft und der Expeditionsergebnisse von der Pazifikküste aus mit einem allenfalls anwesenden Handelsschiff rund ums Kap Horn zurückzuschicken.

In Anbetracht der damaligen Kenntnisse der Geographie des Kontinents ist der Plan nicht a priori unbrauchbar, er wird sich aber als viel zu optimistisch herausstellen. Es ist damals gesichertes Wissen, dass



◀ Karl Bodmer, Mato-Topé, Mandan Chief, Plate 317; Häuptling der Mandan-Indianer

▼ Route, die Lewis & Clark mit ihrem Corps of Discovery zwischen 1804 und 1806 zurücklegten

Jedenfalls kommt die Expedition erst im Herbst 1806 wieder nach St. Louis zurück. Am 21. September wird sie schon in St. Charles, rund 50 km oberhalb von St. Louis, zwei Tage später in St. Louis selbst, enthusiastisch und gleichzeitig ungläubig begrüsst, denn während der langen Abwesenheit und mehr als zweijährigen nachrichtenlosen Zeit hat sich das Gerücht verbreitet, alle Expeditionsmitglieder seien umgekommen. Es wirkt wie ein Wunder, dass die Expedition insgesamt nur ein Mitglied verloren hat. Sergeant Charles Floyd ist schon auf dem Hinweg, in der Nähe des heutigen Sioux City, an einer Krankheit (wahrscheinlich ein geplatzter Blinddarm) gestorben, die damals noch nicht einmal bekannt ist und mit dem damaligen Stand der Medizin auch in New York oder St. Louis nicht behandelt werden kann.

zwischen dem Mississippi-/Missouribecken und dem Pazifik eine Wasserscheide bestehen muss. Sie hat bereits den Namen «Rocky Mountains». Fälschlicherweise nimmt man jedoch an, die Wasserscheide bestehe aus einer einzigen Gebirgskette. Lewis und Clark werden am meisten davon überrascht, dass die Rocky Mountains aus einer ganzen Serie von Gebirgszügen bestehen. Damit zerschlägt sich die Hoffnung, die ganze Reise mit den Booten zurücklegen zu können. Die Erwartung, eher eigentlich der Wunsch, einen schiffbaren Wasserweg quer über den nordamerikanischen Kon-

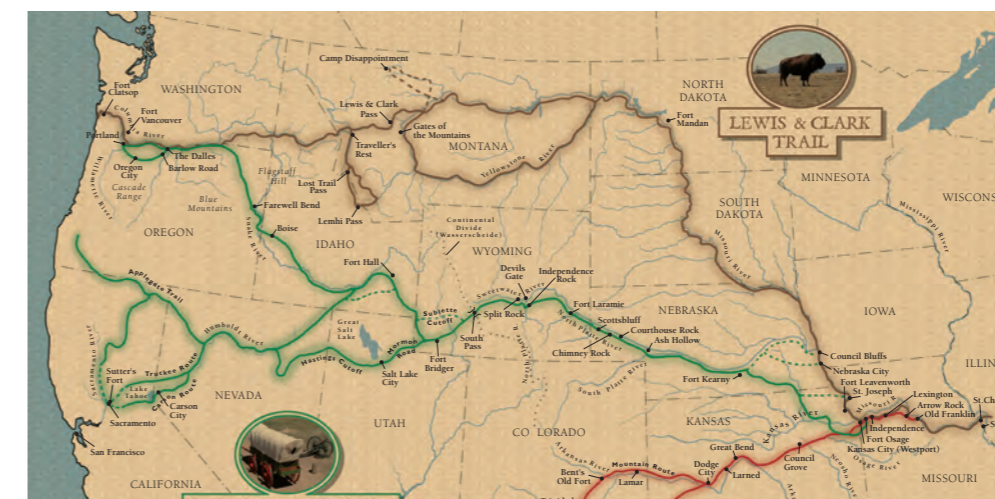
Zwischen dem 14. Mai 1804 und dem 23. September 1806 liegen mehr als 28 Monate voll unvorstellbarer Entbehrungen, härtester körperlicher Leistungen, unglaublicher Flexibilität und Anpassung an praktisch tägliche neue Herausforderungen, höchst kreativer und disziplinierter Leistung in der Dokumentation der gewonnenen multidisziplinären wissenschaftlichen Forschungsergebnisse, einfühlsamer kultureller Begegnungen mit fremden Völkern und Sitten, erfolgreicher diplomatischer Kontakte mit teilweise feindlich eingestellten Indianerstämme und, last but not least, grossartiger Exzellenz in der Führung eines Haufens wilder Individualisten, die trotz heikelster gruppendynamischer Prozesse nie rebellieren oder meutern.

Wiegen die Ergebnisse der Expedition diese Leistungen auf, war es das wert?

Das Hauptziel - eigentlich eher ein Wunschtraum als

ein Ziel - der Mission des Corps of Discovery, nämlich das Finden einer schiffbaren Nordwest-Verbindung zum Pazifik, wird klar verfehlt.

Die Route, die von Lewis und Clark gefunden und dokumentiert wird, stellt sich später als grossenteils praktisch wertlos heraus, sie ist als «Schiene» für eine routinemässige Benutzung durch grosse Emigrantenströme unmöglich anforderungsreich. Die hauptsäch-



continent zu finden, muss mindestens vorläufig begraben werden. Jedoch schon vor dieser Enttäuschung erleidet die Expedition grosse Zeitverluste, weil generell die Schwierigkeiten, im Frühjahr, bei reissendem Hochwasser, flussaufwärts zu rudern, unterschätzt werden. Ausserdem gibt es am Missouri zahlreiche Stromschnellen, um die herum die Boote und die tonnenschwere Fracht getragen oder geschleppt werden müssen.

▼ Karl Bodmer, Landscape with Herd of Buffalo on the Upper Missouri, Plate 209; als der amerikanische Westen noch eine heile Welt war...



lichen spätere Emigrantenrouten, der Oregon und California Trail, folgen dem Lewis & Clark Trail nur bis zur Einmündung des North Platte River in den Missouri, verlaufen ab hier weiter südlich, und der Oregon Trail trifft erst kurz vor der Mündung des Columbia River in den Pazifik wieder auf die Spuren von Lewis & Clark. Der California Trail zweigt dann seinerseits vom Oregon Trail ab, nördlich des Grossen Salzsees, verläuft in westlicher Richtung und endet im kalifornischen Sacramento Valley.

Die kommerziellen Ziele werden wenigstens teilweise erreicht; denn zahlreiche Indianerstämme sind an einem Bündnis mit «dem Grossen Vater», dem Präsidenten der USA, interessiert, um sich damit gegen auf Expansion bedachte Nachbarstämme zu schützen, und um bessere Handelsmöglichkeiten mit den Weissen zu bekommen.

Die wissenschaftlichen Ziele werden über alle Erwartungen übertroffen. In acht Bänden von Expeditions-

Journalen dokumentieren Lewis und Clark ihre Funde und Beobachtungen. 1809 werden diese wertvollen Dokumente erstmals inoffiziell publiziert und für ein grösseres Publikum zugänglich. Eine offizielle Ausgabe benötigt weitere fünf Jahre. Die Journale beschreiben unzählige bislang unbekannte Arten von Pflanzen und Tieren. Die zurückgebrachte Sammlung von konservierten Pflanzen, Tierhäuten, Knochen, Tierhörnern und sogar lebendigen Vögeln und Präriehunden beeindruckt Spezialisten im ganzen Land. Die Journale werden nicht nur von Wissenschaftlern gewürdigt, sondern auch vom breiten Publikum gierig aufgenommen. Zahllose spätere Emigranten werden durch sie vom Virus, der ihren Traum begründet, eine neue und freie Existenz im Westen zu suchen, angesteckt.

Ein ebenso wichtiges Ergebnis besteht darin, dass die Expedition als eine Art Präjudiz den Weg für ein unerhört weitreichendes Engagement der Bundesbehörden in der Erschliessung des amerikanischen Westens vorbereitet. Im Bewusstsein der Öffentlichkeit spielen

nur Helden, die als Pioniere in unbekannte und gefährliche Regionen vorstossen und Gefahren aller Art überwinden, gefeiert. So beachtlich deren Leistungen sein mögen, sie wären nie zustande gekommen ohne die infrastrukturellen Vorleistungen der Regierung in Washington: Schaffen der gesetzgeberischen Grundlagen für eine geordnete Besiedlung der neuen Territorien; Herstellen einer minimalen Rechtsordnung und Einrichtung funktionierender Verwaltungsinstanzen zur Durchsetzung der Gesetze; Prospektion, Kartografierung und Parzellierung des Landes; Markieren der Routen; Schiffbarmachung von Flüssen; Erstellen von Wagen-Strassen; Unterdrückung indianischen Widerstands gegen die so genannten Pioniere, die sich ohne Rücksicht auf die Rechte der Indianer zum Pazifik durchkämpfen.

Das wichtigste Ergebnis der Expedition ist langfristiger Natur und darf sehr wohl als wohlverdiente Belohnung für die und Rechtfertigung der in die Expedition getätigten Investitionen an Geld, menschlicher Leistung und Leidenschaft gewürdigt werden. Das Corps of Discovery, populär auf die Formel «Lewis & Clark» gebracht, wird Bestandteil der amerikanischen Identität, ja der amerikanischen Folklore. Lewis & Clark verankern das Louisiana Territory und den gesamten amerikanischen Westen so tief und fest im amerikanischen Bewusstsein und in der Gedankenwelt der nationalen Politik, dass letztlich niemand daran zweifelt, dass das Oregon Country den USA gehört. Sie wecken im breiten Volk ein vitales Interesse am «Wilden Westen». Der Historiker und Schriftsteller Bernard DeVoto bringt es auf den Punkt: «Es (gemeint ist das Corps of Discovery) befriedigte eine Sehnsucht und schuf eine Sehnsucht: die Sehnsucht einer nach Westen strebenden Nation» (HF, 143).

Lange bevor der Begriff geprägt wird, stossen Lewis & Clark das Tor auf, durch das sich ein bis zwei Generationen später der Mahlstrom der Verwirklichung des «manifest destiny» wälzen wird.

# SUTTER'S ZICKZACK-REISE NACH KALIFORNIEN

- 1838 - 1839

**A**nfang April 1838 verlässt Sutter Westport in Begleitung seines in Santa Fe rekrutierten Komparsen Pablo Gutiérrez.

Auch für diesen Lebensabschnitt Sutter's ist die Quellenlage ausserordentlich dürftig. Allerdings sind die Biografen Dillon und Zollinger im Ausmalen der Umstände der fluchtartigen Abreise Sutter's aus Westport nicht sehr zurückhaltend. Am farbigsten ist die Schilderung des von beiden zitierten John Calvin McCoy, einer der Gründer Westport's. Sie ist über dessen Tochter Nellie McCoy Harris überliefert: «In der Frühe eines nebligen Lenzmorgens von 1838 brach ein erbarmerregender Zug langsam nach Westen auf. Die kleine Prozession bestand aus zwei Männern auf Indianerpferden und einem, der ein altes fuchsrotes Packtier, das leibhaftige Ebenbild Rosinantes, am Zügel führte. Der Reiter, der die Kolonne anführte, sah selbst so unglücklich aus wie der Ritter von der traurigen Gestalt, doch eignete auch ihm jene Atmosphäre starken Wollens und die edle Miene, die den Aristokraten kennzeichnet. Das war Hauptmann John A. Sutter... Der Begleiter, der letzte von Hauptmann Sutters einst grossem Gefolge, war sein Landsmann Wetler. (Z, 38)».

Nellie McCoy Harris berichtet, nach einem Exkurs über Sutter's kaufmännisch ruinöse Unternehmungen in Westport, weiter: «Mein Vater liess ihm dann, obschon sein eigener Beutel recht schmal war, Geld zur Tilgung seiner Schulden. Er anbot sich auch, ihm zur Weiterreise behilflich zu sein. Verschiedene andere Kaufleute steuerten zu einer bescheidenen Ausrüstung bei, und mein Vater gab ihm ein Pferd, während Allan McGee ein solches für Wetler beschaffte. Hauptmann Sutter bestand darauf, seinen gesamten eleganten Putz, wenn man die Hofgarderobe eines vornehmen Schweizers (!) so bezeichnen darf, bei meinem Vater zurückzulassen. Ich kann mich daran erinnern, dass unter dem Haufen ein langer, schwarz-samtener, mit Satin gefütterter Radmantel war, Kniehosen, eine oder zwei seidene Westen und eine goldene Uhr mit den eigenartigsten Verzierungen. (Z, 39)».

Dieser Bericht, sofern man ihm glauben will, wirft unweigerlich die Frage auf, ob es sich hier um die «vielen Kleider» handelt, welche gemäss den Burgdorfer Akten über Sutter's Konkurs nach dessen Flucht aus der Schweiz nicht mehr auffindbar waren.

Der Name Wetler taucht hier erst- und letztmals auf. Gutiérrez muss wohl der Führer des fuchsroten Packtiers gewesen sein.

◀ Karl Bodmer, Wahktägeli, Yankton Sioux Chief, Plate 188; auf seinem Weg nach Kalifornien begegnet Sutter wiederholt Indianerstämmen; er findet freundschaftlichen Zugang zu ihren Häuptlingen



Karte des Oregon Trail im Oregon Trail Interpretative Center in Oregon City, OR ▼

Dillon datiert den Auszug aus Westport exakt auf den 1. April und sieht darin - wohl mit einem ironischen Augenzwinkern - einen kleinen Aprilscherz Sutter's gegenüber seinen Gläubigern.

Sutter hat während seines Westport-Aufenthalts, unter anderem als grosszügiger Arbeitgeber beim Bau des Far West Hotel, als spendabler Kunde williger Indianerfrauen, aber auch als Schnapsschmuggler, zahlreiche Freunde gefunden. Er verbringt nun die ersten paar Wochen seines langen Trecks nach Kalifornien bei den Delaware-Indianern. Er wartet hier, gut versteckt vor seinen Gläubigern, auf die Gelegenheit, mit der jährlichen amerikanischen Pelz-Karawane nach Westen vorzustossen.

Die Karawane, unter Leitung von Captain Drips, verlässt Westport am 22. April; Sutter stösst ungefähr anfang Mai dazu, während die Karawane das Gebiet der Delaware-Indianer durchquert.

Die Karawane, in diesem Jahr etwa 15-20 einachsige Planwagen, begleitet von ungefähr 60 Personen und 200 Zug- und Lasttieren, sowie von sogenannten blinden Passagieren, zu denen neben Sutter's kleinem Trupp auch einige amerikanische Oregon-Missionare und deren Familien gehören, ist unterwegs zum jährlichen Rendez-vous der Trapper und Pelzhändler.

Im Rahmen der Erschliessung der unendlich weiten Jagdgründe westlich der besiedelten Gebiete an der Ostküste und insbesondere westlich des Mississippi werden ursprünglich permanente Handelsposten (Trading Posts) errichtet. Die Trapper, zunehmend mehr auch Indianer,

versorgen sich an diesen Posten mit Werkzeugen, Waffen und dauerhaften, d.h. lagerfähigen Gütern des täglichen Bedarfs. Ihre Währung sind Pelze. Umgekehrt beliefern Pelzhändler die Handelsposten mit den benötigten und vorwiegend aus am Mississippi gelegenen Vorposten wie St. Louis herbeitransportierten Waren. Sie akzeptieren Pelze als Zahlungsmittel. Das Betreiben dieser Handelsposten erweist sich wegen zunehmenden indianischen Feindseligkeiten mehr und mehr als unhaltbar. 1825 organisiert William Ashley, ein bekannter Missouri Trader, erstmals ein sogenanntes «Rendez-vous» bei Henry's Fork in Wyoming. An diesem Rendez-vous treffen sich Trapper und Trader zum Austausch von Fellen und Häuten gegen die für die nächste Jagdsaison benötigten Ausrüstungsgüter. Zukünftig wird jährlich an immer wechselnden Orten ein solches Rendez-vous durchgeführt. Das Rendez-vous-System erweist sich als sehr flexibel und den permanenten Trading Posts überlegen.

Der Weg - der sogenannte Oregon Trail - führt anfänglich entlang der Route, die 1804-1806 von Lewis und Clark gefunden wurde, und ist äusserst beschwerlich. Zusätzlich zu harten und wechselhaften klimatischen Bedingungen müssen Flüsse über tiefe Furten oder mit Hilfe von vor Ort mit Weidenästen und frisch erlegten Büffelfellen gebauten behelfsmässigen Fähren überwunden werden. Die einzigen Begegnungen mit der sogenannten Zivilisation sind wenige entlang dem Trail angelegte Forts. Dies sind - trotz ihres Namens - keine militärischen Einrichtungen, sondern rudimentär befestigte Handelsposten, die die Einführung des Rendez-vous-Systems überlebt haben und mit Mountainmen, Trappern und nomadisierenden Indianern Handel treiben und sich mit allerdings begrenzten Mitteln gegen kriegerische Indianer zur Wehr setzen können.





## William Sherley Williams -

Auszug aus

«The American West - A New Interpretative History»

Robert V. Hine & John Mack Faragher

New Haven, 2000 (Seiten 155-156)

# Der Mythos des Trappers

Der freie Trapper war das Rückgrat des «American Trade». Ein wunderbares Beispiel ist William Sherley Williams, für seine Trapper-Zeitgenossen «Old Bill» (das »old« mehr eine Auszeichnung als eine Beschreibung des Alters). Bill war in seinen jungen Jahren viel stärker religiös orientiert als Jedediah Smith. Er war erst sechzehn Jahre alt, als er 1803 berufen wurde und als Höllen-stürmender Prediger in Missouri zu wirken anfang. 1803 war das Jahr des Louisiana Purchase, und bald richteten sich Bill's Augen westwärts. In einer kurzen Zeit begann er, das Wort Gottes zu den Osage Indianern zu bringen; und rasch folgte die Bekehrung; die Osage bekehrten Bill.

Er liess sich bei ihnen nieder und heiratete eine Osage Frau, mit der er zwei Töchter hatte. Später erzählte er seiner Familie, dass er den «Indian way of life» dem Lebensstil der Weissen vorzog, und tatsächlich vertiefte sich sein indianisch-religiöser Glaube mit zunehmendem Alter. Er akzeptierte beispielsweise die Seelenwanderung und hatte Offenbarungen, gemäss denen er seine Reinkarnation in der «Person» eines unverwechselbar markierten Elchs erwartete. Er warnte seine Freunde davor, auf diesen Elch, falls sie ihn nach seinem Tod in den Jagdgründen sehen sollten, zu schiessen - der wäre ja niemand anderes als eben der in der Wildnis umherstreifende «Old Bill». Aber Williams stand zwischen zwei Kulturen, er war in keiner von beiden richtig verwurzelt. Als seine Osage Frau verstorben war, führte er eine kleine Gruppe von Emigranten südwestlich nach New Mexico. Er heiratete eine begüterte New Mexico-Witwe, Antonia Baca, und machte den Versuch, sich in Taos als Betreiber eines kleinen Ladens niederzulassen. Aber hinter dem Ladentisch zu sitzen wurde ihm so lästig, dass er eines Tages seine Stoffballen wie Konfettirollen auf die Strasse warf und sich krummlachte, als er zusehen konnte, wie die Señoritas sich um die einzelnen Stücke stritten. Er trollte sich, zurück in seine wirkliche Heimat, die Berge.



▼ Karl Bodmer, Buffalo and Elk on the Upper Missouri, Plate 272

Schon zu seinen Lebzeiten war Williams Thema von unglaublichen Geschichten. Er war über 180cm gross, rotschopfig, seine Hosen waren meistens fettig glänzend; manchmal nannte man ihn auch «Old Solitaire». Er blieb ein Einzelgänger, hielt seine bevorzugten Jagdgründe stets geheim und hatte zu jeder Zeit nur ganz wenige Kollegen. Er war der Patriarch der Berge, regierte aber über niemand als über sein eigenes freies Selbst. Wenn Freiheit definiert wird als die Abwesenheit extern auferlegter Einschränkungen, dann war Bill Williams ein herausragendes Beispiel eines freien Mannes; und im amerikanischen Denken und den einschlägigen Legenden wird er oft auch so gesehen. Wenn jedoch Freiheit definiert wird als ein Geisteszustand, ist es vertretbar, Williams als einen mangelhaft angepassten Menschen zu sehen, dessen Aversion gegenüber der Gesellschaft nur darauf beruhte, dass er ruhelos auf der Suche nach etwas war, das er weder definieren noch finden konnte. Jedediah Smith sagte einmal, vor Hunger und Durst halluzinierend, dass er nicht von Gold und Ehre träume, sondern von Familie, Freunden, und einem Zuhause. Eine Suche nach Freiheit, die aus nichts anderem besteht als aus einem unerbittlichen Ansporn aufzubrechen, ist bestenfalls seicht.

Die Erfahrung des Mountain Man hatte jedoch auch eine andere Seite, nämlich die einer sich stets vertiefenden Verbindung mit der Welt der Menschen. Bernard de Voto beschreibt dies so, wie

wenn der Trapper die Wildnis wie einen Mantel heiter um sich geschlungen hätte. In diesem Bild ist der Mantel ein indianischer Entwurf. Dieser «weisse Indianer» arbeitete und lebte intim mit den wirklichen Indianern zusammen. Er handelte mit ihnen und machte sich mit ihrer Weisheit vertraut; er kämpfte gegen sie und mit ihnen und entwickelte grosse Wertschätzung für ihren Mut. Er lernte ihre Grausamkeiten kennen und teilte sie häufig. Der indianische Krieger war für den Mountain Man sowohl Freund als auch Feind. Manchmal brachte er ihm weniger Wertschätzung entgegen als einem Biber, manchmal mehr als dem Geist des Windes, der die Berggipfel umbraute. Die indianische Frau kannte er als gelegentliche Hure und als zartes Weib. Er kannte die vitale Bedeutung der Frau für die indianische Wirtschaft und wusste, dass sie in ihrer Rolle als Hüterin der Lagerstätten und als Gerberin der erbeuteten Häute für ihn genauso wichtig war. Er wusste, dass sie seine Möglichkeiten über Verwandtschaft und Stammesbeziehungen vermehren konnte. Kurz, der Mountain Man war mit den Indianern so vertraut, dass er über sie nicht mehr verallgemeinernd reden oder denken konnte. Wie alle anderen Menschengruppen waren die Indianer eine sehr bunte und breite Mischung. Und in der Tat, ein Leben im Pelzhandel bestand in erster Linie aus «sich Mischen».

▼ Oregon/California Trail; die Gruppe um Sutter erreicht den Pazifik über den weiter nach Norden führenden Oregon Trail

Das Rendez-vous 1838 ist ursprünglich westlich der kontinentalen Wasserscheide, am Green River, geplant und soll die Händler der britischen Hudson's Bay Gesellschaft und der amerikanischen Fur Company zusammenbringen. Reibereien zwischen den beiden Gesellschaften erzwingen eine kurzfristige, den blinden



Passagieren nicht bekannte Änderung: Das Rendez-vous findet nach achtwöchiger Reise am Wind River statt. Die Missionare wagen es nicht, auf eigene Faust weiter nach Westen zu reisen und beschliessen zunächst, nach Osten zurückzukehren. Sutter hingegen kauft sich gegen einen Biberwechsel über 100 Dollar einen Indianerjungen, der seinen Trupp über die Rocky Mountains führen soll. Sutter's Gruppe haben sich inzwischen aus der Karawane von Captain Drips die Pelzjäger Niklaus Allgeier, ein Bayer, und Sebastian Keyser, ein Tiroler, angeschlossen.

Nachdem die ganze Karawane rund zwei Wochen am Wind River gelagert, gehandelt, sich ausgeruht und gefeiert hat, taucht Captain Francis Ermatinger (ein Kanadier schweizerischer Abstammung) von der Hudson's Bay Company auf. Ermatinger hat die Missionare am ursprünglichen Rendez-vous-Punkt am Green River erwartet und sich nach vergeblicher Wartezeit auf deren Suche gemacht. Dank Ermatinger ist die Weiterreise nach Westen nun auch für die Missionare gesichert.

Sutter folgt Ermatinger nach Fort Hall. Ermatinger, Kommandant des Forts, besorgt einen neuen Führer, der die Gruppe um Sutter und die Missionare nach Fort



Boisé begleitet. Die Reisegesellschaft löst sich hier auf, denn die Missionare zieht es jetzt zu ihren verschiedenen Missionsstationen. Schlussendlich erreicht Sutter auf eigene Faust und auf abenteuerlichen Wegen die Willamette-Mission im Zentrum des heutigen Staats Oregon. Das Journal der Mission erwähnt Sutter in freundlichsten Worten und berichtet von seinen Plänen, nach Kalifornien weiterzureisen und «mit Viehherden von dort zurückzukehren, diese hier zu lassen, dann nach der Schweiz zu reisen, um seine Familie zu holen und hier eine Schweizer-Kolonie zu gründen. Sein Besuch war wahrhaft erfreulicher Art.» (Z, 45).

*Dies ist der erste belegte Hinweis auf Pläne Sutter's, eine Kolonie zu gründen. Möglicherweise bringen ihn lange schlaflose Nächte am Lagerfeuer unter sternklarem Rocky Mountain-Himmel und der persönliche Eindruck von der immensen Weite des amerikanischen Westens, dessen Reichtum an natürlichen Schätzen und dessen potenzielle Fruchtbarkeit auf die Idee. Zu diesem Zeitpunkt denkt er offenbar noch nicht daran, seine Kolonie in Kalifornien zu etablieren. Es ist durchaus möglich, dass seine geäusserten Pläne spontan entstehen und eher dem entsprechen, was seinen Zuhörern gefällt, als irgendwelchen inneren festen Absichten oder ernsthaften persönlichen Zielen.*

Fort Vancouver (heute ein Vorort von Portland, grösste Stadt von Oregon) wird, nach einer letzten Etappe per

Kanu (auf dem Willamette und Columbia River), zur Endstation von Sutter's viereinhalbjähriger Reise quer durch den nordamerikanischen Kontinent. Fort Vancouver ist das Hauptquartier der Hudson's Bay Company am Pazifik.

*Sutter hat, vermutlich dank zahlreichen Gelegenheiten, sein erzählerisches Garn am Lagerfeuer zu spinnen, seine persönliche Geschichte soweit gefestigt, dass er jetzt sehr überzeugend als vornehmer Gentleman aus der Schweiz, als ehemaliger Hauptmann der Königlich-Französischen Schweizergarde auftreten kann. Hauptmann Köpenick müsste sich wohl als Waisenknabe outen und vor Neid erblassen.*

▼ South Pass, kleine Senke in der Windriver Range; sieht nicht nach Pass aus, da Gebiete östlich und westlich des Passes Hochebenen sind und der Pass nur eine Netto-Höhendifferenz von wenigen Hundert Meter überwinden muss; trotzdem bildet er die Wasserscheide zwischen dem Mississippi-Becken und dem Pazifik



- ◀ Landmarks entlang dem Oregon Trail; Landmarks waren für die Emigrantenzüge wichtige Orientierungspunkte ▶
- ◀ Chimney Rock
- ◀ Scott's Bluff

- ▼ Independence Rock; die Emigranten wussten, dass sie diese Wegmarke spätestens am 4. Juli erreichen mussten, um gute Chancen zu haben, die Rockies vor Wintereinbruch überwinden zu können; der US-Nationalfeiertag wurde hier häufig ausgelassen gefeiert und zur Regenerierung von Tieren und Menschen benutzt
- Devil's Gate, durch das sich der Sweetwater River, Zufluss zum Platte, zwängt ▼



Auch hat er inzwischen eine Sammlung von eindrücklichen Empfehlungsschreiben angelegt, die sich in Zukunft einem »virtuous circle« folgend fast von selbst laufend vergrössern wird.

Er beeindruckt damit auch James Douglas, der während der Abwesenheit des sich auf einem Heimaturlaub in Europa befindlichen legendären Dr. John McLoughlin Fort Vancouver leitet.

Douglas empfängt Sutter mit grosser Gastfreundschaft und lädt ihn sogar ein, den Winter im Fort zu verbringen. Sutter will jedoch unbedingt weiter nach Kalifornien. Seine ursprüngliche Absicht, Kalifornien auf dem Landweg, der Pazifikküste entlang, zu erreichen, wird ihm jedoch von den ortskundigen Trappern und Händlern als zu gefährlich ausgedeutet: die Wege seien im Winter teilweise ungangbar, und die Indianer zur Zeit in einer sehr kriegerischen Stimmung.

Sutter entschliesst sich, Kalifornien via Hawaii (damals noch die Sandwich Islands) anzusteuern, denn in der Mündung des Columbia River ist die *Columbia* der Hudson's Bay Company segelbereit für die lange Reise über den Pazifik nach Europa und - als Zwischenstation - für die jährliche Versorgungsfahrt nach Honolulu. Sutter kann mit zwei Begleitern, und ausgerüstet mit einem von Douglas gewährten Kredit und einem weiteren von diesem ausgestellten Empfehlungsschreiben, die Reise mitmachen. Er entscheidet sich für den auf den ersten Blick unsinnig erscheinenden Umweg, weil er in Fort Vancouver davon überzeugt wird, in Honolulu sofort eine Möglichkeit zur Weiterfahrt nach Kalifornien vorzufinden.

Die *Columbia* sticht um den 11. November in See und erreicht nach stürmischer rund vierwöchiger Überfahrt Sutter's Zwischenziel Honolulu. Sie transportiert nicht nur Sutter nach Hawaii, sondern auch einen Bericht von Douglas über Sutter's Besuch in Fort Vancouver an dessen Vorgesetzte in Europa, in dem trocken und präzise festgestellt wird: «Der Zweck seines Besuchs ist mir nicht genau bekannt. Ich konnte aus seiner Geschichte lediglich erfahren, dass er seinen Titel aus einem früheren Kommando bei der französische Armee führt, und dass er keinerlei Verbindungen zur amerikanischen Regierung unterhält. Er verliess Europa mit einem beträchtlichen Vermögen, investierte es in geschäftliche Projekte, hatte damit jedoch während der kürzlichen Geschäftsflaute in den USA kein Glück. Gegenwärtig hat er vor, Vieh aus Kalifornien ins Willamette-Tal zu treiben.» (D, 66/67).

Auszug aus  
«The American West - A New Interpretative History»  
Robert V. Hine & John Mack Faragher  
New Haven, 2000 (Seiten 156-157)

## Das Ende der Biberjagd

— \* —

Die Trapper erledigten ihren Job so gut, dass einige Gefahr bestand, der Biber könnte - wie der Seeotter - ausgerottet werden. Ein intensiver Verdrängungswettbewerb drohte, die goldene Gans umzubringen. Zu den einigen hundert freien Trapper der Berge stiessen gegen Ende der 1820er Jahre die von Astor's American Fur Company angestellten Trapper. Diese waren in das Vakuum um den Missouri vorgestossen und hatten dem Fluss entlang im Stil der Hudson's Bay Company eine Reihe fester Pelzhandelsposten eingerichtet. John McLoughlin (Anmerkung des Übersetzers: Chef der Hudson's Bay Company im heutigen Oregon, in Fort Vancouver) sandte ganze Trapperbrigaden mit dem Auftrag aus, dem Biber auf der Westflanke der nördlichen Rocky Mountains den Garaus zu machen, um die Trapper der American Fur Company davon abzuhalten, nach Oregon einzudringen. Das daraus auf den internationalen Märkten resultierende Überangebot von Biberpelzen löste einen rapiden Preis- und Profiterfall aus.

*Offenbar verstand es Sutter sehr gut, nicht nur Missionare zu beeindrucken, sondern auch gegenüber Repräsentanten der englischen Kolonialmacht (zu der die Hudson's Bay Company ja auch gehörte) die richtigen Töne zu finden und sich als England-Freund oder mindestens als gegenüber Amerika völlig freien Agenten zu präsentieren. Dass er auch gegenüber Douglas noch von einer Niederlassung im Willamette-Gebiet redet, spricht entweder gegen seine späteren Behauptungen, schon immer die Gründung einer Kolonie in Kalifornien beabsichtigt zu haben, oder mindestens für eine gewisse Konsistenz seiner Lügengeschichten.*

Die Ankunft Sutter's in Honolulu wird in der Sandwich Islands Gazette (unter dem etwas verfremdeten Namen «Shuiter») vermerkt. Sutter stellt nach seiner Ankunft zunächst konsterniert fest, dass er die schnellstmögliche

William Clark (Anmerkung des Autors: Clark war die eine Hälfte von Lewis & Clark; siehe Kapitel 7), oberster Vertreter der US-Bundesregierung für «Indian Affairs» in St. Louis, berichtet 1830 von «einem deutlich feststellbaren Schwund der Pelztiere». Ein Vierteljahrhundert früher waren er und Lewis noch vom konstanten Klatschen der Biberschwänze in den westlichen Gewässern begleitet worden. Jetzt hatten die Trapper eingegriffen. James Ohio Patty, Trapper der American Fur Company wurde eines Tages Augenzeuge der zerstörerischen Jagdtaktiken, als er einer Gruppe von Jägern flussabwärts entlang dem Gila River folgte. Die vorausgehende Gruppe hatte das ganze Tal so gründlich durchgekämmt, dass er kein einziges Tier mehr sichten konnte; als er jedoch die



an die kommende Saison. 1834 gaben die Männer der Rocky Mountains Fur Company auf und verkauften ihre Jagdrechte. Der Hauptgrund für ihre Aufgabe? Die Biberpopulation war schlicht und einfach zu klein geworden. Über die Anzahl der getöteten Biber können wir nur spekulieren. Im Jahr 1800 wurden mehr als 245'000 Biberfelle allein aus den östlichen Häfen exportiert. Wenig später brachte ein einziges englisches Schiff über 21'000 Felle nach Canton. Extrapoliert man diese spärlichen Informationen, kommt man, unter der Annahme

Gruppe überholte, konnte er allein in der ersten Nacht 37 Biber erlegen. Diese Jagdintensität war typisch - kein Mensch verschwendete einen einzigen Gedanken

Über die Anzahl der getöteten Biber können wir nur spekulieren. Im Jahr 1800 wurden mehr als 245'000 Biberfelle allein aus den östlichen Häfen exportiert. Wenig später brachte ein einziges englisches Schiff über 21'000 Felle nach Canton. Extrapoliert man diese spärlichen Informationen, kommt man, unter der Annahme

Er hinterlässt kaum weitere aktenkundige Spuren, ausser einen Leserbrief an die Gazette, in welchem er zu einem Bericht des hoch geachteten Pionier-Missionars der Sandwich Islands, Hiram Bingham, Stellung nimmt.

einer kontinuierlichen Ausrottungsrate, zum offensichtlichen Schluss, dass der Biber vollständig ausgerottet worden wäre. Was ihn rettete, war ein starker Rückgang der Nachfrage nach Biberfellen. Die Mode änderte sich. «Ich befürchte, dass man Biber nicht mehr verkaufen kann,» schrieb Astor 1832 aus Paris; «es scheint, dass die ihre Hüte jetzt aus Seide anstatt Biber machen.» Mit seiner guten Nase für gute Geschäfte verkaufte Astor zwei Jahre später seine westlichen Geschäftsaktivitäten an die Chouteau's (Anmerkung des Autors: alteingesessene Familie von ehemals französischen Trappern und Pelzhändlern in St. Louis; siehe Kapitel 5) und verlagerte seine Investitionen in den boomenden Liegenschaftsmarkt von New York. Das war ein Fatal. Das letzte Rendez-vous fand 1840 statt; im folgenden Jahr begegneten noch einige wenige Wagen einer Handvoll entmutigter Trapper. Der Handel ging zwar weiter, konzentrierte sich jedoch auf andere Pelzarten, war weniger hektisch und wurde von den grossen Pelzfirmer stärker gesteuert. Bereits in den 1850ern klatschten wieder zahlreiche Biberschwänze auf die Gewässer des oberen Missouri, aber es gab nur noch wenige Trapper, die diese Musik hören konnten.



— \* —

che Verbindung nach Kalifornien knapp verpasst hat, denn die Bolivar, ein Handelsschiff, ist kurz zuvor nach Kalifornien in See gestochen. Er muss sich darauf einrichten, während mehreren Monaten - bis ins Frühjahr 1839 - in Hawaii zu überwintern.

*Dank seiner inzwischen gut einstudierten eindrücklichen Story, seinem weltmännischen und sprachkundigen Auftreten findet der ehemalige Hauptmann der französischen Schweizergarde jedoch leichten Zugang zur politischen und kaufmännischen Elite von Hawaii. König Kamehameha III will ihn sogar zum Kriegsminister ernennen. Sutter's eigene Lebenserinnerungen sind allerdings die einzige Quelle für diese abenteuerliche und von Sutter selbst freundlich abgelehnte potenzielle Laufbahntwicklung.*

Gemäss Bingham ist 1837 sein Missionarskollege, William Gray, von einer Bande von Sioux-Indianern, angeführt von einem französischen Trapper, angegriffen und schwer verletzt worden, als er auf dem Oregon Trail nach Osten unterwegs war, um Verstärkung für die Oregon-Missionen zu holen.

Gray ist der Führer der Missionare, die 1838 zusammen mit Sutter in Captain Drips' Karawane bis zum Fort Walla Walla gereist waren.

▼ Memaloose Lookout, indianische Bestattunginsel im Flussbett; nackte Felsen an den Steilufern der Schlucht zeugen noch heute von früheren Naturkatastrophen; am Ende der letzten Eiszeit, vor rund 10'000 Jahren haben 500 Meter hohe Flutwellen das Flussbett während mehreren 1'000 Jahren immer wieder ausgewaschen; die Flutwellen wurden durch das wiederholte Bersten einer Eissperre und das dadurch ausgelöste plötzliche Auslaufen eines gigantischen Gletschensees in Idaho verursacht



Sonnenuntergang über Columbia River; friedliche Stimmung täuscht; imposante Staustufen decken gefährliche Stromschnellen zu, die im 19. Jahrhundert manches Emigranten-Floss zum Kentern brachten und Aussteuer sowie Besatzung mit sich rissen ▼

Mount Hood, wie ihn Sutter gesehen hat, auf seiner Direktroute auf der Ostseite des Vulkans (entweder entlang oder parallel zur so genannten Barlow Road) ins «verheissene» Land, das Willamette Valley ▼



Fort Vancouver (rekonstruiert), Offiziersquartier und Imponierkanonen, so genannte «reputation builders», die Sutter später inspiriert haben, sein Fort am Sacramento gleich auszurüsten ▼



Die Franzosen sind wegen ihrer Expansionsgelüste im Pazifik (sie sollen auch die Sandwich Islands im Visier gehabt haben) auf Hawaii nicht sonderlich beliebt.

In seinem Leserbrief exponiert sich Sutter als ehemaliger französischer Offizier und gleichzeitig quasi als Augenzeuge der von Bingham kritisierten Vorgänge. Er unternimmt einen beschwingten Anlauf, die Ehre der Franzosen zu retten, indem er argumentiert, dass der besagte Anführer gar kein Franzose, sondern ein Mischling mit drei Viertel indianischem Blut ist. Vive la différence!

Auch solcher Zeitvertreib hält Sutter nicht davon ab, alles daran zu setzen, möglichst rasch nach Kalifornien zu kommen. Nach einer Wartezeit von rund vier Monaten ermöglicht ihm William French, ein den lokalen Handel weitgehend monopolisierender Amerikaner, mit dem von ihm gecharterten Segelfrachter *Clementine* wieder zum amerikanischen Festland zurückzukehren. Allerdings geht die Fahrt, die am 20. April in Honolulu beginnt, immer noch nicht nach Kalifornien, sondern mit rund 80 Tonnen Versorgungsgütern noch weiter in den Norden, als Sutter bereits war, nämlich nach dem heutigen Sitka, damals Zentrale der russischen Besitzungen in Alaska, «Russisch-Amerika». Sutter amtiert als «Supercargo» (Vertreter des Eigentümers eines Frachtschiffs an Bord, verantwortlich für Beaufsichtigung und Verkauf der Fracht). Dafür ist die Passage für ihn selbst und für seine Entourage kostenlos. Sutter's Begleitung umfasst jetzt nicht mehr nur die zwei Begleiter, die er aus Fort Vancouver mitgebracht hat, sondern zusätzlich etwa 10 hawaiianische Eingeborene (sogenannte Kanaken), darunter zwei Frauen, sowie eine grosse Bulldogge. Der Status der Kanaken ist nicht genau bekannt. Es ist davon auszugehen, dass es eine Art Leibeigene («indentured laborers») des hawaiianischen Königs sind, die Sutter im Auftrag des Königs begleiten und diesem für eine fixe Dauer von mehreren Jahren praktisch ohne Einschränkungen als Arbeitskräfte zur Verfügung zu

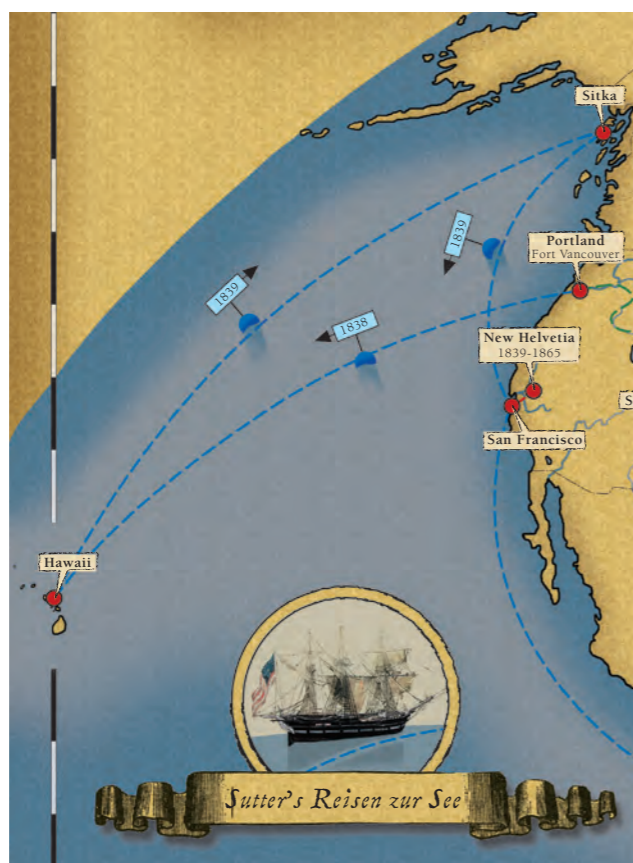
stehen haben. Vermutlich muss sich Sutter verpflichten, die Hawaiianer nach Ablauf der vereinbarten Frist nach Hawaii zurückzuschicken.

Sutter erhält ferner die Zusage, dass ihn die *Clementine*, nach dem Verkauf ihrer Fracht in Sitka, auf dem Rückweg nach Hawaii der amerikanischen Pazifikküste entlang nach Kalifornien bringen wird. Sutter's Überzeugungskünsten ist es ausserdem gelungen, bei William French einen Kredit über 3000 Dollar zu «erschnorren». Mit diesen Mitteln kauft er noch in Hawaii Ausrüstungsmaterial, einschliesslich Kanonen, für seine nun konkreter Gestalt annehmende Kolonie in Amerika.

Sutter geniesst seinen Aufenthalt in Sitka so sehr, dass er noch kurz vor seinem Tod, in seinen Bancroft diktierten Lebenserinnerungen, glühend davon schwärmt. Offenbar ist er für die lokalen Würdenträger eine Art Weltwunder, jedenfalls eine höchst willkommene Abwechslung des eintönigen Aussehenpostenalltags.

Nach rund einem Monat Aufenthalt segelt die *Clementine* mit Sutter und seinem Gefolge weiter und erreicht am 1. Juli 1839 Yerba Buena. Der Hafen dieser kleinen Siedlung ist dem heiligen Franziskus geweiht und begründet später den Namen des heutigen San Francisco. Die von Stürmen havarierte *Clementine* findet die schwierige Einfahrt durch das Golden Gate in die San Francisco Bay dank Karten, die ihr Kapitän John Blinn vom russischen Gouverneur in Sitka erhalten hat.

Sutter ist am Ziel seiner neuen Träume angekommen.



# KALIFORNIEN BEI SUTTER'S ANKUNFT

**1839,** bei Sutter's Ankunft, ist Kalifornien ein mexikanisches Territorium und heisst «Alta California». Es liegt noch buchstäblich am Ende der Welt.

Die Verbindungen zum mexikanischen Stammland und zur Zentralregierung in der Hauptstadt Mexico City sind lose und spärlich, kaum jemand interessiert sich ernsthaft für die Geschicke der fernen und wirtschaftlich unbedeutenden Provinz. Der Landweg über Tausende von Kilometern, über raues, kaum erschlossenes Terrain, ist die einzige Verbindung; eine Reise von Mexico City nach Monterey, Hauptort des Territoriums, nimmt Monate in Anspruch. Der Seeweg von einem der wenigen Häfen im mexikanischen Stammland in die Alta California wird, da kaum ein kommerzielles Interesse besteht, nur selten und in unregelmässigen Zeitabständen befahren.

Der Landweg quer über den amerikanischen Kontinent ist äusserst beschwerlich, kaum bekannt, nicht kartographiert, und nur wenig begangen.

Eine Schiffsreise, von der amerikanischen Ostküste oder aus Europa - entweder um Kap Horn oder quer über den ganzen Pazifik - dauert im günstigsten Fall 6-8 Monate, ist gefährlich und strapaziös; Anreize, eine solche Fahrt zu unternehmen, sind kaum vorhanden.

An der pazifischen Küste Amerika's tummeln sich, neben den 1000-2000 Californios (hier geborene Weisse mexikanisch/spanischer Herkunft) ein paar Dutzend weisse Trader, Jäger und Trapper, entweder im Dienst der englischen Hudson's Bay Company oder von Russisch-Amerika.

Gelegentlich sucht und findet ein Walfänger in den natürlichen Häfen entlang der Küste Schutz vor Stürmen.

Es gibt also kaum Verbindungen zur Aussenwelt.

In ganz Kalifornien wird keine einzige Zeitung gedruckt.

Neuigkeiten aus Europa oder Amerika gibt es nur, wenn sie von Reisenden oder Einwanderern gebracht werden. Selten genug laufen Schiffe ein, entweder nach einer langen Reise über die indischen und pazifischen Ozeane und Hawaii, oder - aus der amerikanischen Ostküste - nach der Umrundung des Kap Horn, und

◀ Kalifornischer Ein-Achs-Karren (nachgebaut), Symbol für technische Entwicklung Kaliforniens: um 1840 gibt es kein einziges Rad, nur krude, aus ganzen Baumstämmen herausgehauene Scheiben

bringen einige Zeitungsexemplare mit. Die Neuigkeiten sind dann aber mindestens sechs, häufig zwölf Monate alt. Trotzdem zirkulieren sie im ganzen Land als Kostbarkeit.

Nachrichten an die Aussenwelt machen zuerst den langen Weg nach Oregon zum Sitz der Hudsons' Bay Company, und reisen dann von dort über Land, d.h. mit Kurieren der Company, quer durch Kanada an die amerikanische Ostküste, und von dort per Schiff nach Europa, oder via Oregon noch weiter nördlich ins russische Hauptquartier nach Sitka, und von dort nach Sibirien und auf dem Landweg quer durch ganz Asien nach Europa. Gelegentlich nehmen Schiffe, die einen kümmerlichen Handel zwischen den Sandwich-Inseln (Hawaii) und der amerikanischen Westküste unterhalten, Nachrichten nach Hawaii mit; von dort können sie mit dem Versorgungsschiff der Hudson's Bay Company, das jährlich einmal London mit Fort Vancouver (Hauptsitz der Company im so genannten Oregon Country) verbindet; es umrundet dabei das Kap der Guten Hoffnung, überquert den Indischen und Pazifischen Ozean und macht Station auf Hawaii.

Das Leben in Kalifornien ist noch ganz vom ehemaligen Missionssystem geprägt. Zur Sicherung seiner territorialen Ansprüche an der amerikanischen Westküste hat Spanien 1769 den damaligen Leiter der Missionen der Baja California, Junipero Serra, mit einer Gruppe Missionare in die Alta California geschickt und ihn beauftragt, dort Missionsstationen zu errichten. Er wurde von spanischen Truppen begleitet und beschützt. Damit begann die permanente Besiedlung Kaliforniens durch Europäer.

Die Franziskaner etablierten in etwa 50 Jahren sukzessive 21 Missionen, die alle an der heutigen kalifornischen Küste zwischen San Diego und San Francisco liegen. Wie die Missionen in anderen Kolonien Spaniens hatten diese Einrichtungen nicht nur eine religiöse Funktion. Natürlich gehörte die Bekehrung und Zivilisierung der heidnischen, wilden und primitiven Völker, in deren Heimat die Missionen arbeiteten, zu den Aufgaben der Missionare. Ihr Hauptzweck bestand im Grunde jedoch darin, Land, das die spanische Krone für sich in Anspruch nahm, zu besiedeln und militärisch zu sichern. Deshalb wurde in oder bei jeder Mission auch eine Militärgarrison angesiedelt. Die Soldaten, etwa sechs pro Garrison, schützten die Missionare gegen Überfälle und hatten die zusätzliche Aufgabe, die Missionare bei der Durchsetzung der Missions-Disziplin, die für die bekehrten Eingeborenen eine radikale

Umstellung ihrer Lebensweise bedeutete und häufig nur gewaltsam aufrecht erhalten werden konnte.

Die Missionen waren ein wesentlicher Baustein des spanischen Kolonial-Imperiums; sie waren eine einzigartige «Fusion» von religiösen und staatlichen, kirchlichen und weltlichen Interessen.

Auch die kalifornischen Missionare gaben sich nicht damit zufrieden, die Heiden zu bekehren, d.h. zu taufen. Ihr Ziel war, die Neubekehrten vollständig in die spanische Kultur und Zivilisation zu integrieren. Die Indianer mussten die spanische Sprache erlernen, die gesellschaftlichen Konventionen der Spanier annehmen, sich wie die Spanier kleiden und ernähren, sich für sie neuartigen und geregelten Arbeitsprozessen unterwerfen, kurz: die Indianer mussten in allen Lebensaspekten den spanischen «modus vivendi» annehmen. Dies war natürlich nur möglich, nachdem die Eingeborenen, die ursprünglich in kleine Gruppen und über riesige Landstriche verteilt lebten, zuerst geografisch konzentriert wurden, notfalls, das heisst meistens, mit Gewalt.

In den Büchern der Missionen wurden über 56'000 Tausen oder Bekehrungen registriert. Dies repräsentierte einen Grossteil der indianischen Küstenbevölkerung.

Im Umfeld der Missionen begann eine äusserst sparsame Besiedlung durch spanischstämmige Mexikaner, die sich bald «californios» nannten. Sie erhielten oder nahmen sich grössere Landstriche, errichteten Ranchos im Stil der mexikanischen «haciendas», betrieben Viehzucht, und lebten im Wesentlichen vom Verkauf von Rinderhäuten und Rindertalg. Die tägliche Arbeit wurde von Indianern erledigt, die - wie in den Missionen - zur Arbeit gezwungen werden mussten und mit der Zeit die Fähigkeit verloren, in ihrer traditionellen Lebensweise zu leben und zu überleben. Das Leben der Californios bestand hauptsächlich darin, ihre weit verzweigt lebenden Verwandten zu besuchen, sich gegenseitig zu fröhlichen Festen einzuladen, oder gelegentlich entlaufene Indianer wieder einzufangen.

So entstand bei ausländischen Besuchern (Trapper, Händler oder Forschungsreisende), die im frühen 19. Jahrhundert in Kalifornien Station machten, das Bild eines Landes, in dem müssiggängerische und hochnäsige Spanier schmarotzten, und von einer primitiven eingeborenen Bevölkerung, die von den spanischen Herren ausgebeutet und grausam unterjocht wurde.

Die Besatzungen der ankommenden Schiffe sind entsetzt über das leichte Leben der Californios. Richard Henry Dana, Kapitän der «Pilgrim», die für Handelshäuser aus Boston die Pazifikküste besucht, beschreibt seine Erlebnisse in seinem seinerzeit sehr populären Buch «Two Years Before the Mast». Obwohl primär ein Seefahrer, hält er in seinem Reisebericht wertvolle Beobachtungen aller angelaufenen Häfen und der dortigen Bevölkerung fest. Über seinen Besuch in Kalifornien schreibt er: «Die Californios sind faule und verschwendungssüchtige Leute und können selbst nichts herstellen. Das Land fliesst über von Reben, aber ihren Wein, schlechten und teuren noch dazu, kaufen sie in Boston. ... Die Schuhe aus Boston, die wir ihnen verkaufen, sind höchstwahrscheinlich aus ihren eigenen Häuten gemacht, die dafür zweimal ums Kap Horn herum transportiert werden mussten (die Globalisierung lässt grüssen...). ... Die Indianer machen die gesamte harte Arbeit, jedes bessere Haus hat zwei bis drei Indianer als Angestellte, sogar die ärmsten Leute können sich noch mindestens einen leisten». Dana fällt auch der Unterschied zwischen Californios und eingewanderten Anglo-Amerikanern auf, und er beobachtet: «In Monterey leben ein paar Engländer und Amerikaner. ... Sie sind fleissiger, sparsamer und unternehmerischer als die Einheimischen und haben bald das gesamte Handelsgeschäft in ihren Händen. Sie führen Läden, in denen sie die Güter, die sie von unseren Schiffen einkaufen, wiederverkaufen».

Um 1820 lebten in ganz Kalifornien - genaue Zahlen sind nicht erhältlich - etwa 1'000-2'000 Californios und etwa 10-20 angelsächsische Trader, die sich teilweise in mexikanische Familien eingeehelat haben.

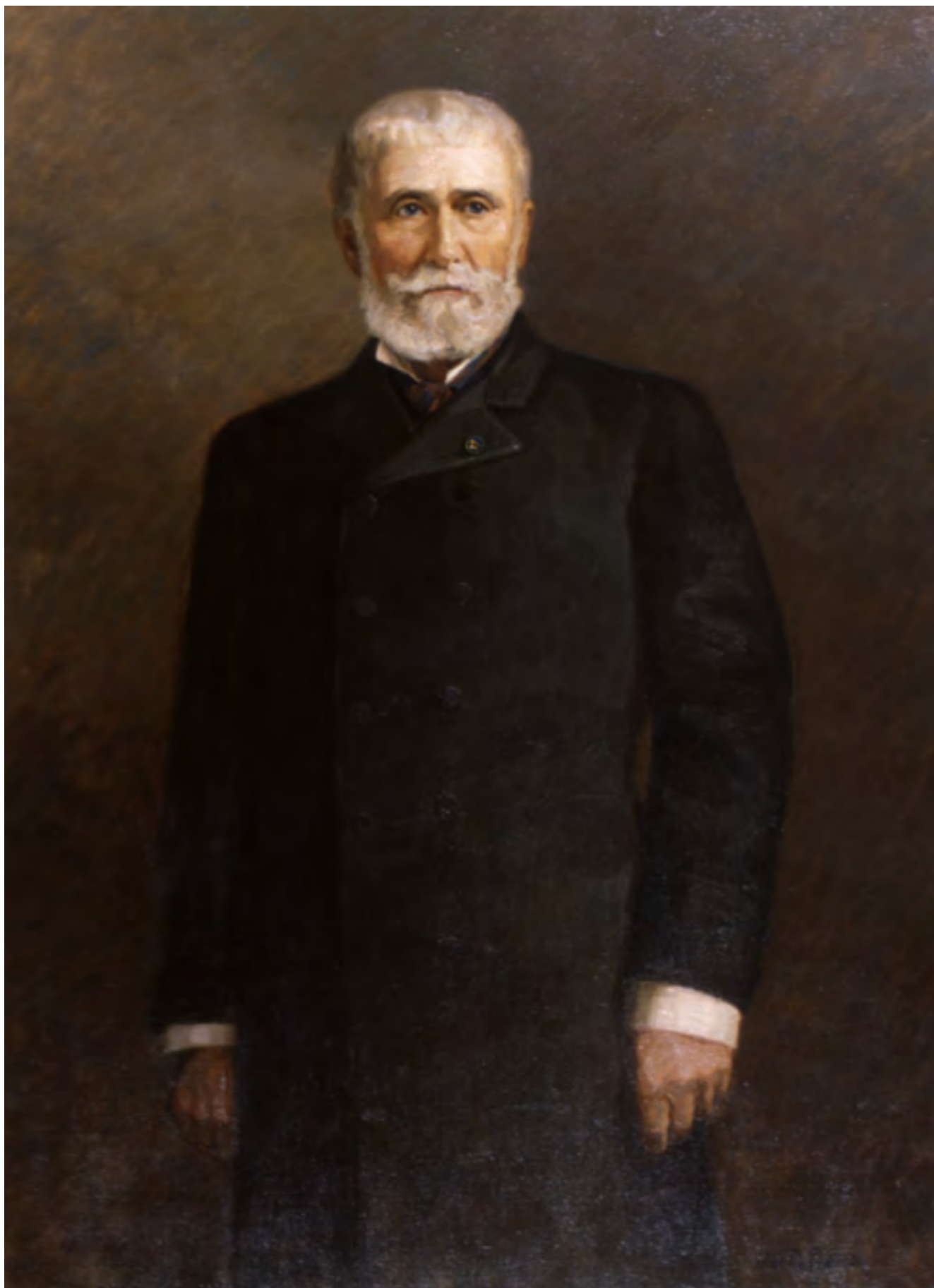
In diesem Zustand befindet sich Kalifornien um 1821, als Mexiko die Unabhängigkeit erhält. Im Unterschied zu den USA müssen sich die Mexikaner, obwohl für einzelne der amerikanische Unabhängigkeitskrieg Vorbild ist, die Unabhängigkeit nicht wirklich erkämpfen. Sie fällt ihnen eher in den Schoss, weil das spanische Imperium so schwach geworden ist, dass es sich den Unterhalt einer Kolonie, die per Saldo mehr kostet als einbringt, nicht mehr leisten kann.

Die Unabhängigkeit bedeutet das «Aus» für die Missionen. Einerseits entzieht ihnen der Verlust der finanziellen und politischen Unterstützung durch die spanische Krone die Existenzgrundlage. Und in der liberalen neuen mexikanischen Verfassung, die sich stark an der US-Verfassung anlehnt, haben die Missionen keinen Platz mehr. Zudem sind die von der mexikanischen

Zentralregierung schon lange vernachlässigten, mittel- und brotlosen Militäranghörigen neidisch auf den offenen Reichtum der Missionen. Die Missionen werden aufgelöst. Sofort beginnt die Auseinandersetzung über den Besitz der Missions-Ländereien. Die Regelung der Frage, wie diese aufzuteilen sind, erfolgt nach langem Hin und Her zwischen den Californios und der Regierung in Mexico City 1834. Gemäss spanischem Missionsrecht wären die Indianer die rechtmässigen Eigentümer von Grund und Boden. Unsicherheiten über die Frage, ob das spanische Missionsrecht für Mexiko noch gültig sei, und die mannigfachen Ansprüche der Californios führten dazu, dass im 1834 erlassenen Säkularisierungsdekret 50% des Landes den Indios zugesprochen wurde; die andere Hälfte wurde auf die Familien der Californios aufgeteilt. Nur wenige Indios bemühten sich tatsächlich, ihr Land zu bewirtschaften, keiner schaffte es über mehrere Jahre. Innert kürzester Zeit gehörte alles den mächtigen Familien der Californios.

Die indianische Bevölkerung verstreut sich wieder. Einige wenige bleiben am Standort der bisherigen Missionen und sind bald auf Almosen angewiesen; ein Teil schliesst sich Stämmen an, die von der Missionierung nicht erfasst worden waren (diejenigen, die von keinem Stamm aufgenommen werden, verlegen sich auf Viehdiebstahl und vagabundieren herum); die Mehrzahl überträgt gezwungenermassen ihre de facto-Leibeigenschaft einfach auf die Rancheros.

Inzwischen nimmt die Einwanderung von Anglo-Amerikanern und Europäern, die mehrheitlich über die USA an die Pazifikküste gelangen, stetig und sich beschleunigend zu. Gegen Ende der mexikanischen Herrschaft, d.h. um 1845, wird die weisse Bevölkerung Kaliforniens auf etwa 7'000 geschätzt; davon sind weniger als 1'000 erwachsene Männer, und weniger als 100 von ihnen können Lesen und Schreiben.



Der Amerikaner Thomas Larkin lässt sich 1832 in Kalifornien (Monterey) nieder. Er entwickelt sich zu einem der wichtigsten Vermittler zwischen den USA und den mexikanischen Behörden und wird später US-Konsul in Kalifornien. Seine Frau Rachel Holmes soll die erste Amerikanerin sein, die nach Kalifornien gekommen ist. Ein anderer prominenter Einwanderer ist William Richardson, der 1822 von einem englischen Walfänger desertiert. Obwohl Engländer, wird er zu den «Yankees» gezählt, was dem generellen Trend entspricht, alle weissen Nicht-Californios für die Yankee-Kultur zu vereinnahmen. Richardson konvertiert zum Katholizismus und heiratet in den mächtigen Martinez-Clan ein. Er wird einer der erfolgreichen Trader, insbesondere nachdem er zwei Schoner, die Californios den Alaska-Russen abgekauft und soweit vernachlässigt haben, dass sie sinken, wieder hebt und seetüchtig macht. Er erstellt das erste Haus in der Yerba Buena-Bucht und ist damit der eigentliche Gründer San Francisco's.

Im Rahmen des «manifest destiny»-Fiebers (unter diesem Schlagwort betrieben amerikanische Expansionisten die Ausdehnung des Bundesstaats bis zur Pazifikküste) unternehmen die USA verschiedene Versuche, grössere Teile des Kontinents westlich des Mississippi käuflich zu erwerben, analog zum Kauf des Louisiana Territory (siehe Kapitel 3). 1835 versuchen die USA, der mexikanischen Regierung grosse Stücke Mexikos (Texas, Teile von Arizona, New Mexico und Kalifornien) für dreieinhalb Millionen Dollar abzukaufen, scheitern jedoch an der eigenen Stümperhaftigkeit. 1841 erfolgt ein weiterer Versuch, der jedoch durch ein groteskes Zwischenspiel zum Rohrkrepierer wird. Thomas Jones, Kommandore der Pazifikflotte der USA, bekommt während eines Aufenthalts in Peru Wind von einem Gerücht über einen angeblichen Krieg zwischen Mexiko und den USA. Umgehend segelt er nach Monterey und nimmt im Oktober 1842 ohne jedes Blutvergiessen Kalifornien für die USA ein. Einen Tag später, nachdem er Einsicht in die offiziellen Nachrichten aus Mexico City an die Territoriums-Verwaltung genommen hat, realisiert er seinen Irrtum und gibt das Kommando über Kalifornien an die Mexikaner zurück. Der letzte US-Versuch, Kalifornien zu kaufen, erfolgt durch US-Präsident Polk 1846 (die Offerte beträgt jetzt 40 Millionen Dollar). Auch dieser Versuch stösst ins Leere, da Mexiko wegen der Aufnahme von Texas in die USA verstimmt und beleidigt ist.

Es erstaunt somit nicht, dass sich auch in Kalifornien, insbesondere unter den eingewanderten Yankees, Unabhängigkeitsgelüste regen. Diese werden teilweise ange-

stachelt durch die 1836 proklamierte Unabhängigkeit der mexikanischen Provinz Texas und der Ausrufung des «lone star state», teilweise animiert durch die nachlässige mexikanische Verwaltung, teilweise auch angefacht von der pathetischen Beschwörung des «manifest destiny» in den USA.

Bei Sutter's Ankunft in Kalifornien liegt eine neue politische Zukunft dieses unermesslich reichen, jedoch noch kaum erschlossenen Teils Mexiko's durchaus in der Luft. Neben den USA sind nämlich auch England und Frankreich an Kalifornien interessiert, bis in die 1840er Jahre, also auch noch nach Sutter's Ankunft. Die verschiedenen Ideen und Vorschläge bleiben jedoch im Konzeptuellen stecken; sie erzeugen jedoch in Amerika ein Gefühl der Dringlichkeit. Thomas Larkin wird von der US-Regierung als Geheimagent in Mexiko eingesetzt und beauftragt, die Einheimischen Machträger vor Einmischungsversuchen «fremder Regierungen» (gemeint sind andere Regierungen als Mexiko und die USA) zu warnen und dagegen zu agieren.

Nachträglich stellt sich heraus, dass die USA in Wirklichkeit das einzige Land waren, das ein echtes Interesse an Kalifornien hatte, und dass die Übernahme Kaliforniens durch die USA geschichtlich wahrscheinlich unausweichlich war. Das einzige was noch fehlte, war eine günstige Gelegenheit.



# THE CENTURY MAGAZINE.

VOL. XLI.

DECEMBER, 1890.

No. 2.

## ERINNERUNGEN EINES ZEITGENOSSEN UND MITARBEITER SUTTER'S

JOHN BIDWELL (PIONEER OF '41).



John Bidwell ist einer der Pioniere von 1841, das heisst er gehört zu einer der Expeditionen, die 1841 die Überlandroute nach Kalifornien bewältigt. In der Tat ist er - trotz seines jugendlichen Alters von erst 22 Jahren - einer der Führer der Expedition, die viele Jahre nach der Entdeckung als erste die South Pass-Route wieder erschliesst und damit den Oregon Trail für die späteren Wagenkolonnen öffnet.

Er spielt in Sutter's Neu-Helvetien eine Schlüsselrolle, die in Kapitel 10 und 11 gewürdigt wird. Jahrzehnte nach den entsprechenden Erlebnissen

und Ereignissen, hält er seine Erinnerungen schriftlich fest. Im Folgenden werden einige Aperçus wiedergegeben, die 1890 im «The Century Magazine» veröffentlicht wurden. Es geht dabei nicht um eine zusammenhängende Wiedergabe von Bidwell's Erinnerungen, sondern um ausgewählte kurze Passagen, die punktuell Eindrücke vom Zustand Kaliforniens vermitteln, den auch Sutter bei seiner Ankunft im Jahr 1839 antraf.

### Das Leben auf den Ranchos und den ehemaligen Missionen:

Freundlichkeit und Gastfreundschaft der einheimischen Californios sind nicht übertrieben dargestellt worden. Bis zum Ende des mexikanischen Regimes hatten sie die Gewohnheit, für Einladungen zu unterhaltsamen Anlässen, Essen, Benutzung der Pferde, etc. kein Geld zu verlangen. Bei Einladungen, auch bei Besuchen von Freunden, musste man seine eigenen Decken mitbringen; man wäre als gedankenlos angesehen worden, wenn man auf Reisen nicht sein eigenes Messer dabei gehabt hätte, um das angebotene Fleisch zu schneiden. Nach einem Essen war es zwingend geboten, aufzustehen und der

Frau des Besuchten, also der Gastgeberin, den Teller, von dem man Fleisch und Bohnen (denn das war alles, was sie hatten) gegessen hatte, mit einem «Muchas gracias, senora» zu überreichen; was die Gastgeberin immer mit «Buen provecho» beantwortete. Die Missionen (Anmerkung des Autors: gemeint ist das, was um 1840 von den Missionen noch übrig geblieben war) hatten immer einen Garten, in denen Trauben, Oliven, Feigen, Granatäpfel, Birnen und Äpfel angepflanzt wurden. Im Gegensatz dazu gab es auf den Ranchos kaum je Früchte. Benötigte man ein Reitpferd, nahm man sich einfach eines und ritt damit bis zum nächsten Rancho - egal, ob 20, 30 oder 50 Meilen weit entfernt- und tauschte es dort gegen ein anderes ein. Von Zeit zu Zeit verlangten die Rancheros ihre Tiere zurück (Anmerkung

des Autors: alle Tiere trugen schon damals Brandzeichen, welche den besitzende Rancho kennzeichneten), und sie bekamen sie auch zurück. So konnte man von einem Ende Kaliforniens zum anderen reisen.

### Kaliforniens Fahrzeugtechnologie:

Zu dieser Zeit existierte in ganz Kalifornien kein einziges Fahrzeug, mit Ausnahme des so genannten kalifornischen Karrens. Die Räder hatten keine Räder; sie wurden hergestellt, indem man eine Eiche fällte und aus dem Stamm eine solide Scheibe heraushaute, die am äusseren Rand etwa einen Fuss (30cm) dick war, und dort, wo das Achsloch hinkam, etwas dicker. Das Achsloch hatte einen Durchmesser von etwa 20cm oder mehr; durch mehrjährigen Gebrauch vergrösserte es sich auf einen Fuss. Um das Loch zu machen, verwendete man gelegentlich einen Stangenbohrer, Hohlmeissel oder Meissel, das meistverwendete Werkzeug jedoch war die Axt. Diese Karren wurden immer von einem Ochsen gezogen, wobei das Joch mit Stricken aus ungegerbtem Leder an den Hörnern festgemacht wurde. Um die Achsen zu schmieren, verwendeten die Mexikaner Seife (das einzige Produkt, das sie herstellen konnten); hierzu hatten sie immer einen grossen Eimer gefüllt mit dickem Seifenschaum bei sich, der unentwegt ins Achsloch gestopft wurde. Trotzdem konnte man im Allgemeinen über eine halbe Meile im Voraus feststellen, dass sich ein kalifornischer Karren nähert, das Quietschen war unüberhörbar. Ich habe gesehen, wie selbst die reichsten Familien mit solchen schwerfälligen zweirädrigen Vehikeln zu Besuch fuhren, über lange Distanzen, mit einer Geschwindigkeit von 30 und mehr Meilen pro Tag. Die Karren hatten einen niedrigen, aus runden Stecken gebauten Rahmen, und der Boden

◀ John Bidwell, einer der prominentesten Pioneers von 1841, Mitarbeiter Sutter's, späterer Politiker und US-Präsidentschaftskandidat

Kalifornischer Karren ▼

bestand aus einer Ochsenhaut. Gelegentlich verwendete man bei den besseren Familien Baumwolltücher als Vorhänge und Dach. In dieser Zeit existierte so etwas wie ein Speichenrad nicht. Jemand aus Boston schickte einen Wagen rüber als Geschenk für den Priester, der die Mission von San José leitete; aber sobald der Sommer kam, schrumpfte das Holz, die Radreifen fielen ab, und der ganze Wagen zerfiel in seine Einzelteile. Es gab in ganz Kalifornien niemand, der Radreifen herstellen konnte. Als Gouverneur Micheltorrena von Mexiko nach Kalifornien gesandt wurde, brachte er eine Ambulanz mit sich, die allerdings nicht viel besser war als ein einfacher gefederter Karren, wie sie heute von Marktleuten mit einem Zugpferd verwendet werden. Sein Karren hatte Deichsel, aber in Kalifornien gab es kein einziges Ross, das so eingearbeitet war, dass es eingespannt werden konnte; Zug-Geschirr gab es sowieso auch nicht. Der Gouverneur benötigte also zwei Berittene, um seinen Karren zu ziehen; dabei wurden die Seile an den Deichseln und an deren Sattelknäufen befestigt. Die ersten richtigen Wagen gelangten 1844 über die Prärie-Ebenen nach Kalifornien, mit der Gruppe von Townsend oder Stevens. Zunächst mussten die Wagen in den Bergen zurückgelassen werden, wo sie schneebedeckt bis zum nächsten Frühling überwinterten. Dann stiegen Moses Schallenberg, Elisa Stevens (als Führer der Gruppe) und andere wieder hoch in die Berge und brachten einige der Wagen herunter ins Sacramento Valley. Kein anderer Wagen ist je zuvor über die Prärie-Ebenen nach Kalifornien gelangt.

### John Bidwell's Ankunft in Kalifornien:

Dr. Marsh's Rancho, die erste Siedlung, die wir in Kalifornien erreichte, lag in den östlichen Ausläufern des Küstengebirgszugs, nahe beim nordwestlichen Ende des grossen San Joaquin Valley, etwa

sechs Meilen östlich des Mount Diablo, der als geografisches Zentrum des Contra Costa County bezeichnet werden kann. Im ganzen Tal gab es keine anderen Siedlungen. Das Tal kam uns so unberührt vor wie zu der Zeit, als Columbus Amerika entdeckte. Unzählbare Tausende von Wildpferden, Elchen und Antilopen durchzogen es. Das Jahr war eines der trockensten gewesen, die Kalifornien erlebt hatte, der Boden war braun und verbrannt; im ganzen Staat hatten die Weizenfelder und Bohnenpflanzungen keinen Ertrag gebracht. Das Vieh gierte nach Gras und war am Verhungern, und die Menschen, vielleicht mit Ausnahme der reichsten Familien, hatten kein Brot mehr und ernährten sich vorwiegend von Fleisch, und das meistens von schlechter Qualität.

Dr. Marsh war vier oder fünf Jahre zuvor über New Mexico nach Kalifornien gekommen. In mehreren Beziehungen warb ein bemerkenswerter Mann. Selten habe ich jemand kennen gelernt, der die englische Sprache besser beherrschte als er. Er hatte, glaube ich, nie Medizin studiert. Aber er war ein unersättlicher Leser; manchmal verbrachte er den ganzen Tag im Bett und las. Und er hatte ein Gedächtnis, das alles, was er las, vollständig aufnahm. Zu seiner Zeit konnte ein solcher Mann sich leicht als Doktor ausgeben und Medizin praktizieren. In der Tat, ausser Dr. Marsh gab es in Kalifornien nirgendwo einen Menschen, der nur annähernd den Titel eines Arztes verdient hätte.

### John Bidwell begegnet Sutter:

Wir hatten schon davon gehört, dass ein Mann namens Sutter damit begonnen hatte, etwa 100 Meilen nördlich im Sacramento Valley eine Kolonie zu etablieren. Bisher war östlich des Küstengebirges noch kein Versuch unternommen worden, eine zivilisierte Siedlung zu errichten. Bevor Sutter kam, waren die Indianer die alleinigen Herrscher. Ich sah es als das Beste an, was wir tun konnten, und entschied, Sutter in seiner später «Sutter's Fort» oder «Neu-Helvetien» genannten Siedlung aufzusuchen. Dr. Marsh sagte uns, wir könnten die Distanz in zwei Tagen zurücklegen, wir benötigten jedoch acht. Der Wintereinbruch war bereits heftig, und in Kalifornien bedeutet Winter, damals wie heute, Regen. Ich hatte drei Begleiter. Es war nass, als wir aufbrachen, und die meiste Zeit reisten wir unter strömendem Regen. Die Bäche hatten ihr Bett verlassen; Gräben waren voll Wasser, Ebenen standen unter Wasser; in der Tat stand der grösste Teil der Gegend unter Wasser. Strassen gab es keine, nur kümmerliche Pfade, von Indianern und Wild ausgetreten. Wir waren gezwungen, diesen Pfaden zu folgen, auch wenn sie überschwemmt waren, denn sobald unsere Tiere den Pfad verliessen, versanken sie im Schlamm. Die meiste Zeit gingen wir durch die Gegend, die heute zwischen Lathrop und Sacramento liegt. Unsere Vorräte reichten nicht, während etwa drei Tagen hatten wir nichts zu essen. Wild gab es im Überfluss, aber im Regen war es schwierig zu schiessen. Abgesehen davon war es unmöglich, unsere alten Steinschlossgewehre trocken zu halten, und erst recht das Pulver in seinen Behältern. Am achten Tag erreichten wir Sutter's Siedlung - der Bau des Fort war noch nicht begonnen worden. Sutter empfing uns mit offenen Armen und auf sehr vornehme Art, denn er war ein Mann von grösster Höflichkeit und besten Umgangsformen, ein Mann, der in jeder Gesellschaft glänzen konnte.



# BEITRÄGE ZU GESCHICHTE UND LOS DER MISSIONS- INDIANER

«Indians of California - The Changing Image» von James J. Rawls (siehe weitere Zitate dieses Autors in Kapitel 11) ist eine packende Beschreibung des Loses der eingeborenen Indianer Kaliforniens, das sie mit der spanischen Besitznahme ihres Landes, durch die Missionierung, als Folge der Auflösung der Missionen, während der amerikanischen Besitznahme und des gleichzeitig einsetzenden Gold Rush bis hin zur fast totalen Auslöschung und der zaghaften Regenerierung in der neusten Zeit erdulden mussten.

Rawls weist darauf hin, dass der Begriff «kalifornische Indianer» höchst unbefriedigend ist. Er wird der Vielfalt und Vielzahl der Kulturen der zahlreichen Stämme Kaliforniens genauso wenig gerecht, wie der Begriff «Indianer» nicht geeignet ist, als Oberbegriff für die über zweitausend Kulturen, die vor der Ankunft der Europäer in der westlichen Hemisphäre blühten, zu dienen. Das Stereotyp «kalifornische Indianer» wird hier trotzdem verwendet, weil ein vertieftes Eingehen auf die Diversität der indianischen Kulturen den Rahmen sprengen würde, und auch weil es den undifferenzierten Umgang der behandelten Epoche und deren Repräsentanten mit den Indianern Kaliforniens reflektiert.

## Die Indianer und die spanischen Missionen

(Auszug ab Seite 16) ... Die Indianer wurden mit verschiedenen Mitteln um die Missionen zusammengezogen, wo sie aus ihrem «freien, undisziplinierten» Kultur-Zustand zu vorschrittmässigen und disziplinierten Mitgliedern der kolonialen Gesellschaft «umerzogen» wurden. Innerhalb der Missionen besaßen die Priester absolute Autorität über die Neubekehrten, in religiösen und weltlichen Angelegenheiten. Widerstand gegen diese Autorität wurde zunächst mit Tadel geahndet, im Fortsetzungsfall mit Auspeitschungen, Stockschlägen, Hand- oder Fusschellen oder anderen Strafmassnahmen unterdrückt. Soldaten, entweder direkt in den Missionen oder in nahe gelegenen Presidios stationiert, unterstützten die Durchsetzung der Disziplin und das Wieder-Einfangen geflohener Indianer (sobald ein Indianer sich zum Christentum bekehrt hatte, galt er als nicht mehr frei, sein Glaubensgelübde zu widerrufen und in sein Stammesgebiet oder seine frühere Lebensweise zurückzukehren). Obwohl der Widerstand gegenüber den Spaniern grösser war als lange Zeit angenommen, waren die Missionen letztlich darin erfolgreich, die

Bevölkerung der kalifornischen Küstengebiete zu transformieren.

Als die spanische Missionsperiode 1821 zu Ende ging, waren die Indianer zwischen San Diego und San Francisco aus ihren ursprünglichen Dörfern entfernt und in den und um die Missionen herum neu angesiedelt worden. Die zivilisatorischen Anpassungen waren bemerkenswert fortgeschritten, und die Missionsindianer hatten eine Vielzahl von für sie neuen Tätigkeiten gelernt: weben, gerben, schmieden; die Herstellung von Backsteinen, Ziegeln, Tongefässen, Schuhen, Sattelzeug, Wein, Seife und Kerzen; die Betreuung von Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen und anderen Haustieren; und das Pflanzen, Bewässern und Ernten von Gemüse und Getreide. Missionsgebäude und deren Einrichtungen wurden praktisch vollständig von eingeborenen Arbeitskräften gebaut. Im Umfeld der Missionen gab es etwa 10'000 Acres (d.h. rund 4'000 Hektaren oder 40 km<sup>2</sup>) kultivierte Felder. Indianische «cowboys» und Knechte kümmerten sich um etwa 400'000 Stück Rindvieh, über 60'000 Pferde, und mehr als 300'000 Schweine, Schafe und Ziegen.

Zusätzlich zur radikalen Veränderung des Lebens der kalifornischen Indianer trugen die Missionen unabsichtlich zu deren Ausrottung bei. Während der Missionsperiode sank die eingeborene Bevölkerung zwischen San Diego und San Francisco von 72'000 auf 18'000, also um über 75%. Dieser Niedergang wurde überwiegend durch eingeschleppte neue Krankheiten verursacht, besonders solche (z.B. Geschlechtskrankheiten), gegen welche die Indianer nicht immun waren. Der Krankheitsbefall der Indianer wurde durch verschiedene Faktoren beschleunigt: Verdichtung der indianischen Bevölkerung um die Missionsstationen, Veränderung der Ernährungsgewohnheiten und daraus resultierende Mangelerscheinungen, Vermischung verschiedener Indianerstämme, armselige sanitäre Verhältnisse, fehlende medizinische Betreuung. Das soziale Klima in den Missionen - kaum vertraute Arbeit, neues Rechts- und Sanktionierungssystem, Unterdrückung vertrauter Verhaltensmuster - trug seinen Teil zum Niedergang bei. Alfred Kroeber (Anmerkung des Autors: Professor an der University of California Berkeley, einer der renommiertesten Erforscher der Geschichte

der kalifornischen Indianer) bemerkt dazu: «Für manche der Patres muss es sehr schmerzhaft gewesen sein, Tag für Tag gezwungenemassen zu realisieren, dass sie zwar Seelen retteten, aber nur auf Kosten des Lebens. Das war jedoch die überwältigende Realität. Das brutale Ergebnis der Missionierung, trotz ihres freundlichen Auftretens und ihrer humanitären Wurzeln, war nur eines, Tod.»

Um 1800, als die kalifornischen Missionen ihren Höhepunkt erreicht hatten, bildeten die Neubekehrten das wirtschaftliche Fundament der spanischen Kolonie. Ihre Arbeit produzierte Gebäude, Nahrungsmittel, handwerklich hergestellte Güter, und die spärlichen Exportwaren der Kolonie. Diese Arbeit wurde allerdings nicht immer freiwillig gegeben. Sherburne F. Cook legt in seiner reichhaltigen Studie «The Conflict Between the California Indian and White Civilization (1943)» dar, dass die kalifornischen Missionen auf Zwangsarbeit beruhten. Weil die Arbeit, welche die Indianer in den Missionen zu leisten hatten, so grundverschieden war von dem, womit sie vor der Missionierung vertraut waren, argumentiert Cook, «waren die Kirchenverwalter gezwungen, Zwang auszuüben, was sich rasch zu einem voll ausgebauten System von Zwangsarbeit entwickelte.» Cook präzisiert immerhin, dass die Missionare von diesem System nicht persönlich profitierten. Weder die Produkte der Missionen noch ein damit erzielbares Einkommen gehörte den Franziskanern. «Darüber hinaus, jedenfalls theoretisch, meist auch in der Praxis, war die Frucht indianischer Arbeit dem Wohlergehen und der Verbesserung der Lebensumstände des Indianers selbst gewidmet. Selbstsüchtige Bereicherung der Missionare kam selten vor und versties gegen die Glaubenssätze der Kirche.» In Cook's Sicht kann die wirtschaftliche Beziehung zwischen Priestern und Indianern, obwohl in den Missionen Zwangsarbeit herrscht, am ehesten als «gemeinschaftlich» bezeichnet werden.

Die Missionen in Kalifornien waren - wie diejenigen anderswo - als temporäre Institutionen angelegt. Von den Missionaren wurde erwartet, dass sie nach vollbrachter Tat (Christianisierung und Zivilisierung) in neue Gebiete weiter zogen. Die Missionen - das war die Annahme - wären dann an den normalen Klerus übergeben

worden, und das gemeinsame Missionsland wäre auf die früheren Neubekehrten aufgeteilt worden. In der Theorie betrug die Zeitspanne zwischen Gründung und Säkularisierung einer Mission etwa 10 Jahre. In Kalifornien war die Periode der vormundschaftlichen Betreuung wesentlich länger. Eines der nicht beabsichtigten Resultate der Arbeit der Missionare war nämlich, dass die Indianer ausbeutbar gemacht wurden, und zwar ausbeutbar durch Dritte, und in Arrangements, die nicht mehr «gemeinschaftlich» waren. Bevor die Missionen in Kalifornien eingerichtet wurden, waren die einheimischen Indianer für die anwesenden Europäer nicht besonders nützlich. Einerseits waren sie in kleinen Gruppen über grosse Gebiete verstreut, andererseits besaßen sie weder Fertigkeiten noch Arbeitsdisziplin. Diese Gegebenheiten wurden durch die Missionen grundlegend verändert: die Indianer wurden örtlich konzentriert und - aus der Sicht der Spanier - in nützlichen Fertigkeiten ausgebildet und mit einer regelmässigen Arbeitsdisziplin eingeeimpft. Die Absicht der Missionare war es zwar, die Indianer auf ein selbständiges und selbstversorgendes Leben innerhalb der kolonialen Gesellschaft vorzubereiten, sie bereiteten sie in der Tat jedoch darauf vor, nach Auflösung der Missionen gravierend und weitgehend ausgebeutet zu werden. Als die Missionen an ihr Ende kamen, waren die freigelassenen Neubekehrten bei den mexikanischen Rancheros gesuchte potenziell wertvolle Arbeitskräfte.

Die ersten Versuche der spanischen Regierung, die Missionen zu säkularisieren, begannen bereits 1749. Es dauerte jedoch bis zur Erreichung der mexikanischen Unabhängigkeit 1821, dass die Franziskaner durch weltliche Priester ersetzt und die kalifornischen Missionen in normale Pfarreien umgewandelt wurden. Für die Indianer bedeutete die Säkularisierung, dass sie nicht länger gezwungen waren, auf den Missionen zu bleiben. Das Säkularisierungsdekret, das 1834 erlassen wurde, reservierte die Hälfte der Missionsländereien für diejenigen Indianer, die sich entschlossen, bei den ehemaligen Missionen zu bleiben. Nur wenigen gelang es jedoch, ihr Land über längere Zeit zu halten. Die meisten der ehemaligen Missionsgebiete, ebenso wie andere Landstriche entlang der kalifornischen Küste und in den Flusstälern des Landesinneren, wurde von der me-

xikanischen Regierung an private Bürger vergeben. Die liberale mexikanische Kolonisierungspolitik erlaubte es, einzelnen Individuen Ländereien im Ausmass bis zu 50'000 Acres (rund 200 km<sup>2</sup>) übertragen. Während in der spanischen Periode nur rund 20 private Landschenkungen vorgenommen wurden, kreierte die mexikanische Regierung etwa 500 Ranchos.

Eine kalifornische Ranch dürfte von 20 bis mehreren Hundert indianische Arbeitskräfte beschäftigt haben. Das Total der indianischen Arbeitskräfte betrug etwa 4'000 und setzte sich sowohl aus früheren Missionsindianern als auch aus Neurekrutierungen der Rancheros zusammen. Einzelne Missionsindianer blieben während kurzer Zeit im Missionsgebiet, andere flohen ins Landesinnere, oder in die Zentren der zivilen mexikanischen Besiedlung. Die meisten der früheren Missionsindianer wurden jedoch von Rancheros übernommen und arbeiteten nahtlos für ihre neuen Herren weiter. Der wichtige Unterschied zwischen dem Leben auf den Missionen und den Ranchos war, dass die gemeinschaftliche Beziehung nicht mehr bestand: die Rancheros nahmen die Früchte der indianischen Arbeit praktisch vollständig für sich selbst in Beschlag.

Die Rancho-Wirtschaft, basierte, ähnlich wie diejenige der Missionen, auf dem Getreideanbau und auf riesigen Viehherden. Die Rancheros handelten Häute und Talg gegen handwerkliche und industrielle Güter, welche fremde Händler entlang der Küste feilboten. Wie auf den Missionen wurden die Betreuung der Herden, das Schlachten, Gerben, die Talggewinnung und alle anderen manuellen Arbeiten von indianischen Arbeitskräften erbracht. Als Gegenleistung erhielten die Indianer normalerweise nichts als ein Dach über dem Kopf, Essen und Kleider. Die Rancheros waren die absoluten Herrscher über ihre Arbeiter und übten mancherlei Zwang - Überredung, wirtschaftlichen Druck, physische Gewalt - aus, um ihren Nachschub an Arbeitskräften zu sichern und zu unterhalten. Sherburne Cook (siehe oben) schliesst seine einschlägigen Betrachtungen mit der trockenen Feststellung: «Die ‚hacienda-peon'-Gesellschaft wurde ohne grössere Anpassung von Mexiko nach Kalifornien gebracht und in alle Fasern des sozialen Denkens des Territoriums imprägniert.»

Die gemeinschaftliche Qualität des Missionslebens muss sorgfältig von den ursprünglichen Formen indianischer Ausbeutung in den spanischen Kolonien unterschieden werden. Bei den Ranchos ist diese Unterscheidung nicht erforderlich. Hier ist das System der Ausbeutung indianischer Arbeitskräfte praktisch identisch mit demjenigen, das während des 18. Jahrhunderts in ganz Neu-Spanien und in Teilen Mexikos beim der Erlangung der Unabhängigkeit vorherrschte. Nominell waren die Indianer frei, in Tat und Wahrheit waren sie an ihren Rancheros gefesselt, solange er sie behalten wollte. Wie auf den grossen Haciendas Mexiko's durften die Indianer ihren Arbeitgeber nicht verlassen, solange sie bei diesem Schulden hatten, und es war durchweg üblich, dass die Rancheros ihre Arbeitskräfte ständig «im Soll» hielten. Die Freiheit der Indianer war mannigfach eingeschränkt. Es war ihnen beispielsweise verboten, sich von einem Ort zum anderen zu bewegen, ohne eine formelle Entlassungsurkunde ihres letzten Arbeitgebers zu besitzen, welche bestätigte, dass sie schuldenfrei waren. Arbeitgeber, die indianische Arbeitskräfte ohne eine solche Urkunde anstellten, mussten 5 Dollars Busse zahlen. Die Rancho-Gesellschaft des mexikanischen Kalifornien war im Wesentlichen feudal. Die Rancheros herrschten als noble Herren über ihre grossen Ländereien, die indianischen Arbeiter, welche die Felder und Herden besorgten, waren ihre Leibeigenen.

*Rawls zeigt im Weiteren, wie das ursprüngliche Zwangsarbeitssystem der Missionen nicht nur von den mexikanischen Rancheros, sondern ebenso kritiklos und gründlich von den ersten Einwanderern aus den Vereinigten Staaten übernommen wurde. Die Indianer, beziehungsweise ihre in der Missionszeit erworbenen handwerklichen Fähigkeiten, Fügsamkeit, Friedlichkeit und ihre rohe Arbeitskraft wurden zur begehrten Ressource, die sozusagen den Vollzug von «manifest destiny», d.h. die Ausdehnung der Vereinigten Staaten bis zum Pazifik erst möglich machte.*

## Die Bedeutung der Indianer für die ersten Einwanderer aus Amerika

(Auszug ab Seite 75) ... Einer der ersten wichtigen Einwanderer, der Kalifornien auf der Überland-Route erreicht, war der aus Neu-England stammende John Marsh. Er traf 1836 in Kalifornien ein und erwarb bald einen Landstrich beim Mount Diablo im Contra Costa County. Marsh war ein aktiver Befürworter der Annexion Kaliforniens durch Amerika, und auf Anregung von Thomas Larkin (Konsul der USA in Yerba Buena) schrieb er am 20. Januar 1846 einen breit publizierten Brief an Senator Lewis Cass von Michigan. Darin lobpreist Marsh in Superlativen, wie fruchtbar, gesund und klimatisch angenehm Kalifornien ist. «Das Klima hier ist für die menschliche Gesundheit und das Wohlbefinden unvergleichlich besser als in jedem anderen Teil der USA. Es ist das gesündeste Land, das ich je gesehen oder von dem ich Kenntnis habe.» Er schreibt zustimmend, dass Kalifornien «rasch von Emigranten aus den USA bevölkert wird» und dass «es nicht mehr lange in den Händen der gegenwärtigen Besitzer bleiben kann».

Die erste Überland-Expedition, die ausdrücklich zum Zweck der Umsiedlung nach Kalifornien organisiert wurde, war die von Bidwell-Bartleson im Jahr 1841. John Bidwell, der eigentliche Führer der Gruppe, führte ein Journal über die Durchquerung des Kontinents und sandte es zur Publikation zurück in den Osten der USA. Das publizierte «Journey to California» (1842) zeigt Bidwell als einen Marsh ebenbürtigen Promotor Kaliforniens. Er war von Vielfalt und Überfluss von Flora und Fauna tief beeindruckt. Noch und noch berichtet er von Arten, die in der kalifornischen Natur «im Überfluss anzutreffen sind». Die Möglichkeiten für die Landwirtschaft waren offensichtlich gross: «Kein Platz auf der Welt erscheint mir als besser für die Viehzucht geeignet als Kalifornien.» Bidwell berichtet allerdings auch, dass es den meisten Spaniern in Kalifornien an Ehrgeiz fehlt, und dass sie pro Jahr nur einige wenige Wochen arbeiten. «Ich kenne einige wenige fleissige und unternehmerische Spanier» konzediert er allerdings auch. «Die sind immens reich geworden, was auch zutrifft für

Fremdlinge, die sich nur ein bisschen angestrengt haben.» Bidwell versichert potenziellen Einwanderern aus den USA, dass das Finden von Arbeitskräften für ihre Rinder- oder Getreidefarmen überhaupt kein Problem ist: «Man kann beliebig viele Indianer anstellen, indem man ihnen wöchentlich einen Klumpen Rindfleisch gibt und für die gleiche Periode etwa einen Dollar zahlt». Im gleichen Sinne erklärt Josiah Belden, ebenfalls Mitglied der Bidwell-Bartleson-Expedition, dass die kalifornischen Indianer ein primitives und friedfertiges Volk seien und - vor langer Zeit aus den Bergen in die Missionen gebracht und dort «irgendwie christianisiert und zivilisiert» - von den Rancheros angestellt worden seien. Durch diesen Prozess seien die «wilden Indianer» in «für die Rancheros und Bürger sehr nützliche Diener und Arbeiter» verwandelt worden. «Sie leisteten die gesamte Arbeit in der Provinz» schreibt Belden ohne jede Hemmung «und waren gewöhnlich gelehrig und fügsam».

Angefacht durch Berichte wie Bidwell's «Journey to California» intensivieren sich in den USA die expansionistischen Gelüste in den 1840er Jahren. Gleichzeitig verstärkt sich die fundamental neue Einstellung gegenüber den kalifornischen Indianern. Das Abrücken von der traditionell kritischen Sicht - manifest in Berichten eingewanderter Handelsleute - beschleunigt sich. Nicht etwa, dass sich die Einschätzung änderte, die faulenzenden und heruntergekommen Mexikaner seien für Kalifornien wertlos. Im Gegenteil, solche Gefühle erreichten in den 1840er Jahren ihren Höchststand. Aber die expansionistische Logik, wie sie durch Trapper und Trader früher artikuliert worden war, erfuhr eine wesentliche Änderung: Die Pionier-Siedler gelangten zur Überzeugung, die mexikanische Politik der Ausbeutung der Indianer sei kein verdammenswertes Übel, sondern ein nachahmenswertes Modell für sie selber. Die Primitivität der kalifornischen Indianer wurde nicht mehr als Anomalie und Kuriosität angesehen, sondern als wertvolle Eigenschaft. Die gelehrigen und fügsamen Indianer kamen zu den anderen Eigenschaften Kaliforniens hinzu, beispielsweise erspriessliches Klima und fruchtbare Böden, die das Land so eminent beherrschbar machten. Die Pionier-Siedler begannen zu erkennen,

dass Primitivität und Friedfertigkeit, in Verbindung mit der jahrzehntelangen Konditionierung auf Missionen und Ranchos, die Indianer zu einer wertvollen natürlichen Ressource machten. Die Anerkennung der Primitivität der Indianer sowie der mexikanischen Indianer-Politik resultierte in einer neuen Einstellung, die primär die Nützlichkeit der Indianer für die amerikanischen Siedler in den Vordergrund stellte.

John Marsh ist ein vorzügliches Beispiel für die neue Sicht. Bevor Marsh nach Kalifornien kam, amtierte er als (Indian sub-agent) in Minnesota, was erklären mag, dass er die Sioux im Kopf hatte, wenn er die kalifornischen Indianer mit den «typischen Stämmen» östlich der Rocky Mountains verglich. Er bemerkt, dass die Physiognomie der «Kalifornier» - dunkelhäutig, dicke Lippen und breite Nasen - «nichts gemein hat mit dem stolzen und hochmütigen Gebaren oder mit der Überheblichkeit oder Wildheit, die man östlich der Berge so häufig antrifft.» Die kalifornischen Indianer, berichtet Marsh, laufen völlig nackt umher und leben wie Tiere. Diese Bemerkungen finden sich mitten im Brief von Marsh an Lewis Cass, in dem er Fruchtbarkeit und Klima Kaliforniens so enthusiastisch beschreibt. Anstatt die Primitivität der Indianer als einen Makel einer ansonsten überlegenen Region darzustellen, oder anstatt über die Gründe dieser Primitivität zu rätseln, stellt Marsh den Zustand der Indianer schlicht als einen von mehreren Aspekten Kaliforniens dar, den er interessierten Siedlern empfiehlt. Die Indianer Kaliforniens, fährt er fort, «sind leicht domestizierbar, nicht arbeitsscheu, haben eine natürliche Gabe, mechanische Fertigkeiten zu erlernen». Während ihrer Blütezeit haben die Missionen die Indianer zu Ackerbauern, Webern, Gerbern, Schuhmachern, Maurern, Zimmerleuten, Schmieden und «verschiedenen anderen Mechanicken» ausgebildet. Bis in die 1840er Jahre, fährt Marsh fort, «können die Indianer, wenn sie jung gefangen genommen werden, leicht gezähmt werden; sie zeigen dabei grosse Fähigkeiten, alles zu lernen, was man ihnen beibringen will». Sie lernten schnell die Sprache ihrer Meister und taten, was man von ihnen verlangte, und zeigten kein Verlangen, in ihren wilden Zustand zurückzufallen: «Das Wesen des wilden Indianers, unabhängig von dessen

Alter, erscheint wie eine tabula rasa, auf der es keine Eindrücke gibt ausser solche animalischer Natur, und die bereit ist, beliebige neue Eindrücke auf- und anzunehmen». Marsh erwähnt mehrere Beispiele von weissen Familien, die ihre Siedlung in der Nähe eines indianischen Dorfs errichtet hatten und «in kürzester Zeit den ganzen Stamm als willige Leibeigene zur Verfügung hatten».

Marsh beschreibt Demut und Einfachheit der kalifornischen Indianer als «beinahe unvorstellbar». Jeder, der einen von ihnen als Arbeiter in Besitz nehmen möchte, könne dies ohne geringste Anstrengung tun. «Zu deren totalen Unterwerfung braucht es nichts als anfänglich etwas Freundlichkeit, und ein bisschen Strenge, zeitlich richtig angebracht, wenn immer offensichtlich nötig». Er merkt an, dass das zeitlich richtige Anbringen von Strenge nicht schwierig sei, weil die kalifornischen Indianer «sich einer Auspeitschung unterwürfiger unterziehen als die Neger». Am Schluss seiner Ausführungen über die kalifornischen Eingeborenen hält Marsh unmissverständlich fest: «In ganz Kalifornien sind die Indianer die massgebenden Arbeitskräfte; ohne sie könnten die Geschäfte des Landes kaum weitergeführt werden».

... Zwei Jahre nach Marsh's Ansiedlung im San Joaquin Valley kam Johann August Sutter in Kalifornien an. Sutter war ein extrem ehrgeiziger Mann, der 1834 nach einer geschäftlichen Pleite in der Schweiz in die USA ausgewandert war. Nach einer Reihe von Fehlstarts in St. Louis, Santa Fé und Oregon kam er im Juli 1839 in Monterey an. Obwohl er weder Anglo-Amerikaner noch Überland-Pionier war, wurde er eine bedeutende Persönlichkeit in der Geschichte der amerikanischen Pionier-Siedler und deren Haltung gegenüber den kalifornischen Indianern. 1840 erhielt er das mexikanische Bürgerrecht und ein grosses Stück Land etwa 50 Meilen nordöstlich von Marsh's Rancho. Er nannte es grossspurig «Neu-Helvetien» und errichtete darauf eine Art Fürstentum, mit einem grossen Kontingent indianischer Leibeigener. Wie Marsh machte er die spanische Mission oder den mexikanischen Rancho zu seinem Modell und stützte seinen Betrieb auf die Unterwerfung und Ausbeutung der lokalen indianischen Bevölkerung. Die Lehmziegel für «Sutter's Fort» wurden von Indianern hergestellt; Herden, Felder

und Weinberge wurden von Indianern bearbeitet; die Werkstätten innerhalb des Forts, Weberei, Spinnerei und andere, wurden von indianischen Handwerkern betrieben.

Ab 1841, beginnend mit der Bidwell-Bartleson-Expedition, wurden die amerikanischen Siedler, die auf der Überland-Route ankamen, von Johann Sutter in Kalifornien begrüsst. Nach der Überwindung der Übergänge der Sierra Nevada war Sutter's Fort ein hochwillkommener Anblick. Die vielen Amerikaner, die in Neu-Helvetien Station machten, genossen nicht nur Sutter's generöse Gastfreundschaft, sie erlebten auch ein funktionierendes Modell dessen, was mit Hilfe der Arbeitskraft der kalifornischen Indianer erreicht werden konnte.

Es gab kaum durchreisende Besucher Sutter's, die nicht von der Leichtigkeit beeindruckt waren, mit der er seine indianischen Arbeiter unterworfen und «nutzbar» gemacht hatte. Ein Beispiel ist Edwin Bryant, der 1846 als Mitglied einer Überland-Gruppe von Emigranten ankam. In seinem «What I Saw in California (1848)» beschreibt er Sutter als einen Mann, «dem es über alle Massen gelungen war, die Indianer gefügig zu machen, und der mit deren Arbeit die geräumige Festung gebaut hat, die ihm jetzt gehört». Sutter musste seinen primitiven Arbeitern nur ein minimales Auskommen ermöglichen, und ihre Arbeitsleistung gehörte ihm. John C. Frémont's Bericht seiner Forschungsexpedition an die Westküste (1843-1844) schildert die Indianer um Sutter's Fort als ein extrem primitives Volk, das von Sutter leicht «domestiziert» worden war. Frémont erwähnt, dass Sutter mit den Indianern anfänglich gewisse Schwierigkeiten erfuhr, dass aber die «gelegentliche Anwendung zeitlich gut platzierter Autorität ihm den Erfolg brachte, sie in ein friedfertiges und fleissiges Volk zu verwandeln». Frémont beschreibt, wie das Bewässerungssystem and die Lehmziegel für Sutter's Gebäude und alle landwirtschaftlichen Tätigkeiten von indianischen Arbeitern ausgeführt werden. Deren Entschädigung, hält Frémont fest, bestand hauptsächlich aus den Kleidern, die sie auf dem Leib trugen. Sutter versicherte Frémont, dass er jederzeit, wenn er Bedarf dafür habe, beliebig viele zusätzliche Indianer bekommen könne.

# DIE NEUE SCHWEIZ IM WILDEN WESTEN

1839 - 1849 NEU-HELVETIEN BIS ZUM GOLDRAUSCH - AUFBAU UND BLÜTEZEIT

## SUTTER'S ERSTE TAGE IN KALIFORNIEN

Am 1. Juli 1839 kommt Sutter in Kalifornien an.

Noch vor wenigen Monaten hat er den Missionaren im Willamette-Tal und James Douglas in Fort Vancouver, bei denen er Station und Eindruck macht, von seinem Vorhaben erzählt, sich in Oregon niederzulassen und dort eine Schweizer Kolonie zu gründen. Er will allerdings zuerst nach Kalifornien, um sich dort mit einem Grundstock an Vieh einzudecken. Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in Hawaii und in New Archangel (das heutige Sitka), dem Hauptsitz von Russisch-Amerika, ist alles anders: Sutter hat sich entschlossen, seine kolonialen Fantasien in Kalifornien zu realisieren.

Im gesamten Lebenslauf Sutter's gibt es weder explizite Hinweise noch einen versteckten «roten Faden», der auf eine Karriere Sutter's als Koloniegründer und Farmer oder Viehzüchter hinweist. Sein Leben ist beständig unbestet. Er hat keine Wurzeln. Er ist ein Vagabund. Loyalität gegenüber Menschen oder einem geografischen Lebenszentrum ist ihm fremd. Brücken, die er überschreitet, bricht er ab; wo er aufbricht, hinterlässt er verbrannte Erde. Er kennt nur eine Bewegungsrichtung, die Flucht nach vorn. Erst im Alter von über 35 Jahren kommt er auf die verrückte Idee, etwas zu unternehmen, wozu er weder ausgebildet ist noch bisher irgendwelche Erfahrungen sammeln kann. Zwischen seiner Flucht aus Westport und seiner Ankunft im Willamette-Tal in Oregon muss etwas Tiefgreifendes in und mit Sutter passiert sein. Leider können wir darüber nur spekulieren: Ist er müde geworden? Kommt jetzt der «wahre Sutter» zum Vorschein? Ist Kalifornien, in der damaligen Zeit buchstäblich das Ende der Welt, für ihn der letzte Ort, wohin er noch fliehen kann? Wovor? Warum hat er seine Koloniepläne nicht schon in Missouri entwickelt, was in Anbetracht der Masseneinwanderung deutschsprachiger Siedler, der Solidarität und gegenseitigen Hilfsbereitschaft unter den Siedlern sowie des freundlichen Empfangs, der diesen bereitet wurde, viel näherliegend, einfacher und aussichtsreicher gewesen wäre? Was hat ihn bewogen, seine Kolonie in Kalifornien und nicht im Willamette-Tal zu errichten? Oregon Country, in dem das Willamette

◀ Frémont-Karte (Ausschnitt); diese Karte war eines der wichtigsten Ergebnisse der zweiten Expedition (1843-1844) von John C. Frémont in den noch weitgehend unbekanntem amerikanischen Westen; Frémont und seine Truppe werden im Verlauf dieser Expedition auf Sutter's Fort nach lebensbedrohenden Entbehrungen wieder aufgepäppelt; die Karte wurde von Charles Preuss, dem Kartographen von Frémont, erstellt



Valley liegt, ist politisch zwar noch Niemandland, aber immerhin in inzwischen vertrauter Kultur verwurzelt. Im Vergleich dazu ist Kalifornien weitgehend unbekannt, wild, unzugänglich und gehört zu der für Sutter völlig fremden und fremdländisch-mexikanischen Kultur. Warum ausgerechnet im Sacramento-Tal, am Zusammenfluss des Sacramento und American River, welchen Jedediah Smith, der erste amerikanische Kundschafter in Kalifornien, 1828 noch die Namen Buenaventura und Rapid River gibt? Hat Sutter auch in Oregon oder Hawaii Brücken abgebrochen und zusätzlich zu seinen Schulden bei Douglas erneut verbrannte Erde hinterlassen? Haben ihn die Russen in Alaska verlockt, im Sinne der Theorien Laufkötter's eine möglicherweise von ihnen gegründete Siedlung im Sacramento-Tal zu übernehmen und weiterzuführen? Will er die Grenzen der Zivilisation buchstäblich hinter sich lassen, um seinen Gläubigern und zahllosen anderen Menschen, die er verletzt und enttäuscht hat, endgültig zu entkommen? Ist er so verzweifelt oder gar am Ende, dass er aus rein opportunistischen Gründen die allererste Gelegenheit am Schopf packt, sich vor seiner Vergangenheit und der Welt verstecken zu können?

Tatsache ist, dass Sutter's *Clementine* den Eingang zum «Golden Gate» gefunden hat und jetzt in «The Golden State» angekommen ist.

Der Kosenamen des Staates Kalifornien sowie die Bezeichnung der heiklen Einfahrt in die San Francisco Bay sind bei Sutter's Ankunft noch nicht bekannt. Sie haben entgegen landläufiger Meinung mit dem Edelmetall Gold nichts zu tun. Infolge des extrem trockenen und heissen Klimas nimmt das vor allem für Nordkalifornien typische Gras, das sowohl die baumlosen Hänge des Küstengebirges als auch die Böden der hellen und lichten Wälder bis hoch hinauf in die Sierra Nevada bedeckt, kurz nach Ende der Regenzeit, d.h. während fast des ganzen Jahres, eine helle leuchtend-goldgelbe Farbe an. Die Farbe «gold» bestimmt weitgehend den Charakter der gesamten Landschaft. John Charles Frémont ist 1846 bei seiner ersten Einfahrt in die San Francisco Bay von der Schönheit dieser Landschaft so beeindruckt, dass er der Einfahrt in die schützende Bucht den Namen «Golden Gate Strait» gibt. Die Bezeichnung «The Golden State» für den späteren US-Bundesstaat Kalifornien ergibt sich daraus wie von selbst.

Sutter legt mit seiner sturmhavierten *Clementine* in Yerba Buena, aus dem sich San Francisco entwickeln wird, an. Yerba Buena stammt vom spanischen «hierba buena» ab, dem wilden Pfefferminzkraut, welches

damals die ganze Umgebung der San Francisco Bay, insbesondere die Küstenhügel und Sanddünen, überwuchert.

Yerba Buena, ein schmutziges und armseliges Kaff, ist von den mexikanischen Behörden nicht für die Abfertigung fremdländischer Ankömmlinge vorgesehen. Sutter ist hier zunächst überhaupt nicht willkommen. Er wird gezwungen, nach kurzer Schiffsreparatur und Aufnahme neuer Vorräte nach Monterey, Hauptstadt der Alta California, weiterzusegeln und seine Einreise nach Kalifornien mit dem mexikanischen Gouverneur Juan Bautista Alvarado abzuwickeln. Alvarado und die wenigen nicht-spanischen niedergelassenen Einwohner von Monterey werden von Sutter, nicht zuletzt von seinen pompösen Empfehlungsschreibern, sehr beeindruckt. Jedenfalls kann er Alvarado rasch davon überzeugen, dass es ihm mit seinen Kolonieplänen ernst ist. Umgehend erhält er die Erlaubnis, im Landesinneren der Provinz Land auszusuchen und sich dort niederzulassen. Zielgebiet ist das Sacramento-Tal, östlich des Sacramento River, für die mexikanischen Behörden noch weitgehend unbekanntes Land und dem Hören-Sagen nach von wilden, kriegerischen Indianern bewohnt.

Gemäss Laufkötter (L, 16/17, 27-32) ist der zeitliche Ablauf der 15-monatigen Irrfahrt Sutter's von Westport nach Kalifornien völlig unglaubwürdig. Mit durchaus einleuchtenden, allerdings weder bewiesenen noch beweisbaren Behauptungen versucht er nachzuweisen, dass Sutter's Reise mindestens zweieinhalb Jahre gedauert haben muss und er frühestens im Juli 1841 in Kalifornien angekommen sein kann. Dies würde heissen, dass Sutter New Helvetia gar nicht gegründet haben kann, sondern als funktionierenden Aussenposten von Russisch-Amerika übernommen haben müsste. Laufkötter's Argumente sind im Zusammenhang seiner Bemühungen zu sehen, Sutter's Landansprüche in Kalifornien als betrügerisch darzustellen. Da Sutter's eigene Version immerhin von zahlreichen Zeugen bestätigt (von denen wohl kaum alle, wie Laufkötter annimmt, bestochen gewesen sein können) und letztlich auch von den höchsten amerikanischen Gerichtsinstanzen übernommen wurde, wird Laufkötter's Hypothese hier lediglich als passende skurrile Fussnote zur wohl insgesamt skurrilen Geschichte Sutter's vermerkt, jedoch nicht weiter verfolgt.

Kalifornien ist bei Sutter's Ankunft der nördlichste Teil der Republik Mexico, die 1821 von Spanien unabhängig geworden ist. Der Küstenstreifen von San Diego bis

## Richard Henry Dana über Yerba Buena

Auszug aus  
«Two Years Before The Mast»

Gemäss Richard White, «A New History of the American West - It's your misfortune and None of My Own» (Seite 49) ist Richard Henry Dana ein Student aus Harvard, der sich nach Kalifornien einschiffte, um seine angeschlagene Gesundheit wiederherzustellen. Er übernimmt mit seinem Werk «Two Years Before the Mast» die Rolle des Chronisten des Kalifornienhandels, so wie Josiah Gregg mit «The Commerce of the Prairies» den Prariehandel der Nachwelt überliefert hat.

nördlich von San Francisco ist von den zur Zeit der spanischen Kolonialisierung errichteten Franziskanermissionen punktuell zu Blüte und landwirtschaftlicher Fruchtbarkeit gebracht worden.

Die Missionen sind die eigentlichen Brückenköpfe der Kolonialisierung. Sie sind gleichzeitig Pioniersiedlung, Kirche, Schule, Wohnstadt, Festung, Marktplatz und - noch unter spanischem Regime - kaiserliches Konsulat. Zwei Missionare, zusammen mit einem halben Dutzend Soldaten, sind in der Lage, mehrere Tausend Indianer zu unterwerfen, zu christianisieren, zu schulen, und insbesondere als kostenlose Arbeitskräfte einzusetzen. In der Alta California bestehen, zwischen San Diego und Sonoma, 21 Missionen. Ausschliesslich Indianerarbeit sorgt dafür, dass das Vieh (Rinder, Pferde, Schafe) gehütet wird, dass Felder bewässert, gesät und geerntet werden, kurz, dass Kalifornien landwirtschaftliche Güter produzieren und sich mit den notwendigsten Lebensmitteln einigermaßen selbst versorgen kann.

Zusätzlich errichten und betreiben die Spanier, später die Mexikaner, etwa sechs militärisch befestigte Verwaltungsstützpunkte («presidios»), darunter San Francisco und Los Angeles.

Die spanisch/mexikanische Kolonialbevölkerung erreicht einen Maximalbestand von etwa 3'500. Ende des 18. Jahrhunderts beschäftigen die Missionen über 20'000 «Zöglinge». Diese leiden allerdings unter einer sehr hohen Sterblichkeit (eingeschleppte Seuchen). Die maximale Bestand des indianischen Missionspersonals soll zwischen 30'000 und 40'000 gelegen haben.

Dana, 1836 in Kalifornien angekommen, beschreibt, wie Amerikaner den Einwohnern des nördlichen Kaliforniens mit einer Kombination von Faszination und Verachtung begegnen. Er hält die «californios» für ziellose Müssiggänger und Nichtsnutze, die für sich selbst nichts herstellen können. Die gesamte Arbeitsleistung wird von Indianern erbracht, schreibt Dana. Immerhin konzediert er, dass sie schöne Gesichter und höfliche Manieren haben und wahrscheinlich die besten Reiter der Welt sind. Er sieht die Ursache für das Geschick der Amerikaner, den Reichtum Kaliforniens zu ernten, im Müssiggang der Mexikaner. Die meisten Mexikaner sehen dies natürlich anders. Ohne Kapital, ohne eigene Handelsflotte, und ohne eine Regierung, die stark genug wäre, ihre eigenen Gesetze durchzusetzen, hätten sie gar keine Möglichkeit, die Amerikaner daran zu hindern, den Handel mit Kalifornien zu dominieren und den Profit in die eigenen Taschen zu lenken. Solange Mexico keinen eigenen Markt für Viehhäute, keine Schiffe zum Transport der Häute zu den Märkten und keine Fazilitäten für die Verarbeitung der Häute zu Leder anböte, bliebe den «californios» keine andere Wahl, als mit Leuten zu geschäften, welche die «californios» verachteten...

Gelegentliche Besucher aus Europa beschreiben in erschütternden Berichten die kalifornischen Missionsindianer so: Sie lachen nie, schauen niemandem in die Augen, sind völlig apathisch und interessieren sich für nichts, sie werden von den Missionaren nicht in «neue Menschen», sondern in Sklaven transformiert (HF, 98).

Die einige Jahre vor Sutter's Ankunft von der mexikanischen Regierung verfügte Säkularisierung der Franziskanermissionen leitet einen drastischen Verfall des Kolonial- und Missionssystems ein: Gebäude verlottern, Viehherden verwildern, Ackerland verodet. Die ehemals zahlreichen Missionsindianer kehren grösstenteils zu ihren Stämmen zurück, bringen Krankheiten

## Dana beschreibt Yerba Buena:

Westlich von der Landestelle befanden sich mühsame, fast graslose und baumlose Sandhügel, dahinter höhere Hügel, steil und unfruchtbar, die Flanken vom Regen ausgewaschen. Rechts von der Landestelle, etwa 5 - 6 Meilen entfernt, befand sich das schon fast zu Ruinen zerfallene «presidio» (Anmerkung des Autors: befestigte militärische Anlage). Links davon, etwa 3 - 4 Meilen entfernt, lag die Dolores-Mission, wie das «presidio» schon fast eine Ruine und beinahe verlassen; nur wenige Indianer und kaum mehr Vieh gehören dazu. Soweit man sehen konnte war keine andere menschliche Behausung sichtbar als die schäbige Bretterbude eines unternehmenslustigen Yankee (William A. Richardson, tatsächlich jedoch ein Engländer), der sie, seiner Zeit um Jahre voraus, am Hang über der Landestelle errichtet hatte und dort einen kleinen Handel mit den Viehhaut-Transportschiffen und den Indianern betrieb. Dichte Nebelbänke, vom Nordpazifik eingedrungen, deckten die ganze Bay zu; nachdem sie verschwunden waren, konnten wir einige dicht bewaldete Inseln sehen, die Sandhügel im Westen, die baumüberwachsenen Abhänge im Osten, und die sich nach Süden erstreckende weite Bay. ... Die wenigen «ranchos» und Missionen lagen in weiter Ferne und weit verstreut. ... Die gesamte Region der grossen Bay war gottverlassen und einsam. An der ganzen Küste Kaliforniens befand sich kein einziger Leuchtturm, kein Lichtstrahl, keine einzige Boje.

und Laster mit, die sie von den weissen Kolonisatoren übernommen haben, und tragen so zur raschen Dezimierung der einheimischen Bevölkerung bei.

Der Niedergang der für die Provinzverwaltung lebensnotwendigen Missions-Infrastruktur begründet deren Interesse an der freundlichen Aufnahme von Einwanderern, die entschlossen sind, sich niederzulassen, Land zu roden, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, damit Stützpunkte gegen Übergriffe einheimischer Indianer aufzubauen und letztlich die Selbstversorgung der spanisch-stämmigen Einwohner Kaliforniens mit Lebensmitteln zu sichern.

Sutter erhält von Alvarado die Bewilligung, im Sacramento-Tal eine Siedlung zu errichten und das Land zu bebauen. Insbesondere bekommt er die Zusage, nach Ablauf eines Jahres das mexikanische Bürgerrecht und einen verbindlichen und unwiderruflichen Rechtstitel auf die bewirtschafteten Landstriche zu erhalten, sofern er bis dann den Beweis erbringt, dass seine Gründung Bestand haben kann. Er packt die ihm gebotene Chance beim Schopf und akzeptiert Alvarado's Bedingungen.

Nach einigen Tagen kehrt er mit seinen Gefährten, drei Weisse und zehn «Kanaken» (hawaiianische Eingeborene) und mit einem Pass Alvarado's nach Yerba Buena zurück.

Die *Clementine* kehrt von dort aus in ihren Heimathafen auf Hawaii zurück.

Zunächst macht Sutter einen Antrittsbesuch beim ungekrönten König Nordkaliforniens, General («commandante general») Mariano Guadalupe Vallejo. Vallejo ist der Onkel des Gouverneurs Alvarado. Seit 1832 residiert er auf seinem im Auftrag der mexikanischen Regierung in Sonoma errichteten militärischen Stützpunkt, dessen Hauptzweck die Verhinderung einer weiteren Expansion von Russisch-Amerika nach Süden ist. Die südlichsten Posten von Russisch-Amerika in Bodega und Fort Ross kommen den Mexikanern schon bedrohlich nahe.

Zwischen Vallejo und Alvarado besteht, trotz verwandtschaftlicher Bande, grosse Rivalität. Es ist nicht ganz klar, ob Alvarado's Entgegenkommen gegenüber Sutter primär von tatsächlichem Interesse an einer Kolonisierung des Landesinneren motiviert ist, oder von der Lust, dem ungeliebten Onkel und Rivalen Vallejo «eine Laus in den Pelz» zu setzen. Jedenfalls wird Sutter von Vallejo mit gemischten Gefühlen empfangen.

Sutter widersteht hartnäckig Vallejo's Überredungsversuchen, nicht so weit ins Landesinnere vorzustossen, sondern seine Kolonie in Küstennähe, das heisst wohl im Einfluss- oder Machtbereich Vallejo's, zu gründen. Der anschliessende Höflichkeitsbesuch Sutter's beim russischen «Feind», beim Kommandanten von Fort Ross, Baron Alexander Rotchev, trägt auch nicht dazu bei, zwischen Vallejo und Sutter ein besonderes Vertrauensverhältnis aufzubauen. Dafür stimmt die «Chemie» zwischen Sutter und Rotchev auf Antrieb. *Sowohl die skeptische bis feindselige Haltung Vallejo's als auch die spontane Freundschaft mit Rotchev entwickeln sich später für Sutter zu veritabeln Kuckuckseiern.*

Zurück in Yerba Buena macht sich Sutter zielstrebig daran, seine Expedition ins Sacramento-Tal auszurüsten. Nach ausgelassenen Abschiedsfeiern verlässt Sutter am 1. August 1839 Yerba Buena. Seine Mannschaft ist inzwischen grösser geworden; er hat in Yerba Buena zusätzliche Mitarbeiter rekrutiert. *Man kann sich etwa vorstellen, was das für Gesellen gewesen sein müssen, die ausgerechnet in Yerba Buena nichts anderes zu tun hatten, als auf Johann August Sutter und dessen Einladung zu warten, bei der Gründung einer Kolonie im Landesinneren mitzumachen.* Sein Schiffskonvoi besteht aus *Isabella* (ein Schoner, das sind in der Küstenseefahrt sehr beliebte, lang und schmal gebaute wendige Zweimaster, die mit kleiner Mannschaft auskommen), *Nicolas* (eine Barkasse, ein normalerweise auf Kriegsschiffen mitgeführtes, bis 12 Meter langes zweimastiges Beiboot, mit zusätzlich bis zu 16 Ruderplätzen) und einer vierrudrigen Pinasse (ursprünglich im Becken von Arcachon an der französischen Atlantikküste heimisches, aus Kiefernholz - französisch «pin» - gebautes, spitzförmiges und bunt bemaltes Fischerboot). Die Ladung enthält ein Geschütz, das Sutter noch auf Hawaii eingekauft hat, verschiedene Gewehre sowie die erforderliche Munition (Pulver und Blei), Werkzeuge und landwirtschaftliche Geräte, Samen und Lebensmittelvorräte. Alles ist natürlich auf Pump gekauft. Sutter beeindruckt seine neuen Geldgeber mit seinem Hauptmann-Curriculum so stark, dass sie nicht daran zweifeln, das in ihn gesteckte Kapital mit Zins und Zinseszinsen zurückzuerhalten. *Kalifornien steckt zwar noch in den Kinderschuhen - der Zukunftsglaube hat die Pazifikküste jedoch bereits erreicht.*

## SUTTER'S ANKUNFT AM SACRAMENTO RIVER

Sutter's kleine Flotte hat Mühe, die Mündung des Sacramento zu finden. Zuerst verirrt sie sich im Mündungsgewirr des Joaquin River. Erst im zweiten Anlauf gelingt der Einstieg in den sich unübersichtlich in die San Francisco Bay ergiessenden Strom. Sutter stösst jetzt in Gegenden vor, die vor ihm nur wenige Weisse je gesehen haben. Auf dem Weg lernt er den mexikanischen Farmer Ygnacio Martínez kennen. Dessen Farm «Pinole» liegt rund 60 Meilen entfernt vom Ort, wo sich Sutter niederlassen wird. Martínez wird der nächstgelegene Nachbar Sutter's sein. Er verspricht Sutter, natürlich auf Pump, Vieh und Pferde zu liefern, sobald dieser den Platz für seine Kolonie gefunden hat.

Den ersten Kontakt mit einheimischen Indianern des Walagumne-Stammes kann Sutter freundschaftlich gestalten. Umgangssprache ist spanisch, das einzelne Indianer auf den Missionen gelernt haben. Häuptling Anashe stellt sich sogar als Pilot für die Fahrt flussaufwärts zur Verfügung. Mit ihm verbindet Sutter später eine Freundschaft, die wohl auf der Faszination der Anziehung der Gegensätze beruht.

Normalerweise fährt die Pinasse den anderen beiden Schiffen voraus. Die Kanaken rudern, Sutter ist Passagier und leitet die Erkundigung des Flusses und aller Seitenarme. Für die nachfolgenden Schiffe werden an allen Verzweigungen Markierungen angebracht. Zunächst geht die Fahrt über die Einmündung des American River hinaus, bis in den Feather River hinein, den Sutter wegen seiner Grösse für den Sacramento hält. Nach der Entdeckung des Irrtums kehrt er zur Einmündung in den Sacramento zurück. *Isabella* und *Nicolas* sind ebenfalls angekommen. Nach rund 14 Tagen Fahrt flussaufwärts ist die Mannschaft, insbesondere die Kanaken, welche die mühsame Ruderarbeit erledigen, müde. Die in Yerba Buena rekrutierten neuen weissen Mitarbeiter haben genug von der Sucherei und Plagerei und drohen zu rebellieren. Sutter entscheidet sich zur Rückkehr an den Zusammenfluss von Sacramento und American, fährt diesen soweit wie möglich hinauf und schlägt, an der ihm am besten geeigneten Stelle sein provisorisches Lager auf. Er kündigt an, dass

Schoner und Barkasse am nächsten Tag nach Yerba Buena zurückfahren (sie sollen neue Proviantvorräte holen) und stellt es seinen von einem neuen Leben in der moskitoverseuchten Wildnis nicht rundum begeisterten weissen Mitarbeitern frei, zu gehen oder zu bleiben. Sechs entschliessen sich zur Aufgabe, drei bleiben bei Sutter.

Es ist der 13. oder 14. August 1839. Sutter's Landestelle entspricht etwa dem untersten Teil der 28. Strasse des heutigen Sacramento. Die erste Bevölkerung der neuen Gründung besteht aus Sutter selbst, einer aus Hawaii mitgebrachten Bulldogge, dem Deutschen Friedrich Hügel, dem Belgier Louis Morstein, dem Iren Henry King, einem jungen indianischen «Diener», den Sutter unterwegs eingekauft hat, sowie seinen namenlosen aber treuen acht Kanakenmännern und zwei Kanakenfrauen. Sutter's Behauptung, «zwei der Kanaken hatten ihre Weiber mitgenommen» (Z, 65), wird durch sein eigenes Verhalten widerlegt; er benutzt oder missbraucht beide Frauen zu seinem eigenen Vergnügen; mit Manuiki, seiner Lieblingsfrau, wird er eigene Kinder zeugen.

Unmittelbar nach der Ankunft schreibt Sutter an seinen neuen Nachbarn Ygnacio Martínez, Herr der Farm «Pinole», und bittet ihn eindringlich, ihm jetzt das versprochene Vieh und die Pferde zu schicken. Ziemlich unverfroren fordert er auch Sättel und Lebensmittel an - bezahlt wird natürlich später!

## DIE GRÜNDUNG VON NEU-HELVETIEN

Noch gilt es, den definitiven Standort von Sutter's neuer Behausung auszuwählen. Das Flussufer ist nämlich wegen der Moskitos, aber auch wegen des unsicheren Wasserstandes, nicht geeignet. Sutter entscheidet sich für einen in der total flachen Landschaft weitherum sichtbaren kleinen, höchstens etwa 10 Meter hohen Hügel, etwa eine Meile südlich von der Landestelle; es ist der höchste Punkt der Gegend. Zunächst werden zwei Grashütten im hawaiianischen Stil errichtet. Sutter selbst bezieht ein Zelt. Mit dem Bau eines festen Hauses aus Lehmziegeln (Adobe-Haus) wird nach kurzer Zeit begonnen. Es wird etwa 12 Meter lang und bietet Platz für Küche, Schmiede und Sutter's Privatzimmer. Als

nächste Aufgabe wird der Bau einer festen Piste durch den Wald zu einer günstigen Landestelle am Sacramento in Angriff genommen. Die Basis für Sutter's Traum einer Kolonie ist gelegt.

«Nueva Helvecia» - Neu-Helvetien - ist gegründet. Nach den bekannten und dokumentierten Pleiten in Burgdorf, Santa Fé und Westport, und nach potenziell weiteren, jedoch nicht überlieferten Niederlagen und Untaten im Willamette-Tal, in Fort Vancouver oder Hawaii, kann der aufhaltsame Aufstieg des Hauptmann Sutter endlich beginnen.

Und, so unglaublich dies klingen mag, der Schweizer Johann August Sutter löst mit seinem Vorstoss ins Sacramento-Tal die Amerikanisierung Kaliforniens aus. Später wird er dafür mit dem pathetischen und völlig überrissenen Titel «Vater Kaliforniens» ausgezeichnet.

Hine und Faragher würdigen Sutter (HF, Seiten 195-196): «Von allen Siedlern (in Kalifornien) war John A. Sutter der prominenteste; er war aus der Schweiz emigriert und erhielt 1839 im Landesinnern, am Sacramento, einen grossen Landstrich, wo er einen grossen Handelsposten baute. Sutter hatte zuvor mehrere Jahre in Missouri verbracht, hatte als Händler auf dem Santa Fé Trail gearbeitet, und war dann überland nach Oregon gereist. Nach Kalifornien kam er via Fort Vancouver, Honolulu, und das russische Hauptquartier in New Archangel (Sitka). Der Historiker Howard Lamar weist darauf hin, dass Sutter mit eigenen Augen beobachten konnte, «wie die erfolgreichsten Handelsposten des gesamten Westens funktionierten». Er brachte zehn hawaiianische Arbeiter mit sich, die in polynesischen Grashütten hausten, bis Sutter von eingeborenen Indianern sein Hauptquartier bauen liess. Sutter war, wie die «rancheros», total von der Arbeitsleistung der Indianer abhängig; diese ernteten seinen Weizen, hüteten sein Vieh und seine Pferde und lieferten die Krieger für eine zerlumpte aber wirksame Miliz. Sutter's Fort am Sacramento entwickelte sich zur wichtigsten Ader für amerikanische Siedler, die nach Kalifornien wollten».

Die wundersame Verwandlung Sutter's vom Vagabunden zum Farmer nimmt ihren Fortgang. Es gelingt ihm, zahlreiche Menschen von seinem Projekt zu begeistern. Sie arbeiten für ihn, obwohl ihre Entschädigung nur aus Kost und Logis besteht, und aus einem Lohn in der Währung «Hoffnung auf später», mit der Sutter - in dieser Beziehung nach wie vor der «alte» Sutter - meisterhaft überzeugend und grosszünftig umgeht.

Innert wenigen Monaten arrangiert sich Sutter mit den lokalen Indianerstämmen so, dass sie ihn nicht nur in Ruhe lassen, sondern auch tatkräftig am Aufbau des neuen Fort mitarbeiten. Aus Yerba Buena laufen ihm desertierende Matrosen als Mitarbeiter zu. Trapper und Jäger aus den Rocky Mountains suchen bei Sutter Anstellung. Nachbar Martínez liefert, zwar mit Verzögerung und - unter Bestätigung aller Vorurteile Sutter's gegenüber der Zuverlässigkeit der einheimischen Mexikaner - äusserst mangelhaft, Vieh, Vorräte und Ausrüstung. Gleichzeitig verkracht sich Sutter mit den meisten mexikanischen «rancheros», indem er seine nie versiegende Nachfrage nach Lebensmitteln und Ausrüstung nur mit unverschämter Arroganz, Hochnäsigkeit und Zahlungssäumigkeit übertrifft.

General Vallejo sieht sich schon Ende 1839 in seinen Vorahnungen bestätigt, dass mit der Ansiedlung Sutter's ein Fremdkörper nach Kalifornien eingedrungen ist, der den Mexikanern unlösbare Probleme stellen wird. Er schreibt seinem Bruder:

«Ich halte es für notwendig, eine neue Kolonie von Fremden im Gebiet des Sacramento-Flusses, die, trotzdem sie mit Genehmigung der Provinzverwaltung gegründet wurde, dennoch mit den Gesetzen im Widerstreit steht, nicht aus den Augen zu lassen. Dieses Etablissement mit seinen giftigen Ausdünstungen ist äusserst verdächtig (Z, 70)».

Sutter's Gründung übersteht den ersten kalifornischen Winter mühsam. Selbstversorgung ist natürlich noch nicht möglich. Die Kolonie ist vollständig von Lebensmittellieferungen mexikanischer Farmen oder aus dem fernen Yerba Buena oder Sonoma abhängig. Sutter's Fähigkeit, immer wieder Kredite zu erschnorren, verfallene Zahlungsfristen oder -versprechungen schönzureden, wird immer wieder herausgefordert und arg strapaziert. Seine Agenten werden von Vallejo in Sonoma schikaniert und von Martínez in Pinole ausgenutzt. Gelegentlich rebellieren «seine» Indianer. Die Bulldogge aus Hawaii verhindert nächtliche Überfälle und persönliche Angriffe unzufriedener Indianer auf Sutter.

Auf dem in Entstehung begriffenen Fort ist die Lust auf ernsthafte Anstrengungen zur Urbarmachung des Bodens noch gering, zu sehr lockt der kurzfristige Gewinn aus der Jagd auf Biberfelle. Die Überjagung durch regelmässig aus dem Oregon Country oder aus dem Osthang der Rocky Mountains einfallende Trapper, mangelnde

Erfahrung und auch mangelhafte Ausrüstung der Indianer sorgen jedoch dafür, dass die Ausbeute kaum der Rede wert ist; jedenfalls kommt Sutter auch auf diese Art nicht zum neben Rinderhäuten wichtigsten Zahlungsmittel Kaliforniens.

Trotzdem reist Sutter ziemlich genau ein Jahr nach seiner Ankunft in Kalifornien im August 1840 nach Monterey, um Gouverneur Alvarado an sein Versprechen zu erinnern, ihm das mexikanische Bürgerrecht zu verleihen.

Ygnacio Martínez versucht erfolglos, dies zu verhindern, solange Sutter seine Schulden nicht bezahlen kann.

Dank gutmütigen Zeugen und einigen Zweckklügen (zum Beispiel, er sei katholisch!) ergattert Sutter am 29. August die Bürgerrechtsurkunde und nennt sich jetzt standesgemäss Don Juan Augusto Sutter.

Alvarado erteilt ihm nicht nur das Bürgerrecht, sondern er ernennt Sutter, nicht zuletzt, um seinen Onkel Vallejo in Sonoma zu ärgern, zum Vertreter der Provinzverwaltung und deren Rechtsvollstrecker im Gebiet Neu-Helvetien. Sutter's neues Pflichtenheft umfasst nicht nur generell die Durchsetzung sämtlicher Gesetze des Landes, sondern ganz spezifisch auch die Aufgaben, «den Diebstählen der Abenteurer aus den Vereinigten Staaten zu wehren, das Eindringen wilder Indianerstämme zu verhüten, und dem Jagen und Fallenstellen der Gesellschaften vom Columbia-Fluss (gemeint sind die Trapper der Hudson's Bay Company von Fort Vancouver) Einhalt zu gebieten, nötigenfalls durch den Gebrauch von Waffen» (Z, 77).

Überhaupt hat Sutter bei seinem Besuch in Monterey Glück. Er trifft den mexikanischen Unterpräfekten Antonio Suñol, einen gebürtigen Spanier und desertierten ehemaligen französischen Marinesoldaten. Die französische Sprache, so mangelhaft Sutter sie beherrschen mag, wird zum Medium, das beide verbindet. Für die kommenden Jahre wird Suñol für Sutter zuverlässigster Lieferant und Kreditgeber. Im regelmässigen und überwiegend französisch geführten Briefwechsel zwischen Sutter und Suñol finden sich zahlreiche, aufschlussreiche, aber auch amüsante Details zur Geschichte Neu-Helvetiens (Z, 77).

Inzwischen begegnet Sutter im Umkreis von 100 Meilen zwei neuen Nachbarn. Ein paar Meilen oberhalb von Neu-Helvetien, am American River, wird der

Schotte John Sinclair Verwalter der kürzlich angelegten Farm eines Kapitän Eliab Grimes'. Die Ranch von John Marsh, den Sutter aus seinen Tagen in Independence flüchtig kennt, liegt am Fuss des Monte Diablo. Marsh hat an der Universität Harvard studiert und gibt sich als Arzt aus. Er ist ein «squaw man», das heisst er lebt mit einer Indianerfrau zusammen. Doktor Marsh, Professor Octave Custot, ein früh in die Dienste Sutter's eingetretener Lothringer, der behauptet, in Nancy Professor für Landwirtschaft gewesen zu sein, und der angebliche Hauptmann Sutter passen hervorragend zueinander.

Noch im Sommer 1840 stösst mit einer fünfköpfigen Gruppe aus Oregon willkommene Verstärkung zu Sutter. Es sind teilweise alte Bekannte Sutter's: Pablo Gutiérrez, das Faktotum aus Santa Fé, sowie Niklaus Allgeier und Sebastian Meyer, die Sutter auf dem Oregon Trail vom Wind River bis ins Fort Vancouver begleitet haben. Zur Gruppe gehören zusätzlich Peter Lassen, ein dänischer Schmied und Jäger, sowie ein William Niggins aus New York. Die Gruppe wird von ihrem Schiffskapitän in Bodega ausgeladen, weil die Mexikaner in Yerba Buena wegen lokaler Wirren zeitweise keine Einwanderer an Land gehen lassen. Alexander Rotchev, Kommandant von Fort Ross, empfiehlt den Neuankömmlingen, sich Sutter anzuschliessen und zeigt ihnen, wie sie nach Neu-Helvetien gelangen können, ohne in die Fänge von General Vallejo in Sonoma zu geraten.

Nachträglich meldet sich auch Robert Ridley, Mitglied der ersten Schiffsmannschaft, die Sutter an den Zusammenfluss von Sacramento und American River gebracht haben, wieder bei Sutter; er wird verantwortlich für Sutter's Schiffe. Sutter kann jede Hand gebrauchen: Ein Ire, Perry McCoon, trifft in Neu-Helvetien ein und übernimmt die Betreuung der Viehherden. John Chamberlain, auch er ein Ire, übernimmt die Schmiede, und der Engländer Bill Daylor, ein entlaufener Matrose, die Küche. Sutter könnte nach seinen eigenen Angaben leicht 60 - 80 Mann beschäftigen. Dies entspräche etwa einem Drittel aller Einwanderer, die 1841 nach Kalifornien gelangen.

Der Aufbau Neu-Helvetiens geht also weiter. Die Vergrösserung der Gebäude erfordert grosse Mengen Bauholz, das in den nahen Bergen gefunden und im American River talwärts geflösst wird. Die indianischen Zwangsarbeiter fabrizieren grosse Mengen Adobe-Ziegel. Endlich werden auch grössere Äcker angelegt; Weizen und Mais wird gepflanzt. Dank Zukauf und eigenem Nachwuchs vergrössert sich der Viehbestand

kontinuierlich, obwohl zur Fleischversorgung regelmässige Schlachtungen notwendig sind. Zur Verarbeitung der dabei gewonnenen Häute wird am American River, dort, wo Sutter 1839 gelandet ist, eine Gerberei eingerichtet. Aus wilden Trauben, die entlang dem Sacramento-Ufer im Überfluss wachsen, lässt er in einer eigenen Brennerei Schnaps herstellen.

Zeitweise wachsen die zu überwindenden Schwierigkeiten - ständige Knappheit an Kapital, Feuersbrünste, Holzmangel, feindselige und immer wieder zur Rebellion oder Arbeitsverweigerung neigende Indianer, räubernde Trapper der Hudson's Bay Company, etc. - Sutter fast über den Kopf. Beinahe resignierend, dann aber wieder zum Äussersten entschlossen, bekennt er John Marsh: «Es ist eine beschwerliche Sache, in diesem Land eine neue Siedlung zu gründen, und wenn ich nicht schon den Anfang gemacht hätte, würde ich es ganz unterlassen. Jetzt aber werde ich alles daran setzen, sie so gross und ausgedehnt wie möglich zu machen.» (Z, 80).

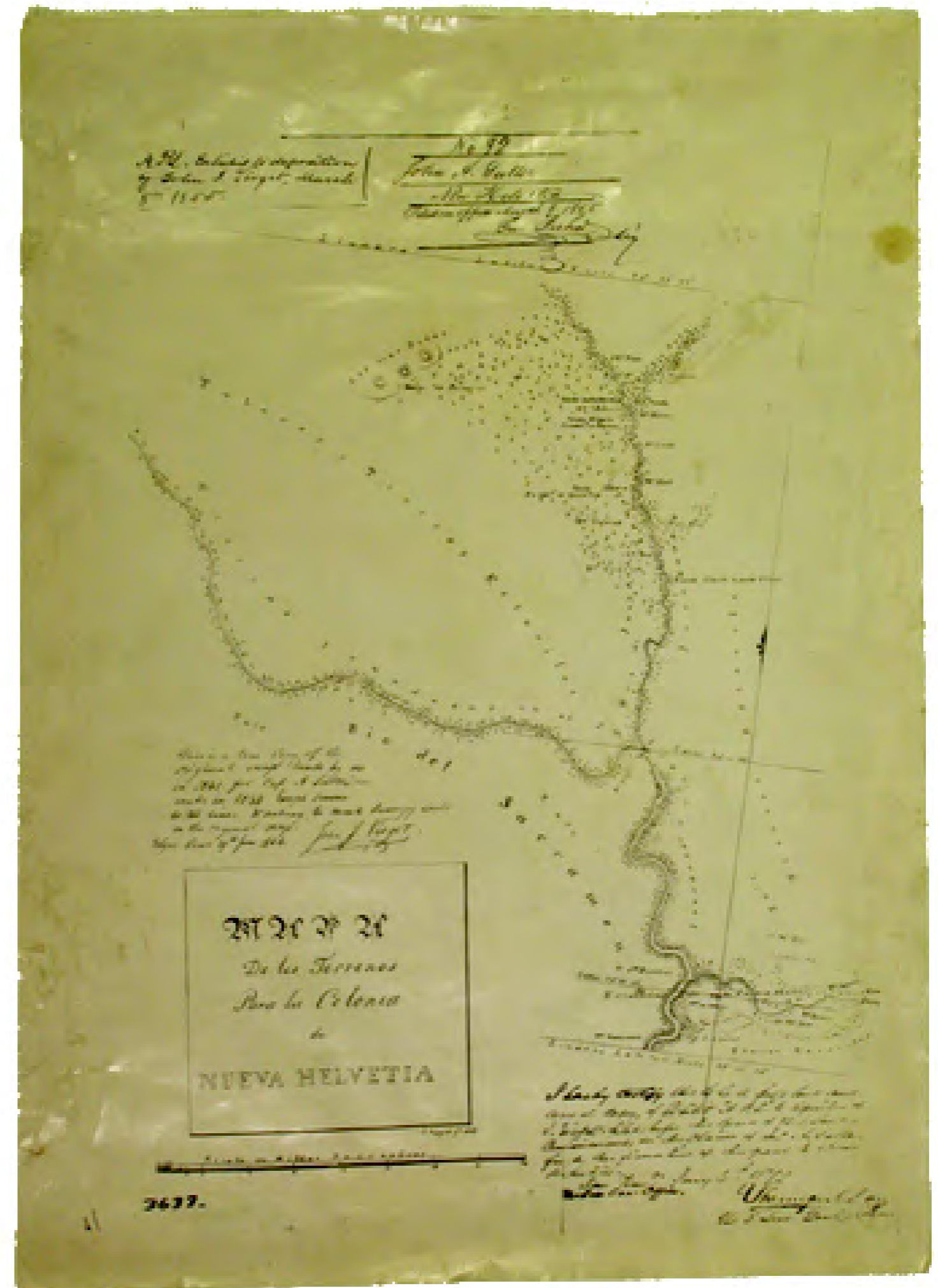
Gegenüber aufmüpfigen Indianern spielt Sutter virtuos mit Zuckerbrot und Peitsche. Entweder begegnet er ihnen mit brutaler Gewalt - er lässt sie standrechtlich hinrichten - oder mit grosszügiger Milde, und er gewinnt dadurch immer wieder die Freundschaft oder mindestens Unterwürfigkeit einflussreicher Stammesführer.

Die englisch-amerikanischen Trapper aus Oregon überrascht er mit seiner ersten amtlichen Anordnung, in der er das gesamte Sacramento-Gebiet mit Jagdverbot für Fremde belegt. Da die mexikanische Provinzregierung der Hudson's Bay Company jedoch vor Jahren das Jagdrecht auf kalifornischem Boden zugestanden hat, wird Sutter's Befehl ignoriert. Die Trapper, aus Sutter's Sicht natürlich Wilderer, schmälern die Aussichten Sutter's, über die Pelzjagd rasch zu Kapital zu gelangen, empfindlich. Sutter's listige Versuche, die Trapper mit Hilfe der Produkte aus seiner Schnapsbrennerei dazu zu bringen, in seine Dienste zu treten, oder mindestens die erbeuteten Felle bei ihm einzutauschen, bringen nichts. Sutter's Pech wird manifest, als James Douglas, der interimistische Leiter von Fort Vancouver, bei dem Sutter auf seiner Durchreise nach Kalifornien Gast war und immer noch in der Kreide steht, in Kalifornien zu Besuch ist, um ausgerechnet in Yerba Buena einen Aussenposten seiner Company zu errichten und sich seine Jagdrechte von Gouverneur Alvarado bestätigen zu lassen.

Douglas ist nicht der einzige Fremdling, der sich um 1841 für Kalifornien interessiert. Auch Sir George Simpson, Generaldirektor der Hudson's Bay Company, und damit sicher auch im Auftrag der britischen Regierung unterwegs, nimmt einen Augenschein vor. Er hält seine Beurteilung der Rolle Sutter's in seinem Tagebuch fest: «Wenn die Amerikaner durch Sutter's Niederlassung einmal Herren des Hinterlandes geworden sind (Simpson sieht in Sutter, trotz dessen Einbürgerung in Mexico, offenbar einen amerikanischen Vorposten), so werden sie sehr bald finden, dass sie auch ein natürliches Anrecht auf einen Zugang zum Meer haben; so dass, was immer das Schicksal Monterey's und der südlicheren Häfen sein mag, San Francisco früher oder später mit unumstösslicher Gewissheit den Amerikanern in die Hände fallen wird.» (Z, 83/84).

Auch die USA und Frankreich sind an Kalifornien interessiert und entsenden Spione. Zwei Trupps von Charles Wilkes' grosser Forschungs Expedition an den Pazifik machen unabhängig voneinander in Neu-Helvetien Station und geben Sutter Gelegenheit, sich sowohl als grossen Herrn und pompösen Gastgeber zu präsentieren, als auch ausgehungerten und erschöpften Reisenden mit grosszügiger Bewirtung und Unterkunft wieder auf die Beine zu helfen. Eugène Duflot de Mofras, Abgesandter der französischen Botschaft in Mexico, beschnuppert Kalifornien im Auftrag Frankreichs. Die bei seinem Besuch in Neu-Helvetien gewonnenen Eindrücke verdichten sich zur Überzeugung, dass Sutter der Schlüssel zum Besitz Kalifornien's werden wird. Er versucht, allerdings vergeblich, seine Vorgesetzten dafür zu gewinnen, dass Frankreich sich einen Teil des kalifornischen Kuchens abschneiden möge. Für Sutter ist diese «french connection» hilfreich, denn gelegentlichen Feindseligkeiten mexikanischer Kalifornier kann er mit der Drohung französischer Interventionen begegnen.

1841 ist auch das Jahr, in dem Sutter von Gouverneur Alvarado das Terrain von Neu-Helvetien formell geschenkt erhält. Grundlage für Ausmass und Lage der Schenkung ist eine von Sutter's Landsmann Jean-Jacques Vioget, der sich schon vor Sutter in Yerba Buena niedergelassen hat, vorgenommene Vermessung. Die Nordgrenze Neu-Helvetiens wird von drei weitgehend erodierten vulkanischen Kegelstümpfen markiert; sie heissen Tres Picos und erhalten später den Namen Sutter Buttes. Sacramento und Feather River bilden die West- beziehungsweise Ostgrenze, die Linie entlang dem Breitengrad 38°49'12" ist als südliche Begrenzung festgelegt. Die Schenkung umfasst knapp 200km<sup>2</sup> (das





▼ Sutter's Fort,  
Innenansicht mit mexikanischer Flagge



jährliche Überschwemmungsgebiet der Hauptflüsse nicht eingerechnet) und wird später «New Helvetia Grant» bezeichnet. Die definitive Übertragung der Besitzrechte an Sutter ist noch von einigen Bedingungen abhängig, die Sutter jedoch nicht beunruhigen, unter anderem von der Ansiedlung von 12 Familien.

Unmittelbar nach Erhalt des Rechtstitels an Grund und Boden beginnt Sutter mit Ausbau und Befestigung seiner Siedlung. Im Vollausbau, der volle vier Jahre in Anspruch nimmt, besteht das stolze Zentrum von Neu-Helvetien aus einem Viereck von rund 90 auf 50 Metern Kantenlänge, einem vollständig ummauerten Hof und einem imposanten, unterkellerten Hauptgebäude mit zwei Obergeschossen. Zwei Wach- und Geschütztürme, deren Unterbau auch als Gefängnis dient, geben dem eindrucklichen Komplex ein wehrhaftes Aussehen. An die Innenseite der Aussenmauer werden nach und nach überdachte und zum Hof hin zugemauerte weitere Räume angelehnt. Sie dienen als Vorratskammern, Handelsläden, Werkstätten und Schlafsäle.

Die Anlage wird von einer Garnison indianischer Soldaten, welche im Gebrauch der Feuerwaffen ausgebildet werden, beschützt und bewacht. Militärische Disziplin wird eingeführt. Die erhöhte Lage sorgt dafür, dass die Anlage aus allen Himmelsrichtungen von weitem sichtbar ist und zahlreiche Einwanderer oder Durchreisende anzieht. Sutter nennt sie jetzt nicht mehr einfach «Neu-Helvetien», sondern «Fort Neu-Helvetien».

Es zeigt sich, dass Sutter sein Fort am wichtigsten strategischen Ort des kalifornischen Hinterlandes angelegt hat. Es liegt erhöht und ist leicht zu verteidigen. Alle

wichtigen Verbindungswege nach und in Kalifornien führen am Fort vorbei, die kürzeste Route aus den USA über die Rocky Mountains nach San Francisco (später als Abzweigung des Oregon Trail auch California Trail genannt), und der Landweg aus dem Willamette-Tal in Oregon. Und es versperrt den mexikanischen Kaliforniern den Zugang aus ihrem schmalen besiedelten Küstenstreifen in die fruchtbarsten Gegenden der gesamten Provinz.

Dies, und die Kenntnis der 1836 von zahlreichen amerikanischen Einwanderern angezettelten und erfolgreich abgeschlossenen Sezession der ehemals mexikanischen Provinz Texas beunruhigt die mexikanischen Kalifornier («californios») zunehmend. Sutter ist sich seiner Sonderstellung bewusst und genießt sie in vollen Zügen.

## DER ERWERB VON BODEGA UND FORT ROSS

In seiner Überheblichkeit zögert er deshalb nicht lange, als ihm sein Freund Rotchev 1841 die russischen Besitzungen in Bodega samt seinem Hafen und das etwas nördlicher gelegene Fort Ross zum Kauf offeriert. Der russische Zar hat die Aufgabe seines südlichsten Stützpunkts in Amerika angeordnet, weil dieser seit Jahren nur noch Verluste produziert. Die ursprüngliche Funktion als Vorposten der Seeotterjagd ist erfüllt - es gibt keine Beute mehr. Die Hudson's Bay Company winkt ein entsprechendes Angebot ab, vermutlich aus den gleichen Gründen, aus denen Russland verkaufen will.

General Vallejo, dem der russische Unterhändler Kostromitinow die beiden Stützpunkte ebenfalls anbietet, ist interessiert, jedoch mit den Verkaufskonditionen nicht einverstanden. Die Mexikaner sind nicht bereit, den verlangten Preis zu zahlen, denn in ihrem Verständnis gehören ihnen Land und Gebäude ja bereits; das Land, weil es zu Kalifornien gehört, die Gebäude, weil sie mit kalifornischen Bäumen gebaut sind. Sie interessieren sich nur für Vieh und Fahrhabe. Ausserdem spekuliert Vallejo darauf, dass kein Mensch in Kalifornien in der Lage ist, den geforderten Kaufpreis von über 9000 Dollar zu erlegen, und dass die Russen deshalb zwangsläufig mit dem Preis herunterkommen müssen.

Sutter ergreift die Gelegenheit beim Schopf und schnappt Vallejo das russische «Häppchen» vor der Nase weg. Sutter akzeptiert einen stolzen Preis von 30'000 Dollar, verpfändet dafür seinen gesamten Besitz in Neu-Helvetien und verpflichtet sich, den Kaufpreis (einschliesslich Zinsen) in Form einer Bar-Anzahlung über 2000 Dollar sowie in vier Jahresraten von je zweimal 5000 und 10'000 Dollar zu entrichten. Die ersten drei Raten sind in Waren zu bezahlen, die vierte bar. Im Kaufvertrag ist der gesamte Besitz der Russen, mit Ausnahme des Landes selbst, eingeschlossen. Offenbar hofft Sutter, später auch das Land in seinen Besitz zu bringen. Von Rotchev jedenfalls lässt er sich eine zweite Verkaufsurkunde ausstellen, gemäss der er auch die russischen Ländereien erwirbt. Kurzfristig ist Sutter jedoch primär an der russischen Fahrhabe und am Vieh, sowie insbesondere am in den russischen Bauten steckenden Bauholz interessiert, und natürlich daran, den Zuschlag an Vallejo zu hintertreiben. Dass er dabei auch noch ein paar Kanonen erwirbt, welche die Russen angeblich bei Napoleon's missratenem Moskau-Feldzug erbeutet haben wollen, ist ein willkommener Bonus und schmeichelt seinen militärischen Ambitionen.

Sutter benötigt drei Monate, um die Anzahlung von 2000 Dollar zu beschaffen. Der formelle Kaufvertrag wird im Dezember 1841 vor dem Friedensrichter in Yerba Buena unterzeichnet.

Er beginnt schon im Oktober, das Vieh der Russen nach Neu-Helvetien zu treiben. Insgesamt übernimmt Sutter rund 1700 Stück Rindvieh, knapp 1000 Pferde oder Maultiere und rund 900 Schafe. Mit diesem Zuzug umfassen seine Herden Ende 1841 jetzt etwa 4500 Rinder, Ochsen und Kälber, 1500 Pferde und Maultiere, beinahe 2000 Schafe und eine Schweineherde unbekannter Grösse.

Die rasch gewachsene Macht Sutter's, der Verlust der russischen Konkursmasse und eine erste Welle amerikanischer Einwanderer, die bei Sutter Zuflucht oder Arbeit suchen, bringen das Fass der mexikanischen Frustrationen zum Überlaufen. Vallejo, und der Kommandant der Garnison von San José, José Castro, drohen mit der Vernichtung Neu-Helvetiens. Auch Alvarado, der frühe Gönner Sutter's, muss feststellen, dass ihm Sutter über den Kopf wächst und wendet sich von ihm ab.

Sutter, erst vor zwei Jahren mittellos und am Ende seines Lateins im Land angekommen, antwortet mit der mächtig protzigen Gegendrohung, Kalifornien zu

einer von Mexiko unabhängigen Republik auszurufen. Sutter verleiht seiner Drohung Gewicht und Glaubwürdigkeit, indem er ein Eingreifen der Franzosen in Aussicht stellt. Und er behauptet, nicht nur selbst über genügend Gesinnungsgenossen, Truppen und Waffen zu verfügen, um sein Fort zu verteidigen, sondern auch innert nützlicher Frist aus dem Willamette-Tal, aus den USA östlich der Rocky Mountains und von Shawnee und Delaware-Indianern, die er aus seiner Missouri-Zeit kennt, massive Verstärkung und Unterstützung zu erhalten. Zwischen Sutter und den Mexikanern Kaliforniens entsteht eine Art Patt-Situation. Sutter verspricht, treuer Mexikaner zu bleiben, solange man ihn in Ruhe lässt. Die Mexikaner schicken sich ins Unvermeidliche und lassen ihn tatsächlich in Ruhe.

Sutter kann darüber nur froh sein, denn er hat jetzt die Verpflichtung, den Russen jährlich Waren im Wert von zunächst 5000, im dritten und vierten Jahr sogar 10'000 Dollar (nach Sitka) zu liefern. Gemeint sind in erster Linie Weizen und Gemüse. Die Landwirtschaft rückt ins Zentrum der Kolonie Neu-Helvetien. Aber trotz aller Anstrengung ist bereits 1842 die Ernte zu gering, um die Verpflichtungen gegenüber Russisch-Amerika zu erfüllen. Sutter ist wieder einmal auf seine wichtigste Gabe angewiesen, Schuldner zu trösten. Auch Suñol wird langsam ungeduldig - zu gross sind seine Ausstände. Um dessen Forderungen (Suñol will mit Vieh bezahlt werden) zu begleichen, muss Sutter bei Robert Livermore, Betreiber einer Farm in der Nähe von San José, Vieh borgen. Seine eigenen Bestände sind teilweise auf seine Mitarbeiter überschrieben, die seit zwei Jahren noch keinen Lohn erhalten haben. Zudem weiden die Herden inzwischen beinahe 100 Kilometer nördlich von Fort Neu-Helvetien, im Gebiet des Stamms der Hock-Indianer, welche der Gegend und der Farm, die Sutter hier später errichten wird, den Namen Hock-Farm geben. Sutter verlegt die Weidegründe aus mehreren Gründen: einmal will er das Vieh dem Zugriff ungeduldiger Gläubiger entziehen, die es nicht wagen, so tief in gefährliches Indianerland vorzudringen; auch erweist sich das Land zwischen Fort und Sacramento River für die Überwinterung des Viehs als nicht geeignet, da es jeden Winter vom Fluss überflutet wird; ausserdem wird das Land in der Nähe des Fort für die zur Erfüllung der Lieferverpflichtungen gegenüber den Russen erforderliche Ausdehnung des Ackerbaus benötigt.

▼ Fort Ross, südlichste Niederlassung von Russisch-Amerika, rund 150km nördlich von San Francisco an der Pazifikküste ►



▼ Russische Kapelle mit den obligaten «reputation builders»

▼ Haus des Kommandanten Rotchev (hinten) Westtor und so genanntes Querhaus auf der Südseite des Fort

Mittelhaus und Wachturm an Nordseite ▼

Blick auf Kapelle durch Westtor, typische Pazifik-Morgennebelschwaden ▼



## MANUEL MICHELTORENA - NEUER GOUVERNEUR KALIFORNIENS

Die mexikanische Zentralregierung kommt 1842 einer Intervention - «Intrige» wäre wohl angemessener - von General Vallejo zuvor, der ihr den Vorschlag macht, die zivile und militärische Verwaltung der Alta California zusammenzulegen und dabei wohl damit rechnet, selbst zum Zug zu kommen. Da die Vorteile einer integralen Verantwortung für die Provinz sogar im fernen Mexico City offensichtlich sind, wird Oberst Manuel Micheltorena vom mexikanischen Präsidenten Santa Anna zum neuen Gouverneur ernannt und nicht nur damit beauftragt, zivile und militärische Gewalt zu vereinen, sondern auch den allzu eigenmächtig werdenden Sutter wieder stärker an die Kandare zu nehmen. Er zieht mit einer Armee von 500 Mann nach Kalifornien. Die beschwerliche Reise sowie Krankheit und Tod dezimieren seinen wilden Haufen, der überwiegend aus entlassenen Sträflingen besteht, soweit, dass er in Monterey allerdings nur mehr mit 300 Mann ankommt. Sie benehmen sich so, dass sie von den Kaliforniern bald als «Hühnerdiebe» tituliert und gefürchtet und gehasst werden. Ein amerikanischer Siedler in Santa Barbara schreibt seinem Konsul Larkin: «Ich hoffe zu Gott, dass sie von einer Flutwelle oder einem Erdbeben verschluckt werden. ... Die Soldaten sind mit wenigen Ausnahmen verrückt und armselig; die Offiziere - wenn nicht noch ekelhafter und verabscheuungswürdiger - sind genau gleich. Was sind das für Aussichten für Kalifornien, wenn eine solche Verbrechertruppe eingeführt wird! Ohne Zweifel hat da jemand die Absicht, aus Kalifornien die mexikanische «Botany Bay» zu machen (D, 135)». *An der Botany Bay in Australien waren rund 50 Jahre zuvor die ersten englischen Sträflingskolonien gegründet worden.*

Sutter ist überrascht, in Micheltorena einen umgänglichen und zivilisierten Zeitgenossen kennen zu lernen. Sutter seinerseits beeindruckt den neuen Gouverneur mit seiner rasant wachsenden und prächtig aussehenden Kolonie und der Macht, die er lokal ausübt, insbesondere aufgrund des Geschicks, mit dem er die Indi-

aner behandelt und gefügig macht. Micheltorena kann sich leicht ausrechnen, dass mit seiner Ankunft die Gelüste vieler Kalifornier, sich von Mexiko abzuspalten, nicht automatisch erlöschen. Er ist auf Verbündete angewiesen und kann davon ausgehen, dass Sutter, der keine Anstalten (mehr) macht, und schon gar nicht in Komplizenschaft mit den mexikanischen Kaliforniern, sich zu verselbständigen, einer davon wäre. Vallejo's Kalkül, die gesamte Macht über die Provinz zu übernehmen und Sutter eins auszuwischen, wird zum Rohrkrepiere. Er selbst wird zum «Kommandanten der Nordgrenze der Alta California» degradiert, und Sutter's Position wird gestärkt.

## NEU-HELVETIEN UND DIE ERSTEN EINWANDERER AUS AMERIKA

Gleichzeitig kommen regelmässig weitere Einwanderergruppen aus den Vereinigten Staaten in Kalifornien an; alle machen auf Fort Neu-Helvetien Station, genießen Sutter's grosszügige Gastfreundschaft und erholen sich von den unmenschlichen Strapazen der Traversierung der grossen Salzwüste und der Überquerung der Rockies. Unter den Neuankömmlingen kann Sutter immer wieder wertvolle Mitarbeiter anwerben. Einer der wichtigsten wird John Bidwell, der im November 1841, erst zweiundzwanzigjährig, bei Sutter ankommt. Bidwell (der später in die Politik der USA einsteigen und sogar einmal als Präsidentschaftskandidat antreten wird) entwickelt sich rasch zum Freund Sutter's und zu einer der wichtigsten Stützen im Management der Kolonie. Er ist absolut loyal und vertrauenswürdig. Als Verwalter von Fort Ross gelingt es ihm, innert 14 Monaten alles, was nicht niet- und nagelfest ist, nach Neu-Helvetien hinüber zu transportieren (ausser einer grossen Dreschbühne aus Redwood-Holz, die so fest vernagelt ist, dass er sie am Stück als Floss übers Meer schleppen lässt, wo sie allerdings im Sturm zerschellt und verloren geht). Dann übernimmt er die Leitung der Hock Farm und sorgt dafür, dass der Farmbetrieb erweitert und repräsentative Gebäude für Sutter gebaut werden. Sutter's Schicksal hätte sich wohl anders entwickelt, wären ihm mehrere Bidwell's zur Seite gestanden.

Bidwell sieht aber auch hinter die Kulissen der schönen eindrücklichen Fassade von Neu-Helvetien. Er erfasst schnell, dass Sutter immer wieder finanziell an der Wand steht und meistens Löcher nur stopfen kann, indem er neue aufreisst. 1842 ist für Sutter ein gutes Jahr. Einerseits fallen genügend Niederschläge, sodass die Ernte gut ist und die fällige Rate für den Kauf von Fort Ross in Form von Lebensmittel-Lieferungen an die Russen weitgehend gesichert ist. Andererseits treffen so wenig Einwanderer ein, sodass Sutter die Bedingung (an die sein Rechtstitel auf Neu-Helvetien geknüpft ist), 12 Familien anzusiedeln, noch nicht erfüllen kann. Der aus Hawaii eintreffende Theodor Cordua legt am Yuba-Fluss die Farm Neu-Mecklenburg an; und die alten Genossen Sutter's Allgeier und Keyser sowie ein paar neuere Gehilfen erhalten als Lohn für ihre Mitarbeit beim Aufbau der Kolonie ihre eigenen Ranchos. Da alle mit Indianerfrauen zusammenleben, erfüllen sie die gesetzlichen mexikanischen Anforderungen und zählen als angesiedelte Familien. Es sind jedoch noch nicht genug.

1843 entwickelt sich dann jedoch zu einem wiederum schwierigen Jahr. Regen bleibt aus, entsprechend dürftig sind die Ernten. Umso mehr Einwanderer treffen ein und belasten Sutter's Haushalt. Jährlich sind es zwei Wellen; die erste, kleinere, trifft im Frühjahr/Sommer aus Oregon ein; die grössere, aus dem Osten der USA, erreicht Neu-Helvetien vor Winterereinbruch, normalerweise im November, nach der Überwindung des letzten grossen Hindernisses, der Sierra Nevada. Unter den auswanderungswilligen Amerikaner spricht sich herum, dass Sutter sie in Neu-Helvetien generös empfangen wird.

Zahlreiche Zeugnisse belegen, dass und wie Sutter die Neu-Ankömmlinge völlig selbstlos empfängt und versorgt. Während John Marsh, Sutter's eigenbrötlerischer und geiziger Nachbar am Monte Diablo, von jedem Durchreisenden eine Entschädigung kassiert, ist Sutter's «open house» kostenlos. Zeitgenossen bezeugen: «Es bereitet ihm Vergnügen, die Not des wegemüden, ermatteten Wanderers zu lindern. ... Was hätte uns Schöneres widerfahren können, als nach einer Reise von sechs Monaten unter feindlichen Indianern und halb verhungert, wie wir waren, an eine solche Freistatt, wie diese Burg zu gelangen (Z, 106-108)?». John Bidwell schreibt: «Bei seiner Grossmut war es ihm unmöglich, jemand, der um Arbeit bat, abzuweisen. Solange er etwas hatte, schenkte er jedem. ... Immer war er freigebig und liebenswürdig und niemand hätte, namentlich Fremden gegenüber, mehr Zuvorkommen zeigen

können. ... Seine Siedlung war allen Amerikanern ein Heim, wo sie kostenlos wohnen konnten, solange es ihnen behagte (Z, 107)». Es gibt auch weniger Schönes zu berichten, zum Beispiel: «(Das Fort) macht aus der Ferne einen gewaltigen Eindruck. ... aber bei näherem Zusehen bemerkt man bald, dass das Ganze, Häuser und alles andere, aus Doba oder Lehmmauern besteht und innen und aussen mit Staub und Flöhen bedeckt ist, welche letztere hier zur grössten Vollkommenheit gedeihen (Z, 110)». oder «Ich wollte, ich könnte mich hier auf eine Woche oder zwei Ihrer Gesellschaft erfreuen, damit auch Sie das Vergnügen kennen lernten, inmitten von Myriaden von Moskitos Briefe zu schreiben, wo Sie dann nach jeder Zeile die Feder niederlegen müssten, um auf eine Weile dem Luxus des Kratzens zu fröhnen. Ich schreibe mit der einen Hand, die andere liegt jener vulgärsten aller Beschäftigungen ob, dem Kratzen... (Z, 110/111)».

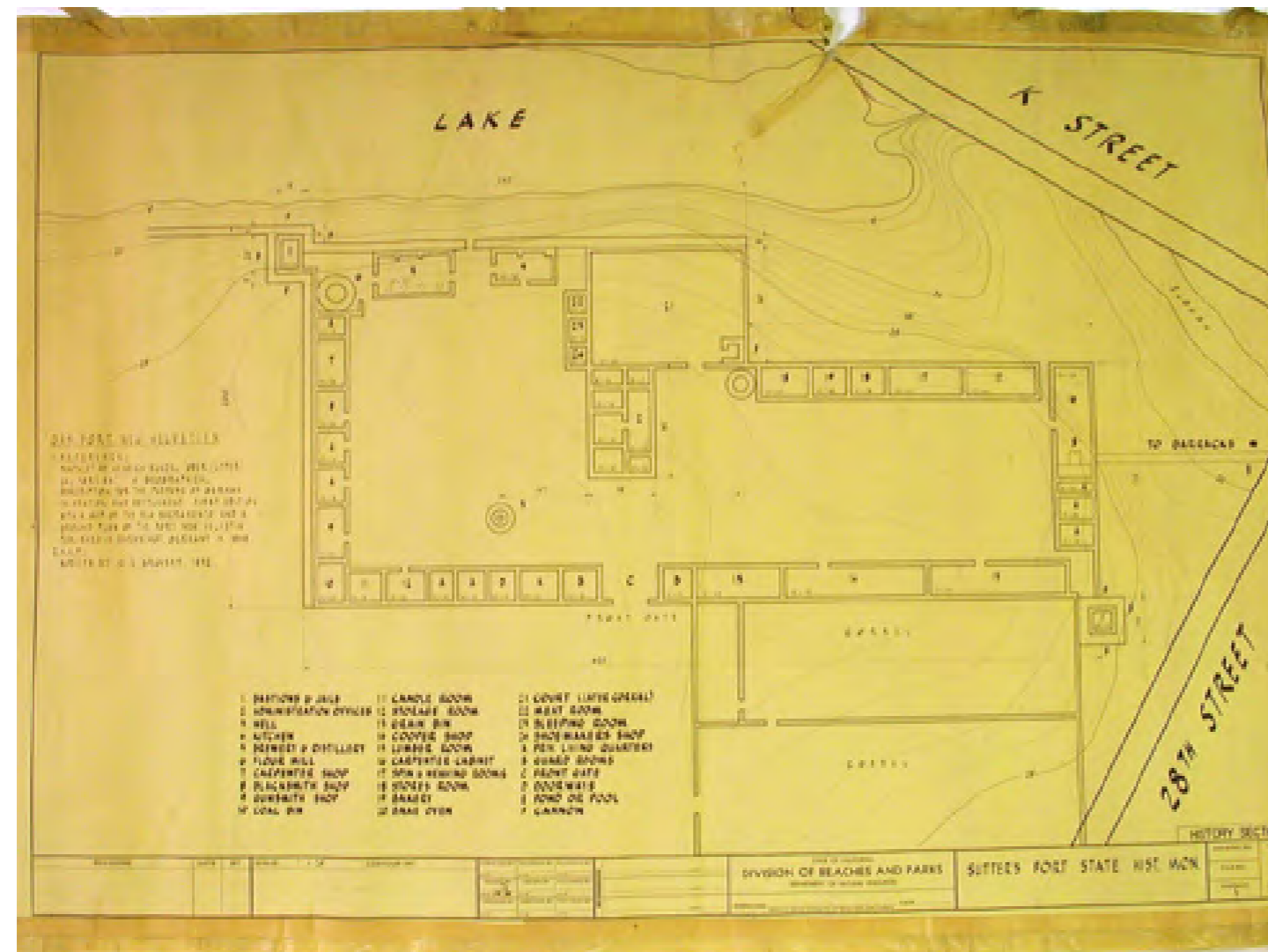
Fort Neu-Helvetien ist eine skurrile Mischung: für Einwanderer, die während sechs Monaten nur Entbehrungen und äusserste Gefahren kennen und meistern lernen, eine Art Paradies; für Menschen, die sich in irgendeiner amtlichen Funktion hier aufhalten, ein abgelegener Aussenposten der Zivilisation; für durchreisende Forscher, die regelmässig mit martialischen Exerziereinlagen und Böllerschüssen begrüsst werden, ein Ort der unwirklichen Begegnung mit einem erratischen, romantischen Patriarchen und Möchte-gern-General.

Planskizze von Fort Sutter, 1892 aufgrund der grösstenteils verfallenen Ruinen rekonstruiert ▼

## DAS LEBEN IN SUTTER'S FORT

Das Zentrum von Neu-Helvetien heisst inzwischen «Sutter's Fort». Der Name «Fort» bedeutet normalerweise «befestigte militärische Anlage». Die Pioniere des Wilden Westens sind jedoch mit der Verwendung des Begriffs grosszügig. Der mit einer Mauer umzäunte Wohn- und Arbeitssitz von Neu-Helvetien ist keine militärische Anlage. Er ist Wohnort der Kolonie-Angehörigen, Handelsposten, Hafen und Umschlagplatz, eine Art «Motel» an den Einfallsrouten nach Kalifornien, eine Konzentration von Werkstätten, die in dieser abgeschiedenen Lage und in Anbetracht der nicht existierenden logistischen Infrastruktur Kaliforniens für den Betrieb eines grossen landwirtschaftlichen Betriebs von lebenswichtiger Bedeutung sind, Vorratskammer, Verwaltungszentrum der «Kolonie», und, zum Schutz

gegen feindliche Indianer, auch befestigt. So ergibt sich der Name «Sutter's Fort» von selbst. Sutter sieht darin seinen militärischen Ehrgeiz bestätigt und geschmeichelt und übernimmt ihn natürlich gerne. Die Kanonen, die er aus Hawaii mitgebracht und aus dem russischen Inventar von Fort Ross nach Sacramento überführt hat (gegenüber einem Freund bezeichnet er sie als seine «reputation builders»), benutzt er gerne, um Besucher mit militärischem Pomp und Salutschüssen zu begrüßen. Zum Pomp gehören natürlich auch seine eigene Garnison und ein kleines Kadettenkorps. Diese bestehen aus indianischen Kriegern und Knaben, die er teilweise mit russischen, teilweise mit phantasievoll selbst erfundenen Uniformen ausstaffiert. Der ungewohnte militärische Drill wird ihnen durch beinahe tägliches Exerzieren beigebracht, normalerweise nach dem Abendessen, auf dem grossen Innenhof des Fort. Es muss ein seltsamer Anblick gewesen sein, wenn die Indianertrupps, eher «verkleidet» als uniformiert, unter Trommelwirbeln und martialischen deutschsprachigen



Fort Sutter aus der Vogelschau ▼



Kommandi eines ehemaligen Soldaten aus Deutschland oder der Schweiz, auf dem staubigen Terrain des Fort, unter der grossen Fahnenstange, an der natürlich die mexikanische Flagge flattert, vorbeidefilieren und ihre Formationen und Paradebewegungen proben.

Die im Sutter's Fort State Historic Park in Sacramento gemäss zeitgenössischen Plänen und Dokumenten originalgetreu wieder aufgebaute Anlage gibt beredtes Zeugnis von der Vielfalt der Tätigkeiten und vom Leben im und beim Fort. Die wichtigsten Werkstätten sind die Schmiede, wo unter anderem Biberfallen, Fassdauben, Pflugscharen oder Hufeisen hergestellt werden, die Waffenschmiede, Zimmerei und Schreinerei, die Kuferei (Fässer sind nicht nur aus Konservierungsgründen beliebte Vorratsbehälter, sondern auch weil sie ohne mechanische Hilfsmittel leicht transportiert, das heisst gerollt werden können), und die Weberei. Natürlich sind auch Grossküche und Bäckerei vorhanden. Etwas ausserhalb des Fort, an den Ufern des American River, befinden sich die Arbeitsbereiche, vor deren Immissionen sich die Fortbewohner schützen möchten: Dreschareal, Kornmühle, Gerberei und Destillerie, in der die an den Ufern des Sacramento wild wachsenden

Trauben zu einem brauchbaren und beliebten Schnaps verarbeitet werden.

Ein grosser Teil des Lebens und Arbeitens spielt sich im Freien ab. Zum Schutz gegen Feuersbrünste (Lehmziegelbauten und Holzdächer sind nicht feuerfest) wird an offenen Feuerstellen gekocht; auch der grosse Backofen befindet sich im Freien.

Während in Kalifornien die Menschen heute aus der Hitze der freien Natur in klimatisierte, meist unterkühlte und zugige Innenräume fliehen, ziehen die damaligen Bewohner die frische Luft den stickigen, mit beissendem und stechendem Ungeziefer verseuchten Innenräumen vor, auch wenn sie den Schweiß, den ihnen die gleissende Sonne und die schwere Arbeit aus den Poren treibt, nicht mittels aufeinander abgestimmten Lagen von High-Tech-Fasern abtransportieren können, sondern von ihren dicken Baumwollkleidern aufsaugen lassen. Im Freien aufgespannte Planen, unter denen gearbeitet und gegessen wird, spenden etwas kühlenden Schatten, und Schutz gegen gelegentliche Regengüsse.

Die Versorgung des Fort mit Gütern, die lokal nicht hergestellt (oder repariert) werden können, wird auf dem Wasserweg sichergestellt. Nicolas, die Barkasse Sutter's pendelt regelmässig zwischen Sutter's Fort und der San Francisco Bay. Sie bringt die Produkte Neu-Helvetiens flussabwärts; dazu gehören in erster Linie Rinderhäute (sogenannte «californian bank notes», die damals gegen Cash, wohl in Form seltener mexikanischer Münzen, einen Wert von 1\$, beziehungsweise im Tausch gegen Waren von 1.25\$ haben), Biber- und Otterfelle, die im Sacramento-Tal und in der Sierra Nevada, zwar wegen der jahrzehntelangen rücksichtslosen Überjagung durch die Trapper der Hudson's Bay Company mit rapid abnehmendem Erfolg, erbeutet werden, Talg und landwirtschaftliche Produkte, hauptsächlich Weizen, Erbsen und Bohnen. Die gesamte kalifornische Wirtschaft ist auf Kredit und Tausch aufgebaut. Sutter bezahlt mit seinen Produkten frühere Kredite, oder tauscht sie gegen neue Lieferungen von Gütern, die das Fort dringend «von aussen» benötigt: in erster Linie alles, was metallisch ist, z.B. Werkzeuge, Nägel, Rohmetall für die lokale Weiterverarbeitung, natürlich auch Munition für Gewehre und Kanonen (Pulver und Blei), Baumwollstoffe, Lebensmittel wie Zucker, Tee und Kaffee, Alkohol (bis die eigene Destillerie auch hier eine gewisse Eigenversorgung gewährleistet) und Tabak, Bauhölzer, sowie farbige Glasperlen und sonstiger Tand, womit die Indianer für ihre Arbeitsleistung entlohnt oder ihre erbeuteten Felle entschädigt werden können. Gelegentlich finden sogar Bücher den Weg von geldhungrigen Schiffbesatzungen, die vor Yerba Buena ankern, in den Unterlauf des Sacramento. Mit der Zeit baut Sutter eine richtige kleine Bibliothek auf, der er bei Bedarf medizinische und allgemein wissenswerte Informationen entnehmen kann. Er wird später sogar eine Gesamtausgabe der Encyclopaedia Americana sein eigen nennen.

Anfänglich verbietet Sutter den Fort-Angestellten jeglichen Alkohol-Konsum. Er will damit bei den überwiegend wilden Gesellen, die in Kalifornien gestrandet sind und bei ihm ein Auskommen suchen, eine minimale Arbeits- und Lebensdisziplin durchsetzen. Da er selbst nicht gerade mit dem besten Beispiel vorangeht, stösst er mit dieser Massnahme auf Widerstand. Sie wird ganz unhaltbar, nachdem die Fort-eigene Destillerie ihren Betrieb aufnimmt. Angesichts der meuterischen Drohung, alle Angestellten durch Desertion zu verlieren, gibt er nach und erlaubt von Zeit zu Zeit ein Quartalsbesäufnis.

Die gesamte nicht-indianische Fort-Bevölkerung besteht aus männlichen «singles». Kaum einer ist mit Frau (und Kind) an den Pazifik gezogen. Die Männer sind jung und «voll im Saft». Es ist eine beunruhigende Mischung von ungelerten, teilweise auch nicht lernfähigen «Aussteigern», die der zivilisierten Gesellschaft den Rücken gekehrt und sich durch eine gefährliche und entbehrungsreiche Wildnis bis nach Kalifornien durchgesetzt und teilweise im wörtlichen Sinn durchgeschlagen oder gar durchgeschossen haben. Das Zusammenleben von Weissen unterschiedlichster Sprache und Provenienz, Hawaiianern, Indianern, sogar Schwarzamerikaner sind darunter, alle im sexuell aktivsten Alter, auf engstem Raum, unter unsäglichen hygienischen Bedingungen, gestaltet sich explosiv. Fast ausnahmslos lassen sie sich mit Indianerfrauen ein. Sutter's Biograf Zollinger schreibt farbig und bildhaft, beinahe genüsslich (um 1935, als er die Biografie schreibt, existiert die politische Korrektheit noch nicht): «... gingen sie mit Indianerweibern zu Bett und taten ihr möglichstes, das Fort mit einem Gewimmel von nackten Mischlingskindern zu bevölkern.» (Z, 114). Auch hier geht Sutter mit dem guten Beispiel voran. Er hält es in erster Linie mit den zwei aus Hawaii mitgebrachten Frauen. Manaiki ist Lieblingsfrau und gilt während über fünf Jahren als seine rechtmässige Frau. Mit ihr zeugt er mehrere Kinder. Auch Indianerfrauen soll er geschwängert haben. Heinrich Lienhard berichtet, dass «eine Anzahl von Squaws entzückt waren, wenn jemand in ihren halbweissen Säuglingen die Züge des grossen weissen Vaters wiedererkannte» (Z, 115). Es ist nicht bekannt, ob Nachfahren dieser Sprösslinge überlebt haben, und was aus ihnen geworden ist. Eher wahrscheinlich ist, dass auch diese den Krankheiten und Epidemien zum Opfer fallen, welche die weissen Eindringlinge unter den Eingeborenen verbreiten.

Der Herr von Sutter's Fort kümmert sich kaum um die «Moral». Für ihn sind die Mischlingskinder nur solange ein Problem, als sie nackt herumwuseln. Er will bei seinen Besuchern einen guten Eindruck machen und verlangt, dass die Kinder angezogen werden; er stellt dafür auch Stoff und Kleider zur Verfügung.

Die Indianerstämme, mit deren Häuptlingen sich Sutter freundschaftlich arrangieren kann, sind gemäss der damaligen Vorstellung der Europäer «Wilde» und müssen gezähmt werden. Sutter sieht sich selbst durchaus als Heilsbringer und Bote der Zivilisation. Er ist damit in bester «Zeitgeist»-Gesellschaft; tatsächlich bringt er den Indianern, die durch die jahrzehntelange Konditionie-

rung in den spanischen Missionen unselbständig und weitgehend unfähig zur Selbstversorgung geworden sind, einige Verbesserungen (anders gesagt: er reduziert das Ausmass der schändlichen Behandlung, die den Eingeborenen bisher widerfahren ist), vor allem in den Bereichen Verpflegung, Rechtswesen und medizinische Versorgung. Die Indianer stellen nicht nur die Mitglieder der Miliz des Fort, sondern auch die Arbeitskräfte für die Bewirtschaftung der Felder, die Betreuung der Viehherden und die Verarbeitung der Ernten. Täglich in der Frühe sammeln sich die Arbeitswilligen, während der Erntezeit sind es mehrere Hundertschaften, im Fort. Sie werden mit unglaublich unzulänglichen Werkzeugen - Metall ist ständig Mangelware - auf die Felder geschickt, pflügen den Boden mit Holzstangen und ernten das Korn von blosser Hand, wobei natürlich die scharfen Kanten der Halme die Haut in Fetzen reissen. Zu den Essenszeiten werden die Indianer im Fort unter Trommelwirbel an mit einer Art Getreidebrei gefüllte Futtertröge geführt, aus denen sie sich von Hand bedienen. Entsetzte Besucher vergleichen das Schauspiel unverblümt mit einer Schweinefütterung. Zusätzlich zu Naturalien (Kleider, Lebensmittel) erhalten sie zur Entlohnung Jetons, mit denen sie im Fort wiederum Waren einkaufen können. Zum Schutz vor Diebstahl oder Ausbeutung durch andere Weisse setzt Sutter durch, dass ausschliesslich Indianer mit diesen Jetons bezahlen können.

Sutter beginnt auch bald, «seine» Indianer als Arbeitskräfte an andere Siedler zu vermitteln oder auszuleihen. Daraus entwickelt sich ein für Sutter nicht unwesentlicher Einkommensstrom, beziehungsweise ein probates Zahlungsmittel für aufgelaufene Schulden.

Sutter selbst amtiert in der Aufbauphase seiner Kolonie als uneingeschränkt anerkannter Patron seiner Angestellten und «weisser Vater» der Indianer, mit denen er sich anfreunden und die er an seine Siedlung anbinden kann, als Friedensrichter und «personifiziertes Gesetz» im Auftrag der mexikanischen Provinzregierung, als eine Art «Kuppler» und Zivilstandsbeamter, als medizinischer Ratgeber (er ist offenbar weit und breit der einzige, der wenigstens einen selektiven Zugang zu medizinischen Fachbüchern hat), als spendabler Gastgeber, anregender Fabulierer, Geschichtenerzähler und Gesprächspartner vorbeireisender Prominenz, und zuguterletzt auch als Verwalter und militärischer Kommandant des Fort. Einen grossen Teil seiner Zeit nimmt allerdings seine unvorstellbar umfangreiche Korrespondenz in Anspruch. Er korrespondiert mit «Gott und der

Welt», in gut leserlicher schön gesetzter Handschrift, auf deutsch (dann konsequent in altdeutscher Schrift), französisch, englisch und spanisch. Die Korrespondenz durchzieht ein einziger roter Faden: Geld. Sutter muss immer wieder und hauptsächlich seine Lieferanten vertrösten, weil er mit seinen Zahlungen für auf Kredit gekaufte Lieferungen ständig im Verzug ist. Es hat immer wieder guten Erfolg, Entschuldigungen für verspätete Zahlungen, Vertröstungen auf einen späteren Zahlungszeitpunkt mit eindringlichen und dringenden, fast kommandohaften Bestellungen für zusätzliche Lieferungen zu kombinieren. Es scheint, dass er aus seiner Burgdorfer Pleite nichts gelernt hat; offenbar gehört es zu seinem Wesen, dass er über seine Verhältnisse leben muss.

Zahlreiche Mitarbeiter und Zeitgenossen (vor allem Heinrich Lienhard) behaupten in ihren Lebenserinnerungen (die allerdings allesamt 30-50 Jahre später niedergeschrieben werden), Sutter habe sich nie weiter als auf Armlänge von einer Schnapsflasche entfernt und sei die meiste Zeit volltrunken gewesen. Wenn es eines Beweises bedarf, dass diese Behauptungen so nicht stimmen können, dann genügt wohl Sutter's Korrespondenz; allein schon der Umfang, aber auch die klare Schrift, einwandfreie Grammatik (in den Fremdsprachen durchaus auch unbeholfen und holprig), Wortwahl und inhaltliche Kohärenz belegen, dass der Autor und Schreiber dieser Briefe nicht ständig besoffen gewesen sein kann.

Eine aufregende Abwechslung im eintönigen Leben auf Sutter's Fort bildet im März 1844 der Besuch der Expedition von John Charles Frémont. Eigentlich hat die zweite Expedition Frémont's den Auftrag, die Route vom Arkansas River über den South Pass zum Grossen Salzsee zu kartografieren. Die Expedition ist für eine Dauer von 8-9 Monaten geplant und beim Erreichen des Grossen Salzsees auf bestem Weg, ihre Mission erfolgreich abzuschliessen. Frémont erreicht nach insgesamt sechs Monaten im November 1843 Fort Vancouver am Columbia River. Dort trifft er auftragsgemäss mit der Expedition von Charles Wilkes zusammen. Auf dem Rückweg schlägt sich Frémont mit seinen Leuten durch das südliche Oregon und über das bereits winterliche Küstengebirge bis in die Gegend des heutigen Reno in Nevada durch. Beim Anblick der Sierra Nevada kann Frémont der Versuchung nicht widerstehen, deren Überquerung in Angriff zu nehmen und ins mexikanische Kalifornien einzudringen. Das verrückte Unternehmen gelingt tatsächlich. Im März

General Fremont; Gemälde von Alice B. Chittenden;  
John Charles Frémont nach seinen «Pathfinder»-  
Jahren ▼

1844 steht Frémont mit seiner Expedition vor Sutter's Fort. Seine Mannschaft ist völlig ausgemergelt, zu Skeletten abgemagert, von Frostbeulen gezeichnet und hat kaum noch Kleider am Leib. Die Tiere, die überhaupt überlebt haben (von anfänglich über 100 Pferden bleiben beim Erreichen von Sutter's Fort nur gerade etwa 30 übrig), sind noch schlimmer dran. Frémont schlägt sein Lager für einige Wochen bei Sutter's Fort auf. Mannschaft und Tiere werden von Sutter aufgepäppelt, Pferde und Maultiere werden neu behuft. Die Rückreise wird mit neuen Vorräten, erholten Tieren, und mit total 130 Pferden und Maultieren und 30 Rindern, davon 5 Milchkühe, angetreten. Auf einer südlichen Route, etwa 500 Meilen entlang den westlichen Ausläufern der Sierra Nevada, umrundet Frémont die Südflanke der Sierra und kommt über Colorado, nach einem Besuch auf Bent's Fort (an einem Ast des Santa Fé Trail), im August an seinen Ausgangspunkt, St. Louis, zurück. Offenbar ist Frémont von seinem Besuch auf Sutter's Fort sehr beeindruckt, denn er kommt zwei Jahre später wieder und macht aus dem Sitz Sutter's einen für die Annexion Kaliforniens wichtigen Stützpunkt.

Im Übrigen sind 1843 und 1844 für Sutter sehr schwierige Jahre. Die klimatischen Verhältnisse verunmöglichen es ihm, seinen Verpflichtungen gegenüber Russisch-Amerika nachzukommen. Eine anhaltende grosse Trockenheit zerstört praktisch alle Saaten. Auch zahlreiche andere Kredite, unter anderem gegenüber Suñol, kann er nicht zurückzahlen, da er sowieso kein Geld hat und auch diese Kredite in Form von Naturalien abzutragen wären. Sutter wird betrieblen. Seine Barkasse wird mehrmals beschlagnahmt. Das russische Schiff, das Sutter's Jahreskontingent an Waren in Yerba Buena abholen soll, kehrt mit leeren Ballasträumen zurück und verursacht nichts anderes als Hafengebühren, die Sutter zu bezahlen hat und mit einem frechen Wechsel auf die Zollverwaltung in Monterey begleicht. Natürlich wird der Schwindel bald aufgedeckt und nagt weiter an Sutter's Kreditwürdigkeit.

Er kann sich vorläufig aus der Schlinge ziehen, indem er seinen schon früher begonnenen Menschenhandel ausbaut. Er verkauft indianische Waisenkinder (einige davon sind Ergebnisse der auf dem Fort grassierenden Promiskuität) und verpachtet indianische Arbeitskräfte an Rancheros im weiten Umkreis seines Fort. Vor allem seinen Hauptgläubiger Suñol kann er damit beruhigen.



## DIE MEXIKANISCHE REBELLION VON 1844/1845 - SUTTER WIRD ENDLICH HAUPTMANN

1844 hängt Krieg in der Luft, sowohl zwischen Mexiko und den USA, als auch innerkalifornische Auseinandersetzungen über die politische Zukunft des Territoriums.

In den USA wird unter dem Banner des «manifest destiny» die territoriale Ausdehnung bis zum Pazifik, die Annexion von Texas sowie der nördlichen Provinzen Mexiko's immer lauter gefordert. Auch sind Forschungsexpeditionen wie diejenigen von Wilkes und Frémont untrügliche Zeichen, dass die USA kein rein platonisches Interesse an Geografie, Flora und Fauna der erkundeten Gebiete haben. Umgekehrt droht die mexikanische Regierung unverblümt mit Krieg, falls Texas in die USA aufgenommen wird.

Natürlich wissen die Bewohner Kaliforniens, wenn auch mit grosser Zeitverzögerung, dass 1836 die mexikanische Provinz Texas eine unabhängige Republik geworden ist. Auch dass Siedler aus den USA massgeblich und federführend die Abspaltung von Mexiko betrieben haben, ist ihnen bekannt. Der Unabhängigkeits-Virus breitet sich langsam auch in Kalifornien aus, begünstigt durch die Unzufriedenheit zahlreicher Californios über das Regime und die Gräueltaten der Milizen des neuen Gouverneurs Micheltorena und durch die zunehmende Zahl amerikanischer Einwanderer.

General Mariano Vallejo, der alte Rivale Sutter's um die Macht in Nordkalifornien, sitzt im Spagat zwischen den aufständischen Californios und Micheltorena; er verhält sich während der ganzen Dauer der Rebellion neutral und abwartend, offenbar um sich auf die Seite des Gewinners zu schlagen, wer immer dies sein wird.

Sutter lässt niemand im Zweifel über seine Loyalität gegenüber dem Gouverneur. Dank seiner zweijährigen freundschaftlichen Korrespondenz mit Micheltorena erhält Sutter von Micheltorena das Kommando über die Truppen des Sacramento-Tals und den Rang eines Hauptmanns der «Defensores de la Patria», einer Miliz, die Micheltorena im Auftrag der mexikanischen Zentralregierung aufstellt, um den Abfall Kaliforniens notfalls mit Gewalt zu verhindern. Endlich hat Sutter, was er schon lange zu haben vorgibt - einen richtigen militärischen Titel.

Umgehend beginnt Sutter, seine bestehende Miliz auszubauen. Die bereits angesiedelten Einwanderer, inklusive John Marsh, werden mit der Drohung zwangsverpflichtet, entweder in der Miliz zu dienen, oder zehn Jahre regulären Dienst in der mexikanischen Armee leisten zu müssen. Zusätzlich richtet er seine Rekrutierungsanstrengungen auf neu ankommende Einwanderer. In diesem Jahr treffen die ersten Siedler aus Oregon im August ein, der Hauptharst, eine grössere Gruppe um Elisha Stevens im Dezember. Stevens gilt als Anführer des ersten Wagenzugs aus dem Osten, der die Route über den California Trail (zweigt in Fort Hall vom Oregon Trail ab) findet und mit tiefen Wagenspuren für zahllose zukünftige Einwanderer markiert. Die Aussicht, als Belohnung für eine Beteiligung an der «Verteidigung des Vaterlands» von der Territoriums-Verwaltung Land zu bekommen, ist für viele eben erst angekommene Einwanderer eine unwiderstehliche Versuchung, in Sutter's Dienste einzutreten.

Die Rebellion mottet einige Zeit vor sich hin und bricht gegen Ende 1844 offen aus.

Kurz davor begibt sich Sutter im Oktober mit einigen seiner Getreuen nach Monterey zur ersten persönlichen Begegnung mit dem Gouverneur. Unterwegs kommen ihm konkrete Pläne zum Sturz des Gouverneurs zu Ohren. Mit solchen Neuigkeiten verschafft er sich bei Micheltorena ein gutes Entrée, und bald auch die Gelegenheit, ihm den Wunsch zu unterbreiten, Neu-Helvetien zu vergrössern. Der damalige Gouverneur Alvarado hatte ihm 1839 die Erlaubnis gegeben, innerhalb des Gebiets zwischen Sacramento und Feather River beliebige elf Quadrat-«leagues» (ein altes Längenmass, eine so genannte Wegstunde, üblicherweise etwa drei Meilen) zu bewirtschaften. Sutter's Ziel ist, das gesamte zwischen den beiden Flüssen liegende Terrain Heu-Helvetien zuzuschlagen. Neu-Helvetien würde dadurch von rund 200 auf knapp 600km<sup>2</sup> anwachsen. Er hat bei Micheltorena tatsächlich

Erfolg und erhält im Februar 1845, noch während der versuchten Niederschlagung der Rebellion, eine zweite Landschenkung, den «Sobrante-Brief» (sobrante, spanisch für Rest, Zusatz, Überfluss).

Im Übrigen ist der nur kurze Aufenthalt in Monterey nicht durch militärische Heldentaten geprägt, sondern durch üppige Gesellschaftsanlässe (auch auf dem gerade vor Monterey ankernden amerikanischen Kriegsschiff *Savannah*), Einkäufe und Rekrutierung neuer Handwerker für die Werkstätten in Sutter's Fort. Auf dem Heimweg entgeht er mit Glück der Verhaftung durch einen der Rebellenführer, und nur dank neuen unerfüllbaren Versprechungen auch den Häschern seines Hauptgläubigers Suñol.

Es entwickelt sich eine Art «drôle de guerre», in deren Verlauf zwar kaum Gefechte stattfinden, die Aufständischen aber die Oberhand gewinnen. Es scheint im damaligen Kalifornien üblich gewesen zu sein, Schlachten zu schlagen, indem die feindlichen Parteien sich zusammensetzen und intensiv darüber palavern, wer die Schlacht gewinnen würde, falls sie tatsächlich stattfände. Der theoretisch Unterlegene akzeptiert das, dann wird gemeinsam auf den Sieger angestossen und gefeiert.

Sutter zieht mit seinen Truppen bis nach Südkalifornien, wird in der Gegend von Los Angeles für kurze Zeit von den Gegnern Micheltorena's ins Gefängnis gesteckt, und kommt nur wieder frei, indem er den Aufständischen gegenüber nachweisen kann, dass er im Auftrag des Gouverneurs handelt und als loyaler Bürger Mexikos gar nicht anders kann. Er wird mit ritterlicher Grosszügigkeit in allen seinen Ämtern bestätigt.

Micheltorena muss seine Niederlage anerkennen und verlässt Kalifornien. Die Rebellen hingegen verzichten plötzlich auf ihre Unabhängigkeitsgelüste und anerkennen erneut die Zentralregierung in Mexico City. Viel Lärm um nichts!

Für «General Sutter» endet also sein erstes und einziges militärisches Abenteuer beschämend und enttäuschend. Mit grossen Verlusten an Geld und Material und hohen neuen Schulden, die er für den Ersatz verlorener Tiere und Ausrüstung eingehen muss, aber immerhin im Besitz des Sobrante-Landbriefs, kehrt er gegen Ende März 1845 nach Neu-Helvetien zurück.

Das Ende der Rebellion bedeutet allerdings nicht, dass in Kalifornien jetzt geordnete Verhältnisse einkehren. Der nominelle neue Gouverneur, Pio Pico, ist eine La-chnummer. Sein «Commandante General», José Castro, einer der Anführer der Rebellion, und Pico liegen sich ständig in den Haaren. Die immer schon schwache Verwaltung des Territoriums versinkt endgültig in Chaos und Bedeutungslosigkeit. Die Verhältnisse werden schlimmer als vor der Rebellion. Die aus Amerika eingewanderten Siedler erwarten das Heil mehr und mehr aus dem Osten der Rocky Mountains.

Kalifornien wird reif für die Übernahme durch die USA.

## NEU-HELVETIEN IM BRENNPUNKT DES KRIEGES ZWISCHEN MEXIKO UND DEN USA

Bei der Rückkehr - während drei Monaten hat sich Sutter dem Kriegshandwerk gewidmet - in seine Kolonie trifft Sutter chaotische Verhältnisse an. Die Aussaat der Felder ist unterblieben. Die Indianer sind verwildert, überfallen Siedler, stehlen Rinder und Pferde, und sie töten einen der entfernten Nachbarn Sutter's. Im Verlauf des Sommers 1845 unterwirft Sutter mit seinen übrig gebliebenen Milizionären die unbotmässigen Stämme, richtet mehrere Rädelsführer hin und zielt zur Abschreckung das Tor zu seinem Fort mit dem Skalp eines Hingerichteten. Dafür steigt die Zahl der indianischen Waisen, die Sutter als gesuchte Arbeitskräfte gewinnbringend oder als Ratenzahlung für seine Schulden an umliegende Ranchos verkauft oder verpachtet.

Im Umgang mit den Indianern zeigen sich «Qualitäten» Sutter's, die angesichts seines Persönlichkeitsprofils eher überraschen. Es gelingt ihm immer wieder, mit einer intuitiv optimalen Mischung von Zuckerbrot und Peitsche, Häuptlinge diebischer Stämme so zu behandeln, dass diese ihr Unwesen einstellen, und ihm sogar wieder Arbeitskräfte zuhalten. Gewalt wendet er

nur als letztes Mittel an, dann aber konsequent, präzise, und wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wohl kaum mit Berechnung, sondern eher mit der Naivität eines bauernschlaun Schweizers, behandelt er die Häuptlinge mit Ehrerbietung, wie wenn sie Adlige wären, bis sie ihm buchstäblich aus der Hand fressen. Allerdings drückt er in einem seiner zahlreichen Briefe an Suñol seine Enttäuschung darüber aus, dass er seitens der Californios dafür kaum Anerkennung bekommt: «Der arme Sutter, dem man gegenwärtig im ganzen Land so viel Geringschätzung entgegenbringt, wird beweisen, dass er fähig ist, den Pferdediebstahl Zug um Zug zu verhindern; immer habe ich, unter grössten Opfern, mich für das Wohl des Landes eingesetzt; aber nie wird das anerkannt, und ich werde mit Undankbarkeit bezahlt (Z, 150/151)».

Immer mehr glaubt Sutter daran, dass die Zukunft Kaliforniens im Anschluss an die Vereinigten Staaten besteht. Nicht nur aus Eigennutz, er braucht dringend handwerklich gut ausgebildete Arbeitskräfte, sondern auch zur Beschleunigung der Amerikanisierung unternimmt er alles in seiner Macht Mögliche, Einwanderer zu werben und solche, die bereits auf dem Weg nach Oregon sind, in Fort Hall abzufangen, sie von den Vorzügen Kaliforniens zu überzeugen und ins Sacramento Valley «umzuleiten». Ein paradoxes, nur aus dem Zeitgeist heraus verständliches Argument ist der Hinweis, in Kalifornien sei die Sklaverei völlig unnötig, weil es genügend billige indianische Arbeitskräfte gebe. Es gelingt ihm auch, den amerikanischen Konsul in Yerba Buena, Thomas Larkin, von seiner Sicht so zu überzeugen, dass dieser in einem seiner Berichte nach Washington die US-Regierung mit der Begründung, das Land wäre sonst ruiniert, dazu drängt, Emigranten nach Kalifornien zu steuern.

Obwohl Sutter bis über den Hals in Schulden steckt und manchmal der Verzweiflung nahe steht, gewinnt sein Optimismus immer wieder die Oberhand. 1845 scheint ihm recht zu geben: seine Leute bringen tatsächlich zum ersten Mal eine gute Ernte ein. Auch die jährliche Trapperexpedition kehrt erfolgreich mit einer ergiebigen Beute an Biberfellen zurück. Es gelingt ihm, seinen Schuldenberg soweit zu reduzieren, dass er wieder neue Kredite aufnehmen kann. Um diesen Erfolg für die Zukunft zu sichern, träumt er davon, seine Felder im kommenden Jahr 1846 mit einer Bewässerungsanlage von der Witterung unabhängig zu machen. Seine Werkstätten werden auf Hochtouren gebracht, um endlich einmal nicht nur den Eigenbedarf zu decken, sondern um die erzeugten Produkte,

beispielsweise Pflüge, Hüte, Ledersachen, gegerbte Häute, gepökelten Lachs und Branntwein, auch in Yerba Buena auf den Markt zu bringen und den Siedlern in der Nachbarschaft Neu-Helvetiens anzudienen. Der Widerhall seines Optimismus findet sich in Briefen an US-Konsul Larkin: «Wir haben beste Aussichten für eine gute und reiche Ernte. Täglich pflüge und säe ich. Wenn ich nur sechs Pflüge mehr hätte. Das englische Eisen ist für die Herstellung von amerikanischen Pflügen nicht gut geeignet. ... Wenn Sie mir gutes Eisen, in beliebigen Dimensionen, besorgen könnten, wäre das nicht nur für mich, sondern für das ganze Sacramento Valley, ein grosser Dienst. Ich könnte sie alle mit Pflügen ausrüsten, denn ich habe dafür die besten Mechaniker. ... 1'200 Acres (rund 500 Hektaren) sind mit Weizen besät, 100 Acres mit Gerste, die glatt und spitz heranwächst. Jetzt werden Erbsen und Kartoffeln gepflanzt, Mais und Baumwolle sind in Vorbereitung. Auch Gemüse werde ich in grossen Mengen haben. Zwiebeln für mindestens 1'000 Dollar. ... Für den nächsten Herbst erwarten wir zahlreiche Einwanderer. Man spricht von 10'000 bis 20'000, was ich allerdings kaum glauben kann. Ich denke eher an 2'000 bis 3'000, was auch schon sehr viel wären. Es ist gut, wenn ich für alle viel zu essen habe. Deshalb baue ich zurzeit auf dem American River eine schwimmende Mühle, um viel Mehl liefern zu können» (D, 227-228)».

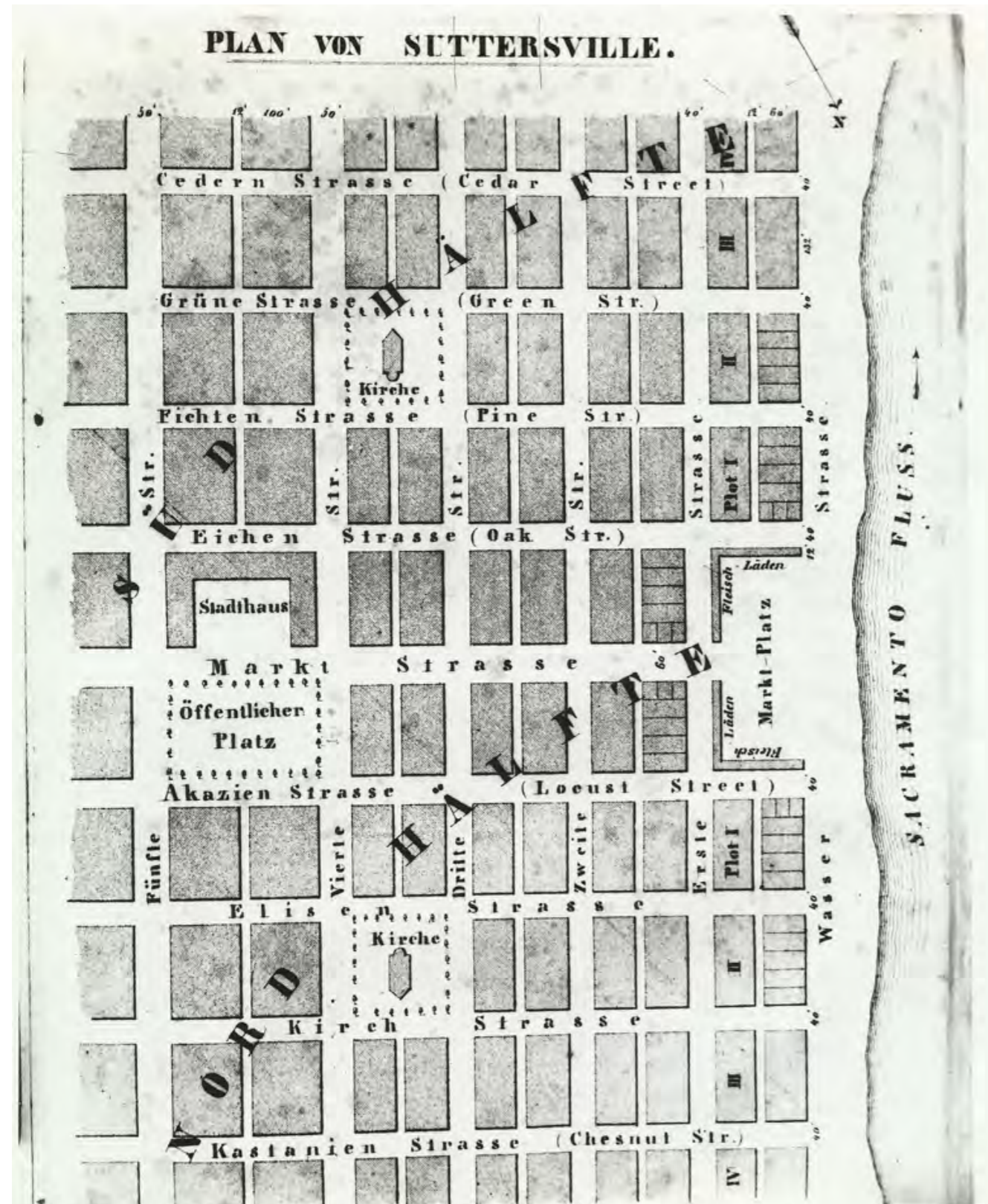
Der Wunsch nach zusätzlichen Siedlern hat zwei Motive: Einerseits würden sie den Druck auf die Amerikanisierung Kaliforniens verstärken, und, andererseits, wären sie hochwillkommene Abnehmer für Sutter's Produkte.

In dieser Zeit entwickelt Sutter auch Pläne für eine neue Stadt. Die Ufer des Sacramento in der Nähe von Sutter's Fort sind so niedrig, dass sie beim kleinsten Hochwasser im Frühjahr immer überschwemmt werden. Er hat einige Meilen flussabwärts einen Standort gefunden, der dank höheren Steilufern gegen diese Gefahr geschützt wäre. Die Phantomstadt, die nie gebaut werden wird, heisst «Suterville». Ein Stadtplan (mit dem Namen «Suttersville»), in dem Kirchen, öffentliche Plätze, ein Stadthaus und ein Marktplatz, aber keine Schule vorgesehen sind, wird - wohl ohne Sutter's Mitwirkung - in den 1850er Jahren in Deutschland publiziert, um Einwanderer anzulocken.

Sutter's Optimismus kontrastiert krass mit zunehmender Frustration über die Qualität der neuen Einwanderer. Er erwartet und erhofft kräftige, bodenständige und arbeitswillige Kerle, die das Sacramento Valley in ein landwirtschaftliches Paradies verwandeln. Statt

dessen kommt Gesindel: arbeitsscheue, arrogante, wurzellose Vagabunden, die nur auf schnellen Gewinn aus sind, die mit jedem, der sich in ihren Weg stellt, brutal umgehen, Indianer wahllos morden, stehlen und herumlaufen. Es kommt sogar so weit, dass Sutter in

seinem eigenen Fort bedroht und angegriffen und nur dank einer Intervention Bidwell's Schlimmeres verhütet wird. Gegenüber John Marsh drückt er seine Sorgen im März 1846 folgendermassen aus: «Es sieht überall sehr düster aus und ich kann Sie versichern, wenn



ich könnte, würde ich das Land verlassen; wenn die Regierung das Etablissement (*Anmerkung des Autors: gemeint ist Sutter's Fort*) kaufen und in Gold und Silber bezahlen würde, ich würde es verkaufen, alle meine Schulden abtragen und anderswo hingehen. Ich bin in der Tat sehr müde und abgespannt, weil viele von den Fremden sich so schlecht aufführen. Hab und Gut sind einem nicht mehr sicher, wie noch vor etwa sechs Monaten; es gibt keinen Gehorsam gegen das Gesetz mehr; die Autorität wird mit Füßen getreten; neulich, als ich mein Recht und mein Eigentum verteidigte, fielen drei auf einmal über mich her, ganz wütend, fassten mich, und ich erwartete jeden Augenblick den Gnadestoss eines Messers oder einer Kugel. Wenn mit der nächsten Einwanderung keine besseren Leute kommen, weiss ich nicht, was ich tun soll. Sonst habe ich immer meinen Kopf hoch getragen; jetzt aber bin ich ganz und gar niedergeschlagen (Z, 177)». Auch Leidesdorff erfährt von Sutter «Jetzt sagen sie alle, es gebe ja keine Gesetze im Land, sie tun, was ihnen gerade gefällt ... ein grosser Teil dieses Lumpenpacks führt sich höchst unverschämt auf (Z, 177)».

Es braucht aber wenig, um ihn wieder aufzurichten. Er erhält zum ersten Mal Briefe von seiner in der Schweiz zurückgelassenen Familie. Er wird sofort wieder euphorisch und berichtet seinen Nachbarn und Geschäftspartnern überschwänglich darüber, sein ältester Sohn sei bereits auf dem Weg nach Kalifornien, und die ganze Familie würde in einigen Jahren, nach Abschluss der Ausbildung der Kinder, nachkommen. Energisch kümmert er sich wieder um seine Felder und Werkstätten, und er freut sich bereits darauf, die Verantwortung für Neu-Helvetien bald mit seinem Ältesten teilen und sich so etwas entlasten zu können.

Ab September 1845 wird auf Sutter's Fort eine Art Logbuch geführt. Ob es Sutter's Idee war, oder die seines viel kompetenteren Verwalters Bidwell, ist unbekannt. Es wäre erstaunlich, wenn Sutter plötzlich das Verlangen nach einer ordentlichen und verantwortungsbewussten Verwaltung seiner Kolonie hätte. Jedenfalls tragen Sutter, Bidwell, oder manchmal auch andere Mitarbeiter im 1939 publizierten «New Helvetia Diary» regelmässig, wenn auch nicht täglich, ein, was ihnen gerade als wichtig erscheint: ein Kunterbunt von Notizen über ankommende oder abreisende Besucher, Alltagsgeschäfte, Todesfälle, Geburten und Heiraten, oder auch über das Wetter. Leider wird diese Quelle über das Innenleben von Sutter's Fort mit dem Chaos des Gold Rush bald wieder versiegen.

Inzwischen steigt in Kalifornien das durch Überfremdungs- und Annexionsängste genährte politische Fieber. Die Nachricht vom Beschluss des amerikanischen Kongresses, die Republik Texas als 28. Staat in den Bund der Vereinigten Staaten aufgenommen zu werden, ist Öl ins Feuer. Die Einwanderung aus den USA wird zunehmend als weitere Bedrohung empfunden. Die Rolle von Sutter's Fort, wie ein Magnet die Einwanderer anzuziehen, missfällt deshalb den mexikanischen Behörden. Im November 1845 unternimmt Mexiko den Versuch, diesen Unruheherd auszuschalten. Im November 1845 erscheint bei Sutter eine Delegation, angeführt von José Castro, dem früheren Rebellen, und dem Delegierten der mexikanischen Zentralregierung, Andrés Castillero, und macht ihm die Offerte, das Fort zu kaufen. Die Absicht der Mexikaner ist, Sutter's Fort als Eingangspforte für Einwanderer dicht zu machen und zusätzlich möglichst alle bereits angekommenen Einwanderer, mindestens diejenigen ohne gültige Pässe, auszuweisen. Gemäss Sutter's eigenen Erinnerungen wird seine Forderung von 100'000 Dollar als zu hoch zurückgewiesen, obwohl General Vallejo der Regierung empfiehlt, den Preis zu akzeptieren, denn die Sicherheit des Landes (und um die gehe es hier) sei unbezahlbar. Ohne dass Sutter davon weiss, erfährt jedoch auch das über Sutter's ständige Zahlungssäumigkeit frustrierte Russisch-Amerika vom Kaufversuch und bietet Mexiko an, das Fort für einen Preis in der Höhe von Sutter's ausstehenden Schulden in der Höhe von 31'000 Dollar zu übernehmen. Der Umstand, dass Sutter den Russen beim Kauf von Fort Ross seinen ganzen Besitz verpfändet hat, würde dies tatsächlich ermöglichen. Offenbar geht, zum Glück für Sutter, in Mexico City die ganze Angelegenheit in den Wirren des beginnenden Kriegs mit den USA unter.

Castillero, der Delegierte aus Mexico City, findet auf seiner Heimreise nicht weit von Sutter's Fort, bei San José, dank Hinweisen lokaler Anwohner eine Quecksilbermine. Bidwell schreibt dazu in seinen Erinnerungen: «Diese Entdeckung gerade in diesem Zeitpunkt erscheint wie das Wirken der Vorsehung, war sie doch angesichts der bevorstehenden Entdeckung des Goldes, der vorzugehen sie bestimmt war, absolut notwendig (Z, 170)».

*Die zunächst von Sutter geäusserte Bereitschaft, Neu-Helvetien zu verkaufen, deutet darauf hin, dass er nach wie vor nicht der fest in der Erde verwurzelte Landmann und Kolonist ist, dass er immer noch auf der Flucht ist, mindestens fluchtbereit. Wovor, und was er gemacht*



*hätte, wäre der Verkauf zustande gekommen, bleibt sein Geheimnis. Sicher ist, dass er mit dem geforderten Verkaufserlös gerade seine Schulden hätte bezahlen können. 30 Jahre später behauptet er (in seinen Bancroft diktierten Memoiren), dass ihn die Loyalität gegenüber seinen Angestellten und den bereits in Neu-Helvetien angesiedelten Einwanderern sowieso davon abgehalten hätte, Sutter's Fort zu verkaufen. Diese bestätigen in ihren eigenen Aufzeichnungen, dass sie Sutter dringend davon abgeraten hätten, zu verkaufen. Sutter präsentiert sich als Mensch, der hin- und her gerissen ist einerseits vom Wunsch, seine Schulden (wenigstens die in Amerika eingegangenen) zu zahlen und neu anzufangen, und andererseits von der Treue zu seinen Mitarbeitern. Ein vordergründig gütiges Schicksal erspart es ihm, sich tatsächlich entscheiden zu müssen und erlaubt es ihm, sich wie schon häufig vor seiner Verantwortung zu drücken.*

Um die gleiche Zeit, im Dezember 1845, trifft der «Grosse Pfadfinder», John Charles Frémont, im Rahmen seiner dritten Forschungs Expedition in den amerikanischen Westen, wieder auf Sutter's Fort ein. Sutter ist gerade in Yerba Buena, Bidwell vertritt ihn. Frémont verlangt von Bidwell Proviant, Sättel, sowie Maultiere und die Möglichkeit, diese in der Schmiede des Fort zu beschlagen. Bidwell kann zunächst nicht alles liefern, insbesondere fehlen Maultiere und Kohle für den Betrieb der Esse. Frémont nimmt dies als Beweis dafür, dass Neu-Helvetien anti-amerikanisch eingestellt ist und lässt sich auch nicht davon abringen, als Bidwell nach einigen Tagen intensiven Suchens bei anderen Siedlern in der ganzen Umgebung den grössten Teil der Wünsche erfüllen kann. Als Sutter zurückkommt, ist Frémont bereits wieder unterwegs zum Hauptarst seiner Expedition, die unter Hauptmann Walker den Auftrag hat und erfüllt, einen neuen südlichen Übergang über die Sierra Nevada zu finden.

An Weihnachten 1845 erreicht die Einwanderergruppe um Lansford Hastings Sutter's Fort. Hastings hat Kalifornien 1843 erstmals besucht und ist anschliessend in den Osten zurückgekehrt, um dort mit seiner Publikation «The Emigrants Guide to Oregon and California» Furore zu machen. Leider besteht Hastings' Beschreibung der von ihm lauthals als beste beschriebene Emigranten-Route mehr aus Fantasie als aus Realität (Hastings ist sie nie gegangen) und führt spätere Einwanderer in grösste Schwierigkeiten und teilweise sogar ins Verderben.

Insgesamt entspricht das Kontingent der Einwanderer von 1845 keineswegs den Erwartungen und Hoff-

nungen Sutter's. Die Tatsache, dass er nicht genügend handwerkliche Spezialisten in seinen Dienst nehmen kann, enttäuscht ihn und macht seine Situation noch schwieriger.

Im Januar 1846 wird Sutter's Fort von William Leidesdorff und William Hinckley besucht. Leidesdorff ist der aus der Karibik stammende, dänisch-mulattische amerikanische Vizekonsul in Yerba Buena und ein ausgesprochen erfolgreicher Kaufmann; Hinckley, von dem Sutter vor Jahren die Schiffe Isabella und Nicolas für seine erste Entdeckungsfahrt in den Sacramento River gechartert hat, ist inzwischen Kapitän des Hafens von Yerba Buena. Ihr Ziel ist, Grundstücke am American River zu besichtigen, wo Leidesdorff einen Rancho anlegen möchte. Sutter empfängt sie mit militärischem Pomp und begleitet sie auf ihrer Mission. Zufälligerweise treffen sie auf Frémont, der immer noch auf der Suche nach dem Hauptarst seiner Expedition ist. Alle vier verbringen in Sutter's Fort einen geselligen Abend. Frémont bereichert die Gesellschaft mit Berichten über die Entschlossenheit Amerikas, zum Pazifik vorzustossen; insbesondere macht er Sutter das Maul wässrig mit der Ankündigung, per Ende Jahr seien Tausende von Einwanderern zu erwarten, und eine Dampfverbindung zwischen Ost- und Westküste (eine Vision, die Sutter auch schon artikuliert hat) befinde sich in Vorbereitung.

Frémont, der als Forscher und nicht als Vertreter der militärischen Macht der USA betrachtet wird, erhält von José Castro, die Erlaubnis, mit seiner Expedition in Kalifornien zu überwintern. Er muss sich verpflichten, die mexikanischen Behörden anzuerkennen und sich an die Gesetze des Landes zu halten. Allerdings denkt er nicht daran, sich daran zu halten. Nach der Wiedervereinigung mit Hauptmann Walker und dem Rest seiner Expedition etabliert er unter amerikanischer Flagge ein befestigtes Lager, womit er natürlich den Zorn der Mexikaner erregt. Er entgeht der sich anbahnenden Vertreibung, indem er sich freiwillig nach Oregon, eben erst vertraglich von England an die USA abgetreten, absetzt. Auf dem Weg dorthin macht er gegen Ende März erneut bei Sutter Station und erregt Sutter's Zorn, als er, etwas weiter im Norden, Indianern gestohlene Pferde abkauft. Sutter weist ihn in einer deutlichen, offenbar nie verdauten oder gar angenommenen Botschaft darauf hin, dass er, Frémont, mit einem solchen Verhalten alle Bemühungen, den Pferdedieben das Handwerk zu legen, unterlaufe.

Bear Flag, den Insignien des Freistaats Texas nachempfundene Bärenflagge - inspiriert den Namen «Bärenflaggenrepublik» für die kurzlebige California Republic ▼

Frémont wird auf seinem Weg nach Oregon von Archibald Gillespie, der Ende April überraschend in Sutter's Fort auftaucht und vorgibt, ihm Brief seiner Familie bringen zu wollen, mit Unterstützung Sutter's wieder eingeholt und kehrt umgehend wieder ins Sacramento Valley zurück. Inzwischen hat Castro mit einem eigenmächtig erlassenen Dekret allen Ausländern in Kalifornien den Fehdehandschuh hingeworfen und sie des Landes verwiesen. Die Betroffenen nehmen dies allerdings nicht wirklich ernst, im Gegenteil, sie giessen Öl ins Feuer, indem im Juni ein wilder Trupp einen Transport mexikanischer Regierungspferde überfällt und die Pferde raubt. Frémont, gerade aus Oregon zurück, solidarisiert sich mit den Abtrünnigen und marschiert an deren Spitze auf Sutter's Fort los.

Sutter hört endgültig mit seinem Lavieren zwischen der Loyalität gegenüber Mexiko, das ihn in Kalifornien grosszügig aufgenommen und behandelt hat, und den USA, deren Übernahme Kaliforniens er insgeheim schon lange befürwortet, bricht mit Mexiko und empfängt Frémont mit offenen Armen. Dieser honoriert das überhaupt nicht, sondern beleidigt und demütigt Sutter aufs Schwerste. Er requiriert für die Aufständischen Sutter's Fort und spielt ihnen damit für die Auseinandersetzung mit den Mexikanern einen unschlagbaren Trumpf in die Hand.

Parallel zu diesen Ereignissen überfallen andere Gruppen von Aufständischen in Sonoma die Garnison von Mariano Vallejo und nehmen ihn selbst, seinen Bruder Salvador und seinen Schwager Jacop Leese sowie Victor Prudon gefangen. Die Gefangenen werden nach Sutter's Fort gebracht. In Sonoma wird die «California Republic» ausgerufen; ihr Banner, geschmückt mit einem dem Wappenzeichen von Texas («lone star state») nachempfundenen Stern und dem Bild eines Bären, gibt dem Aufstand den Namen «Bärenflaggenrebellion» oder «Bärenflaggenrepublik». Die Mexikaner sehen allerdings im Bären nicht nur eine Beleidigung, weil er für sie ein Viehdieb ist, sondern sie deuten den dilettantisch gemalten Bären eher als Schwein und nennen die Rebellen konsequenterweise und verächtlich «cochinos» (Dreckskerle, Schweinekerle).

Sutter ist über die Gefangennahme der mexikanischen Elite entsetzt, übernimmt es aber, gezwungenermassen, sie auf seinem Fort persönlich zu betreuen. Er behandelt sie ihrem Status entsprechend wie ein Gentleman, isst mit ihnen und verbringt gesellige Stunden in ihrem Kreis. Diese Freundlichkeiten erzürnen Frémont so heftig, dass er die Verantwortung für die Gefangenen



Bidwell überträgt, was Sutter aber nicht davon abhält, sie weiterhin freundschaftlich zu behandeln. Auch Bidwell hält die schikanösen Auflagen Frémont's nicht ein, sodass dieser sich gezwungen sieht, die Verantwortung für die Gefangenen seinem Leutnant

Edward Kern (trotz seines Rangs kein richtiger Militär, sondern der Zeichner/Künstler der Expedition) zu übertragen. Kern übernimmt de facto das Kommando über Sutter's Fort und beginnt, es «Fort Sacramento» zu nennen. Aber auch er ignoriert Frémont's Befehle und behandelt die Gefangenen so menschlich, dass ihm Vallejo nach seiner Befreiung zum Dank Bücher und anderes schenkt.

Die Bärenflaggenrebellion macht die Indianer des Sacramento Valley aufmüpfig und unterminiert Sutter's Autorität und Status. Sutter ist davon überzeugt, dass José Castro die Indianer gegen ihn aufwiegelt. Gerüchteweise verlautet, Castro habe die Indianer aufgefordert, Sutter's Weizenfelder anzuzünden, und er habe dem Mokelumne-Häuptling Eusebio ein gutes Gewehr geschenkt und ihn aufgefordert, damit Sutter umzubringen. Tatsächlich treibt sich nächtlich ein Trupp des Stammes in der Nähe von Sutter's Fort um die eingezäunte Pferde-Weide herum, offenbar in diebischer Absicht. Die Wachen sind aufmerksam, alarmieren Sutter und vertreiben die Mochtegerndiebe. Sutter macht sich mit seiner Miliz auf die Verfolgung und berichtet: «Bei Sonnenaufgang machten wir eine kurze Pause und schickten Späher voraus. Plötzlich tauchte in unserem Lager ein Hund auf, was uns glauben machte, der Feind müsse sich in der Nähe befinden. Kurz darauf galoppierte einer unserer Späher herbei und meldete, der Voraustrupp sei bereits in Kampfhandlungen mit dem Feind verwickelt. Wir eilten ihnen sofort zu Hilfe; einige waren bereits verwundet und kampfunfähig. Sobald wir eintrafen, verzog sich

der Feind in eine kellerartige Höhle am Ufer des Calaveras. Geschützt von Büschen und Bäumen führen sie fort, uns mit Pfeilen zu beschliessen, obwohl wir sie eingeschlossen und bereits viele von ihnen getötet hatten. Als uns die Munition ausging, hielten wir es für klug, den Schauplatz langsam zu verlassen und die Indianer in den Glauben zu versetzen, wir würden in der Nähe unser Lager aufschlagen. Aber sobald wir aus ihrem Blickfeld verschwunden waren, kehrten wir mit einem Eilmarsch über den Mokelumne-Fluss zum Fort zurück (D, 240)». Anschliessend setzte Sutter ein Kopfgeld auf Eusebio aus, das prompt vom Häuptling Pollo einkassiert wurde, nachdem er Sutter Eusebio's Skalp überreichte.

## KALIFORNIEN WIRD AMERIKANISCH

Inzwischen sind - weit von Kalifornien entfernt - im März 1846 amerikanische Truppen im Auftrag von Präsident Polk in den umstrittenen aber nach wie vor mexikanischen Nueces Strip einmarschiert; Mexiko fordert den sofortigen Rückzug. Die Amerikaner ignorieren die Aufforderung. Im Gegenzug setzen mexikanische Truppen über den Rio Grande, greifen die Amerikaner an und töten sieben Soldaten. Endlich hat Präsident Polk seinen Kriegsvorwand: Mexiko hat auf amerikanischem Boden amerikanisches Blut vergossen, lautet die scheinheilige offizielle Formel. Die USA erklären im Mai 1846 Mexiko formell den Krieg (siehe Kapitel 3, Teil 3, Der Krieg USA - Mexiko: Die Annexion des amerikanischen Südwestens und Westens).

Kalifornien weiss davon noch nichts.

Die Nachricht, die angesichts der langen Vorgeschichte kaum mehr jemanden überrascht, wird von einem Vertreter Amerikas persönlich überbracht: John D. Sloat, Kommodore der pazifischen US-Flotte, die den Auftrag hat, die Häfen Mexiko's in Beschlag zu nehmen, besetzt Anfang Juli den Hafen von Monterey. Er braucht einige Tage, sich vom Schreck zu erholen, den ihm die Tatsache bereitet, dass Kalifornien sich bereits eine unabhängige Republik nennt, bis er die US-Flagge hisst, die bald auch an den Fahnenmasten von Yerba Buena und Sutter's Fort flattert.

Damit findet die kurzlebige und dank Frémont's undurchsichtigen Interventionen bereits dem Chaos entgegengerende Bärenflaggenrepublik ein abruptes Ende.

Sutter's Leidenszeit ist jedoch noch nicht vorüber. Noch immer sitzt ihm Frémont im Nacken und sind Frémont's Gefangene auf Sutter's Fort unter Leutnant Kern's Aufsicht. Ausgerechnet am 12. Juli, nachdem Sutter die Bärenflagge durch das Sternenbanner ersetzt hat, setzt Frémont Kern förmlich als Fort-Kommandanten ein, und Sutter wird vollends gedemütigt, indem dieser dem Fort nunmehr offiziell den Namen «Sacramento Fort» gibt.

Gleichentags wird Frémont nach Südkalifornien beordert, wo die Gefahr besteht, dass die anfänglich unblutige Annexion durch heftigen mexikanischen Widerstand rückgängig gemacht werden kann. Während das Kriegsglück hin und herwogt, gelingt es Frémont allen Kampfhandlungen aus dem Weg zu gehen. Er ist jedoch genau dann in Los Angeles zur Stelle, als die Californios einsehen, dass weiterer Widerstand selbstmörderisch wäre: Frémont nimmt als Sieger das Eingeständnis der Niederlage Mexiko's entgegen und unterzeichnet namens der USA im Januar 1847 den Friedensvertrag von Cahuenga.

Damit ist der Krieg in Kalifornien zu Ende und Kalifornien durch die USA annektiert.

Unter den höchsten amerikanischen Offizieren entwickelt sich ein übles Ränkespiel um die Frage, wer nun in der eroberten Provinz wirklich das Sagen haben soll. Kommodore Stockton, der den unentschlossenen Sloat abgelöst hat, versucht, das Kommando zu usurpieren und ernennt Frémont zum Gouverneur. General Kearney, der auf der Südflanke nach Kalifornien eingedrungen ist und den expliziten Auftrag hat, der Provinz eine mindestens provisorische Zivilverwaltung zu geben, hat andere Absichten. Er beordert Frémont zu sich und verlangt von ihm, vom Anspruch auf das Gouverneursamt zurückzutreten. Frémont weigert dies und wird schliesslich als Gefangener Kearney's nach Washington zurückgebracht und einem Kriegsgericht zugeführt.

*Frémont wird nach der Rückkehr nach Washington tatsächlich wegen grober Insubordination, Meuterei und weiteren Vergehen verurteilt. Seine Hoffnung, Präsident Polk würde das harte Urteil in Anbetracht seiner Verdienste um die Erforschung des Westens annullieren,*

*wird bitter enttäuscht. Polk bestätigt zwar das Urteil, erlässt Frémont aber die gefällte Gefängnisstrafe. In einem seiner typischen Wutausbrüche wirft Frémont seine Offiziersinsignien dem Präsidenten vor die Füsse - ohne Folgen. Trotz der Verurteilung gelingt Frémont später ein Comeback, sowohl in Kalifornien als auch in der Bundespolitik spielt er eine wichtige Rolle und erreicht 1856 mit der Nomination zum Präsidentschaftskandidaten der Republikanischen Partei den Zenith seiner Karriere. Er verliert zwar trotz massiven Einsatzes von Abraham Lincoln zu seinen Gunsten, nach einer heutigen Usancen ankündigenden Schlamm Schlacht, die Wahl gegen James Buchanan, gilt aber als einer der Wegbereiter für Lincoln's Sieg 1860.*

Damit geht auch das Zwischenspiel mit Kern als Kommandant von Sutter's Fort zu Ende. Kearney setzt ihn wegen offensichtlicher Inkompetenz ab. Sutter ist wieder Herr der von ihm gegründeten Kolonie. Neu ist nur, dass aus «Don Juan Augusto Sutter» jetzt «John A. Sutter» geworden ist. Dafür heisst Sutter's Gründung jetzt wieder «Sutter's Fort».

Noch während der Kriegs- und Besatzungszeit spielt sich auf und um das Fort eine unbeschreibliche Tragödie ab, die Sutter's Ruf als hilfsbereiten und grosszügigen Helfer amerikanischer Einwanderer endgültig besiegelt und ihn zum festen Bestandteil der kalifornischen Heldensagen und der «Western Folklore» werden lässt. Die so genannte «Donner Party», ein Emigrantenzug aus über 100 Männern, Frauen und Kindern, ist noch vor dem Aufstieg zur Sierra Nevada in Not geraten. Sie hat sich an die Propaganda von Hasting gehalten und den von ihm so enthusiastisch empfohlenen «Hasting's Cut-off», der sich als das pure Gegenteil, nämlich als Irr- und Umweg durch die Wüsten Nevada's herausstellt, gehalten und wäre dort beinahe verdurstet.

Schon im September versorgt Sutter die Donner's auf einen ersten Hilferuf hin, der von zwei völlig erschöpften und ausgemergelten Boten zum Fort gebracht werden kann, mit Proviant. Sutter's Leute müssen damit die ganze Sierra überqueren und stossen auf die Gruppe in der Gegend des heutigen Truckee, am Nordfuss der Sierra. Die Gruppe verliert jedoch zuviel Zeit, bevor sie sich auf den Aufstieg macht und wird prompt noch vor dem Erreichen der nach ihr benannten Donner-Passhöhe meterhoch eingeschneit. Ein Vorankommen ist nicht mehr möglich. Nachdem auch das mitgeführte Vieh im Schneesturm verloren geht, besteht kaum mehr Hoffnung auf ein Durchkommen. Aus einem Voraustrupp von 16 Mann gelingt es sieben nur dank Kannibalismus

Überlebenden, sich im Januar 1847 zu Sutter's Fort durchzuschlagen und nochmals Hilfe anzufordern. Sutter organisiert sofort eine Rettungskolonie, der es trotz widrigsten Bedingungen mit heldenhaftem Einsatz gelingt, einen grossen Teil der vom Schnee Eingeschlossenen zu befreien und ins Tal zu bringen. Im Frühjahr wird der letzte Überlebende gerettet, der deutsche Einwanderer Louis Keseberg. Insgesamt entkommen so etwa 60 Personen der Schneehölle. In Sutter's Fort werden alle ärztlich versorgt und gepflegt und in jeder Hinsicht wieder aufgepäppelt. Ein Teil wird von Sutter angestellt. Sogar Keseberg's erbarmt sich Sutter, obwohl ihm dessen überlebende Genossen nicht nur Kannibalismus, sondern sogar die Ermordung von Kameraden vorwerfen, und der deswegen von ihnen tief verachtet und gemieden wird. Gegen Ende Jahr hat auch Sutter von den Vorwürfen gegen Keseberg genug und entlässt ihn von seinem Posten als Frachtaufseher der Fort-eigenen Barkasse. Mit makabrem Humor behauptet er, er sei zu diesem Schritt gezwungen, weil sich das Schiff unter Keseberg's Kommando so langsam fortbewege, dass die Mitfahrenden Angst haben müssten, der Proviant würde noch während der Fahrt ausgehen und sie würden vom Kapitän aufgefressen.

Das Ende des Kriegs löst ab Januar 1847 in Kalifornien und im US-Stammland Aufbruchsstimmung aus. Neue Einwanderer brechen in grosser Zahl wieder nach Kalifornien auf. Es wird wieder möglich, gute Handwerker zu bekommen. Das Handelsgeschäft belebt sich, und das Gewerbe erblüht zu neuem Leben.

Auf Sutter's Fort herrscht wieder hektischer und optimistischer Betrieb. Alle Gefangenen sind auf Weisung der amerikanischen Verwaltung freigelassen. Dank der guten Behandlung durch Sutter und Bidwell hegen sie keinen Groll und pflegen die früheren Geschäftsbeziehungen weiter. Sutter baut sein Fort an allen Ecken und Enden aus. Schiffe kommen und gehen, bringen dringend benötigte Roh- und Hilfswaren, transportieren Fertigprodukte zu den Abnehmern und Märkten. Sutter liefert 4'000 «fanegas» Weizen aus (eine «fanega» entspricht je nach Region ein bis zwei «bushel»; altes englisches Hohlmass, etwa 35-36 Liter), Redwood-Bauholz, Tausende von Fassdauben. Leidesdorff versorgt ihn mit Russ, Seehund- und Walöl für die Gerberei. Sutter glaubt an die Wiedereinkehr von «business as usual». Nur Holz ist Mangelware.

Ein bitterer Rückschlag wird durch eine 1847 unter den Indianern grassierende, wahrscheinlich durch völlig unzureichende hygienische Verhältnisse in den

Quartieren der Indianer verursachte Typhus-Epidemie verursacht. Dutzende sterben. Mehr als ein Drittel der Ernten geht verloren, weil schlicht und einfach die Arbeitskräfte fehlen, den reifen Weizen einzubringen.

Im September 1847 verlässt die amerikanische Garnison definitiv das Fort, und das Leben normalisiert sich vollends. Durch die Kriegswirren hat Sutter eine Reihe bewährter und langjähriger Mitarbeiter verloren. Von den alten «Kämpen» ist eigentlich nur noch John Bidwell häufig auf dem Fort zu sehen. Er ist allerdings nicht mehr Sutter's Angestellter, sondern arbeitet nur noch auf Auftragsbasis. Pierson Reading, der die letzten Jahre als Fort-Verwalter geamtet hat, ist im Begriff, im Norden des Tals einen eigenen Rancho zu etablieren. Samuel Hensley, einige Jahre Verwalter von Sutter's Refugium Hock Farm, hat Kommodore Stockton nach Washington begleitet. Er wird im Kriegsgericht gegen Frémont als Zeuge benötigt. James Wilson Marshall, der Mühlenbauer aus New Jersey, im Juli 1845 aus Oregon zu Sutter's Mannschaft gestossen, wird Sutter's Partner beim Bau einer neuen Sägemühle in den Ausläufern der Sierra.

Dafür gibt es ein paar neue Namen, die für Schweizer Ohren vertraut klingen, beispielsweise Samuel Kyburz, Jakob Wittmer, Heinrich Lienhard. Es sind in der Tat Schweizer Einwanderer, von deren Zuverlässigkeit und Qualitäten Sutter begeistert ist.

Die Besiedlung des Sacramento Valley ist im Wesentlichen noch dieselbe wie vor dem Krieg. John Bidwell ist mit dem Aufbau des neu erworbenen Rancho «Chico» beschäftigt. John Marsh ist nach seinem widerwillig geleisteten Kriegseinsatz in alter Bärbeissigkeit wieder bei seiner Squaw am Mount Diablo. Sutter's Hock Farm steht jetzt unter Aufsicht des Hawaiianers Harry, der von Sutter Manuiki als Frau bekommen hat. *Die trockene Notiz, mit der Sutter diesen Sachverhalt festhält, verrät viel über den damaligen Zeitgeist, der die Frauen, insbesondere Nicht-Weisse, im Wesentlichen als Ware behandelt, aber nichts über das persönliche Schicksal, das sich hinter einer solchen Meldung versteckt.* Sutter's ehemaliger Koch Bill Daylor hat sich am Cosumne-Fluss eingerichtet, Perry McCoon, ehemaliger Herdenaufseher, ganz in dessen Nähe. John Sinclair ist nimmer noch nächster Nachbar. Theodor Cordua betreibt seinen «Neu-Mecklenburg» genannten Rancho in der Gegend des heutigen Marysville, etwas nördlich von Hock Farm. Niklaus Allgeier, Bill Johnson und Sebastian Keyser betreiben je ihre kleine Farm am Westhang der Sierra Nevada. Peter Lassen's Farm liegt ganz im Norden, beim nach ihm

benannten Vulkan. Pierson Reading's Farm am Cottonwood Creek ist die am nördlichsten gelegene. Insgesamt bestehen im ganzen Sacramento Valley knapp 40 Farmen; auf den meisten führt eine (oder führen mehrere) Squaws den Haushalt.

Trotz der militärischen Annexion ist Kalifornien immer noch ein kaum mit den amerikanischen Staaten im Osten des Kontinents verbundene Exklave. Noch immer trennen eine sechsmonatige beschwerliche Überlandreise oder eine 8-9-monatige gefährliche Seereise die beiden Extreme des Kontinents. Eine funktionierende amerikanische Verwaltung ist noch nicht etabliert. Vor einem Friedensschluss mit Mexiko kann damit nicht gerechnet werden, ebenso wenig mit der Einführung eines zuverlässigen Rechtssystems.

Sutter's finanzielle Situation ist alarmierender denn je. Russisch-Amerika versucht, seinen Besitz gerichtlich in Beschlag zu nehmen. Leidesdorff, dem lokalen Agenten der Russen in Yerba Buena, gelingt es nur dann klugem Balancieren zwischen den Interessen seiner Auftraggeber und denen Sutter's, die er auch für die Kaliforniens hält, die gewünschte Verfallserklärung auf Sutter's Hypotheken zu verzögern. Zugunsten Sutter's ist darauf hinzuweisen, dass er während des Kriegs massiv in die eigene Tasche greifen muss, um Aufenthalt, Verpflegung und wiederholte Ausrüstung der amerikanischen Garnison und der Truppen, die die Annexion Kaliforniens erkämpfen, zu finanzieren. Ob Sutter von der amerikanischen Regierung diese Mittel je mit Erfolg zurückfordern kann, ist angesichts der Tatsache, dass die meisten Kosten durch Frémont verursacht wurden, der mindestens vorübergehend in Ungnade gefallen ist, äusserst fraglich. Für die wetterbedingten Missernten und die Ausfälle, die durch die unter den Indianern immer wieder ausbrechenden Epidemien verursacht werden, trifft ihn auch keine Schuld, es sei denn, man wolle ihm vorwerfen, dass er sich von Anfang an nicht von Zwangsarbeitern hätte abhängig machen dürfen.

Da er seine Mitarbeiter selten anständig entlohnen kann, wird er von einem Teil auch nach Strich und Faden ausgenützt. Der eine veranstaltet auf Sutter's Kosten festliche Gelage. Der andere, verantwortlich für die Herden, zeichnet jedes dritte Kalb als sein eigenes. Dabei erwischt, konzidiert ihm Sutter vertraglich jedes vierte Kalb, aus der unwiderlegbaren logischen Überlegung heraus, dass damit beide gut davon wegkommen: der Angestellte, weil jedes vierte Kalb besser ist als gar keines, und Sutter, weil der Verlust jedes vierten Kalbes weniger schlimm ist als der jedes dritten. Die Indianer

mogeln aus der Schlachtereie die besten Stücke Fleisch auf die Seite, in der Bäckerei verschwinden Brote sackweise. Heinrich Lienhard, ein Glarner, der erst vor kurzem auf Sutter's Fort angekommen und in Sutter's Dienste eingetreten ist, schildert in seinen Aufzeichnungen auf anschauliche Weise, wie sich Sutter von Krise zu Krise durchmogelt. Lienhard selbst leidet darunter, dass ihm Sutter keinen Lohn auszahlen kann. Erst nach heftigem Insistieren und Drohen verständigt er sich mit Sutter dahingehend, dass ihm dieser Land, Werkzeuge, Zaunmaterial, Arbeitskräfte und Setzlinge für eine grosse Obst- und Gemüseplantage zur Verfügung stellt und Lienhard die Hälfte des Ertrags verspricht. Als Sutter auch diesen Vertrag nicht hält, besänftigt er den Groll Lienhard's mit gütigen und väterlichen Vertröstungen, bis dieser erneut versucht, das Beste aus der misslichen Situation herauszuholen. Bitterlich klagt Lienhard über Sutter's Sauferei und Hurerei, Laster, die er nur während der Besatzung des Fort durch die amerikanischen Truppen etwas zurückhaltend betreiben muss. Die Abtretung von Manuiki an einen seiner Angestellten ist möglicherweise eine Folge dieser Einschränkung. Der Hinweis, dass Sutter's Lebenswandel im Grenzbereich zwischen Zivilisation und von Weissen so wahrgenommener Wildnis dem Normalfall entspricht, soll nicht überdecken, dass er nach heutigen Wertmassstäben verabscheuungswürdig ist.

Sutter lässt sich von seinen Schwierigkeiten nicht verdriessen. Die Hoffnung, dass er sein Fort verkaufen - jetzt natürlich an die amerikanische Regierung - und seine Schulden so auf einen Schlag loswerden kann, hat er aufgegeben. Unermüdlich, mit grossem Einsatz und fantasievollen Ideen versucht er, seine missliche Lage aus eigener Kraft zu meistern.

Er diversifiziert, wie man heute sagen würde. Unter anderem übernimmt er es, die erste Zeitung Kaliforniens, Samuel Brannan's California Star, im Sacramento Valley zu verkaufen und zu verteilen. Für Larkin erweitert er die Gebäude des Flüge-Rancho, den Larkin gekauft hat.

Geradezu paradox erscheint es, wie wenn man den Bock zum Gärtner machen würde, dass er von der amerikanischen Verwaltung General Kearney's zum Unter-Agenten für Indianer-Angelegenheiten in den Stammesgebieten um den San Joaquin und Sacramento River ernannt wird. Larkin hat seine Nomination vorgeschlagen und empfohlen. Kearney's Auftrag ist knapp und klar: «Dieses Benehmen muss aufhören (D, 269)». Er nimmt dabei Bezug auf sich häufende Überfälle von

Indianern auf reisende Grüppchen und auf Diebstähle von Pferden und Rindern, die den Siedlern im Landesinneren grosse Sorgen bereiten. Er hofft, dass es Sutter, dank seiner Vertrautheit und seinem erwiesenermassen geschickten Umgang mit den Indianerstämmen gelingen wird, die Stämme dazu zu bringen, ihre Feindseligkeiten einzustellen. Andernfalls würde die Armee eingreifen und die Indianer bestrafen, droht Kearney. Sutter soll im Weiteren die Indianer aufklären, dass Kalifornien jetzt zu Amerika gehört und vom «Grossen Weissen Vater» regiert wird. Er verspricht Geschenke, mit denen Sutter diejenigen Stämme belohnen soll, die sich anständig und friedlich verhalten wollen. Sutter erhält für dieses Amt einen Jahreslohn von 750 Dollar, darf aber aus eigener Kompetenz keinerlei Ausgaben namens der Regierung tätigen oder Verpflichtungen eingehen.

Sutter, den zeitweiligen Versklaver von indianischen Männern, Frauen und Kindern, in dieses Amt einzusetzen, ist ein nahe liegender und unter den gegebenen Zeitumständen auch guter Entscheid. Sutter hat nicht nur lange und breite Erfahrungen mit kalifornischen und anderen Indianerstämmen. Im Vergleich zu den meisten Californios und Amerikanern ist er pro-indianisch, wenn auch in einer aus heutiger Sicht extrem paternalistischen Weise. Sogar Bancroft, nicht gerade Sutter's Freund, schreibt: «Seine Indianerpolitik war unzweifelhaft weise und erfolgreich; sie zeichnete sich hauptsächlich aus durch Wachsamkeit, prompte Sanktionen von Missetaten und grundlegender Freundlichkeit und Gerechtigkeit, ganz besonders gegenüber Stämmen in seiner Nähe. Er hatte ein selten anzutreffendes Taktgefühl und konnte jedermann, unabhängig von dessen Rasse, zum Freund machen». Sutter beweist durch verschiedene Interventionen, dass die Erwartung des Gouverneurs, er solle als «Protector of the Indians» wirken, nicht enttäuscht wird. Er verfolgt nicht nur diebische Indianer, sondern auch Weisse, die Indianer schändlich behandeln. Schon früher ist es ihm gelungen, die Mountain Men, die in seinem Fort arbeiten oder regelmässig dort Station machen, und von denen die meisten arrogante Rassisten sind, davon abzubringen, die Indianer grundlos zu quälen und zu terrorisieren.

*Natürlich sind die zeitgenössischen Zeugnisse über Sutter's Umgang mit den Indianern mit Vorsicht zu geniessen. Auch die Zeitzeugen sind Kinder ihrer Zeit. Wahrscheinlich kann man wenigstens das aus ihren Berichten herauslesen, dass Sutter die Indianer weniger schlimm behandelt hat als die übrigen Siedler und Trapper.*

Als Unter-Agent für Indianer-Angelegenheiten wird Sutter auch damit beauftragt, in seinem Gebiet eine Art Volkszählung durchzuführen - die erste überhaupt, oder mindestens die erste seit der Amerikanisierung Kaliforniens. Die Zahlen, die Bidwell, Lienhard und er zusammentragen, sind Schätzungen. Sie geben immerhin einen Eindruck der Grössenordnungen. Gemäss Sutter's Bericht (aus D, 275-276) an die Verwaltung leben in seinem Verantwortungsbereich 82 Weisse, 19 «zahme» (ehemalige Missionsindianer), und 19'500 wilde Indianer. Die Bevölkerung der gesamten Sierra Nevada schätzt er auf 70 kleinere Stämme, die über 120 Sprachen sprechen. Im Gebiet, das durch die Flüsse Sacramento und San Joaquin und den Fuss der Sierra begrenzt wird, finden sich 60 Siedlungen, 289 Weisse, 5 Kanaken (Hawaiianer), ein Neger, 479 bekehrte und 21'873 heidnische oder wilde Indianer. Die Grösse der Viehbestände beträgt: 20'000 Rinder, 2'500 Pferde, 70 Maultiere, 2'000 Schafe und 1'000 Schweine. Er bedauert, dass es noch keine Schule gibt (sein Hinweis, er plane eine für Sutterville, steht im Widerspruch zum Stadtplan, auf dem keine verzeichnet ist), dass erst eine einzige Kornmühle funktioniert und je eine Korn- und Sägemühle im Bau sind (natürlich seine eigenen). Vom Fort selber meldet er drei Pferde-betriebene Mühlen und eine Gerberei. Die Ernte 1847 beziffert er auf 14'000 «fanegas» Weizen; für Hafer, Mais, Erbsen und Bohnen liefert er keine Zahlen.

Schliesslich beginnt Sutter damit, eine Idee umzusetzen, die er schon einige Jahre mit sich herumträgt, nämlich den Bau von wasserbetriebenen Getreide- und Sägemühlen. Hinter der Idee steckt die auch kommerziell überzeugende Überlegung, dass die amerikanische Eroberung den Einstrom von Einwanderern sprunghaft ansteigen lassen wird. Die neuen Einwohner würden den Bedarf nach Brot und Bauholz ebenso sprunghaft steigern.

Ein erfahrener Mühlebauer, James Wilson Marshall, steht seit 1845 in Sutter's Diensten. Marshall findet etwa 50 Meilen flussaufwärts am American River einen geeigneten Platz für eine Sägemühle. Der Platz liegt in einem kleinen Tal, das den indianischen Namen «Culluh-mah» («das schöne Tal») trägt und von den Kaliforniern Coloma genannt wird. Die Eignung von Coloma wird zwar von Vielen bezweifelt. Sutter wird für naiv oder gar verrückt gehalten, den Einfällen des skurrilen Marshall zu folgen. Holz steht jedoch im Überfluss zur Verfügung. Sowohl Marshall als auch Sutter sind davon überzeugt, dass der Fluss und ein in wenigen Monaten gebauter holpriger Karrenweg (das Gelände bietet in ih-

ren Augen keine besonderen Hindernisse), den Transport der zersägten Stämme zum Fort ermöglichen, von wo aus das Holz zu den Abnehmern weitertransportiert werden soll. Eine Getreidemühle steht bereits im Bau, ebenfalls am American River, etwa fünf Meilen oberhalb des Fort. Nur der Mangel an erfahrenen und zuverlässigen Handwerkern verzögert die Projekte.

Coloma liegt übrigens nicht auf dem Gebiet Neu-Helvetiens. Es ist (noch) Niemandsland. In Kalifornien war es schon unter dem mexikanischen Regime üblich, dass im Niemandsland jeder holen kann, was er zu brauchen meint. Im amerikanischen Kalifornien ändert sich das vorläufig nicht.

Nun kommt Sutter der Zufall zu Hilfe. Im August 1847 erscheinen auf Sutter's Fort wie ein «deus ex machina» etwa 150 Mormonen, die auf dem Weg zu dem von Brigham Young am Grossen Salzsee gegründeten Gottesstaat «Zion» sind. Einige sind sofort bereit, ihre Reise zu unterbrechen und vorübergehend für Sutter zu arbeiten. Etwa dreissig reisen weiter und stossen auf dem Donner-Pass auf einen Abgesandten Young's, der sie anweist, bis zum Frühling in Kalifornien zu bleiben, weil es für sie in Zion nichts zu essen gebe. Sie kehren um und die meisten von ihnen beginnen ebenfalls, für Sutter zu arbeiten. Das ist genau, worauf Sutter seit Jahren hofft: zahlreiche sachkundige und fleissige Handwerker.

Sutter stellt die Mormonen scharenweise ein und ist sofort von ihrer Arbeit begeistert. Thomas Larkin, der diskussionslos das Eisen für die Sägemühle geliefert hat, schreibt er im Herbst 1847: «Die Sägemühle wird in etwa 4 oder 5 Monaten in Betrieb sein und kann nächstes Frühjahr oder im Sommer den Markt mit dem schönsten Tannenholz versehen. - Ende Dezember wird auch meine Getreidemühle von 4 Mühlgängen mit Steinen von 4 Fuss Durchmesser laufen und imstande sein, sämtliches im Sacramentotal angebaute Korn zu mahlen, und es wird ein richtiger Grossbetrieb sein. Nichts fehlt mehr zu diesem Unternehmen als die Beuteltücher, und ich nehme mir die Freiheit, Sie, den Förderer derartiger Unternehmen, darum zu bitten. ... Meine Gerberei ist jetzt auch wieder in guten Händen, ich habe 1'500 Häute zu gerben. Ich habe zwei Gerbereien und drei Schuhmacher (Mormonen), alle meine Arbeiter an den Mühlen sind Mormonen und die besten Leute, die ich je angestellt habe. - Ich hoffe nun, dass, wenn die Getreidemühle, die Sägemühle und Gerberei einmal gut gehen, ich bald aus meinen Schwierigkeiten heraus sein werde (Z, 214)».

Einträge über den Baufortschritt der Mühlen dominieren ab jetzt das New Helvetia Diary vollständig.

Nüchterne Notizen zur Ankunft des ersten Dampfers, der die San Francisco Bay und den Sacramento River betuckert, und zum trotz allen Einsatzes des Fort-Arzt's nicht vermeidbaren Tod der jungen Tochter des Indianerhäuptlings Anasche (der 1839 Sutter als Lotse behilflich war, sich in den Armen des vielfältig verzweigten Sacramento River zurechtzufinden und später die Aussicht über die Lachsfischerei ausübte) sind rare Ausnahmen. Die Protokollierung des Schicksals eines Indianers ist sowieso schon eine ausserordentliche Ausnahme. Es muss der Spekulationen überlassen werden, dieses traurige Ereignis, das von einem völlig ungewöhnlichen Einsatz für das Leben einer Indianerin zeugt, jedoch nüchtern zwischen geschäftsmässigen Einträgen eingestreut wird, zu interpretieren. Sutter selbst liefert keinerlei Aufschluss.

Das Jahr 1847, das mit dem Ende des Kriegs und der Annexion Kaliforniens begann, endet ebenso ruhig wie 1848 beginnt. Die Arbeit an den Mühlen macht weiter

zünftig Fortschritte, bis im Verlauf des Januars schwere Regen einsetzen, die den Transport des Getriebes für die Getreidemühle beinahe im Sumpf stecken lassen. Die sintflutartigen Wolkenbrüche gefährden die eben erst fertig gestellten Dämme für die Abzugskanäle der beiden Mühlen.

Am 28. Januar taucht Marshall unerwartet und ausser Atem in Sutter's Fort auf und verlangt fieberhaft danach, Sutter unter vier Augen zu sprechen. Sutter gibt dem ungewöhnlichen und rätselhaften Ansinnen statt, zieht sich mit Marshall in seine Privatzimmer zurück und verriegelt auf Drängen Marshall's sogar die Tür. Marshall will zunächst behelfsmässig eine Waage bauen. Sutter lässt, als er das realisiert, durch einen Indianerjungen aus der Fort-Apotheke eine holen. Dabei vergessen die beiden, die Tür wieder zu verriegeln. Während Marshall gerade aus einem Tuchlappen etwas Gelbliches auspacken will, stürmt ein Mitarbeiter Sutter's mit einer belanglosen Frage herein. Marshall lässt sich kaum wieder beruhigen. Endlich, nachdem die Tür wieder fest verschlossen ist, kramt er sein Tuch wieder aus der Hosentasche, schlägt es auf und zeigt



Sutter ein Häufchen gelblich-metallisch aussehende kleine Brocken. Er meint, es sei Gold. Sutter berichtet später, dass er in einer Encyclopaedia Americana, die er besass, die Eigenschaften von Gold nachschlägt und mit einigen Experimenten feststellen kann, dass ihm Marshall tatsächlich Gold gebracht hat.

Aus den Tagebüchern und Berichten einiger Mormonen, die in Coloma arbeiten, lässt sich rekonstruieren, was dort passiert ist. Bei einem Probelauf stellt sich heraus, dass der Auslauf des Abzugskanals, der die Mühle antreiben soll, nicht tief genug ist, denn das Wasser staut sich und läuft sogar gegen das Mühlerad zurück und blockiert es. Ein zwanzigköpfiger Indianertrupp benötigt mehrere Tage, um den Kanal, der teilweise bereits bis auf den felsigen Untergrund geht, zu vertiefen. Jeden Abend wird Wasser eingelassen, um Geröll, Sand und Kies aus dem Kanal herauszuspülen. Das wirkt unbeabsichtigt wie eine Goldschwemmanlage. Jedenfalls findet Marshall, der am frühen Morgen den Kanal inspiziert, gelblich schimmernde Steinchen, die er seinen Arbeitern mit der grosssprecherischen Bemerkung unter die Nase hält, er glaube, eine Goldgrube gefunden zu haben. Auf alle Arten, die an diesem abgelegenen Ort möglich sind, versuchen auch die zunächst ungläubig stauenden Mormonen, Marshall's Behauptung zu bestätigen. Einer von ihnen schreibt in seinem Tagebuch noch vorsichtig: «Heute wurde im Abzugskanal eine Art Metall gefunden, das wie Gold aussieht (Z. 222)». Jetzt wird jeden Morgen, nach dem nächtlichen Schwemmen, der Kanal genauestens untersucht. Und täglich finden die Arbeiter wieder Gold, oder das, was sie für Gold halten.

Nach seinem Bericht reitet Marshall sofort nach Coloma zurück. Sutter bereitet das Fort sofort für seine Abreise und Abwesenheit vor, begibt sich am Abend des 1. Februar auf den Weg, verbringt eine Nacht auf der Getreidemühle und erreicht die Sägemühle in Coloma spät abends am 2. Februar.

Im Fort lösen die überraschende Ankunft Marshall's, die geheimnisvolle Besprechung mit Sutter, die seltsamen Gegenstände und Hilfsmittel, die die beiden sich bringen lassen, wilde Gerüchte aus. Sie verdichten sich zur Vermutung, Marshall habe eine Quecksilbermine gefunden, ähnlich derjenigen, die zwei Jahre früher in San José gefunden worden war.

Im New Helvetia Diary ist nur lapidar festgehalten, Marshall sei in einer wichtigen Angelegenheit aus den Bergen heruntergekommen.

Vor Ort in Coloma überzeugt sich Sutter im Rahmen einer dramatischen Inszenierung Marshall's davon, dass der American River tatsächlich reichhaltig Gold mit sich führt.

Der Fund macht ihm Angst. Er kann sich gut vorstellen, was die Nachricht eines reichen Goldfundes in ganz Kalifornien, insbesondere aber auch bei seiner Mannschaft auslösen wird. Marshall überliefert uns die erste Reaktion Sutter's wörtlich: «Mein Gott, wenn die Burschen herausfinden, dass es dort Gold gibt, dann wird an meiner Mühle nichts mehr geschafft werden. Dann ist alles aus - (in der englischen Notation Marshall's) 'gone to the dyfel' (Z, 223)».

Sutter will in allererster Linie, dass seine Mühlen zum Laufen kommen. Für seinen langfristigen geschäftlichen Erfolg sind die Mühlen wichtiger als das Gold. In seinen Memoiren betont er, dass sein Herz viel stärker an den beiden Mühlen als am Gold hing, von dem er sowieso nicht wissen konnte, wie viel zu finden war. Im Gold habe er einen Unruhestifter gesehen, der ihn mit tiefem Misstrauen erfüllte. *Wer weiss, ob das wirklich seine aktuellen Gefühle waren, oder ob er später, als das Gold ihn buchstäblich ruiniert hatte, einfach aus der Not eine Tugend machte und die Trauben als zu sauer erklärte?*

Sutter nimmt der ganzen Mannschaft von Coloma das Versprechen ab, den Goldfund geheim zu halten, bis die Mühle fertig gestellt ist. Von den lokalen Indianern pachtet er - in erstaunlich kühler Berechnung, die Angst vor dem Gold scheint plötzlich verschwunden zu sein - für drei Jahre die gesamte Umgebung der Mühle, bis weit hinauf in die bewaldeten Abhänge.

*Darüber, ob Neu-Helvetien bis zu diesem Zeitpunkt in seiner Geschichte wirklich - wie der Titel dieses Kapitels suggeriert - eine Blütezeit erlebt hat, kann man streiten. Fest steht, dass den ersten 9 Jahren keine besseren Zeiten folgen werden. Sutter hat zum ersten Mal in seinem Leben gezeigt, was er in sich hat, und dass er ein Ziel, so zufällig oder willkürlich er dazu gekommen sein mag, beharrlich im Auge behalten und verfolgen kann. Die guten und schlechten Eigenschaften Sutter's kommen überdeutlich zum Vorschein. Wer es sich zutraut, möge richten, welche davon überwiegen. Per Saldo war es für Sutter sicher eine harte, manchmal blühende, manchmal deprimierende, insgesamt aber wohl glückliche Periode.*

# DER WILDE WESTEN FRISST DIE NEUE SCHWEIZ

1849 - 1865 NEU-HELVETIEN IM GOLDRAUSCH,  
DELIRUM TREMENS UND KOMA

## DER GOLD RUSH BEGINNT

Nach dem Goldfund und Sutter's Rückkehr zum Fort wird in Coloma zunächst weitergearbeitet, wie wenn nichts passiert wäre. Rasch verbreitet sich jedoch unter den Arbeitern die Lust auf schnellen Reichtum, einzelne möchten am liebsten Axt, Säge und Spaten mit der Goldwasch-Pfanne vertauschen. Für kurze Zeit behält die grundehrliche Haltung der Mormonen die Oberhand über das Goldfieber. Nur in ihrer Freizeit (nicht ganz Bibel-konform am «siebten Tag, an dem Du ruhen sollst») widmen sich Sutter's Leute der Goldsuche in Sandbänken, unter Felsbrocken oder in Felsspalten im und am Bett des American River und dessen Zuflüsse.

Die Hoffnung, den Fund eine Weile lang geheim halten zu können, ist Wunschdenken und Illusion. Sutter selbst verrät das Geheimnis als erster, in einem Brief an Vallejo. Er schreibt seinem ehemaligen Gegner, der in der Gefangenschaft auf Sutter's Fort zum Freund geworden ist, auf dem Gelände seiner Sägemühle, deren Bau übrigens gute Fortschritte mache und bald abgeschlossen sei, habe er (natürlich er selber, nicht etwa seine Arbeiter) eine Goldmine gefunden, die ausserordentlich reichhaltig aussehe. Auch gegenüber den Bewohnern des Fort kann er sein Maul nicht halten. Lienhard und Bidwell bombardiert er mit geheimnisvollen und viel-sagenden Andeutungen. Der Damm bricht vollends, als Jacob Wittmer nach einer Verproviantierungsfahrt von Coloma zurückkommt und die elektrisierende Neuigkeit über den Goldfund, mit einem Glas voll kleiner Musternuggets und Goldflocken unwiderlegbar bewiesen, im Fort via Saloontheke verbreitet. Der Saloon wird von C. C. Smith betrieben, einem Partner des gerissenen Sam Brannan, mit dem zusammen er im Fort einen Hemdenladen eingemietet hat. Smith informiert seinen Partner sofort. Gemeinsam verifizieren die beiden Anfang Mai den Bericht vor Ort in Coloma. Brannan kehrt mit überzeugenden Goldproben nach San Francisco - seit der Annexion durch Amerika heisst Yerba Buena jetzt San Francisco - zurück und verbreitet die Neuigkeit in der Stadt.

▼ Sutter's Sägemühle bei Coloma und Mühlekanal, in dessen Auslauf das erste Gold gefunden wurde

Im Fort selbst bringt Wittmer's Nachricht vorläufig nicht viel in Bewegung. Wahrscheinlich nehmen die Leute an, es handle sich um einen punktuellen, lokal begrenzten Fund, oder um einen der üblichen Tricks Sutter's, seine Gläubiger hinters Licht zu führen. Vielleicht sind es Frühjahrsregen, in den Bergen bedeutet das Schnee, die potenzielle Goldsucher davon abhalten, ihr Glück zu versuchen. Alle, auch Sutter, betreiben «business as usual». Sutter stürzt sich geradezu in die saisonale Tagesroutine. Er organisiert die Vermarktung und Verteilung der Ernten des Vorjahrs und beschäftigt sich mit den Aussaaten für 1848. Er hält mehr von der Landwirtschaft als vom Glück des Goldes.

Trotzdem, auch er kann oder will der Versuchung nicht vollständig widerstehen. Er bringt seine Pachtvereinbarung mit den Indianerstämmen um Coloma sehr rasch nach seinem Besuch bei der Mühle in schriftliche Form und lässt den Vertrag von den Indianern unterzeichnen (d.h. mit Kreuzchen oder andern Hieroglyphen zu paraphieren). Dann schickt er das Dokument zur offiziellen Genehmigung an Gouverneur Mason, der inzwischen General Kearney

abgelöst hat. Als Begründung nennt er die grossen Vorteile, die die Pacht für den Betrieb und Unterhalt der Mühle bringen würde. Die Möglichkeit von Blei- oder Silbervorkommen erwähnt er beiläufig, das Gold erwähnt er mit keinem Wort.

Mason lehnt den Antrag am 5. März - zu diesem Zeitpunkt hat die Nachricht der Goldfunde Monterey noch nicht erreicht - mit Bedauern ab. Die US-Regierung anerkennt grundsätzlich keine indianische Landrechte, somit können indianische Stämme gar nicht als Vertragspartner bei Landverkäufen oder Pachtvereinbarungen agieren. Das Land gehört der Regierung.

Ausserdem wissen die Kalifornier noch gar nicht, dass der Friedensvertrag zwischen den USA und Mexiko, der am 2. Februar in Guadalupe Hidalgo unterzeichnet worden ist. Der Vertrag beendet den zweijährigen grausamen Krieg endgültig und besiegelt die Abtretung grosser Teile Mexiko's, einschliesslich Kaliforniens, an die USA. Vorderhand weiss niemand so recht, ob für solche Fragen (Landschenkungen) immer noch



mexikanisches oder bereits amerikanisches Recht gilt. Nachdem die Sägemühle am 7. März fertiggestellt wird, haben die Mormonen keine Hemmungen mehr, sich vollzeitlich der Goldsucherei und -wäscherei zu widmen. Vereinzelt tauchen Prospektoren auf, um zu sehen, was in Coloma los ist, und um sich zu überzeugen, ob etwas zu holen ist. Auch Bidwell und Sinclair besuchen die Mühle und die Goldfundstätten. Im Fort werden immer häufiger Goldstaub oder Nuggets zum Kauf angeboten oder als Zahlungsmittel verwendet. Eine steigende Zahl von Goldsuchern passiert das Fort auf ihrem Weg in die Sierra.

Im April nimmt Sutter nochmals persönlich einen Augenschein, er lässt sich von seinem alten Freund und Mitarbeiter Reading und Edward Kemble, Redaktor von Brannan's California Star, begleiten. Die beiden betätigen sich selbst, etwas lustlos, als Goldsucher. Die spärlichen Goldkörnerchen, die sie finden, lösen bei den beiden keine Begeisterungstürme aus. Kemble erwähnt den Goldfund in seiner Zeitung mit keinem Wort. Im Konkurrenzblatt *Californian* erscheint folgende kurze und trockene Mitteilung: «Goldmine gefunden. Im Kanal der von Kapitän Sutter vor kurzem erstellten Sägemühle am American River wurde in beträchtlicher Menge Gold gefunden. Eine Person brachte Gold im Wert von 30 Dollar, das sie in kurzer Zeit gesammelt hatte, nach Neu-Helvetien. Ohne Zweifel ist Kalifornien reich an Mineralschätzen; es bestehen grosse Möglichkeiten für wissenschaftlich ausgebildete Kapitalisten. Gold wurde schon in allen Teilen des Landes gefunden».

Die Kombination von Mund-zu-Mund-Propaganda, Gerüchten und unscheinbaren Zeitungsmeldungen, bringt jetzt eine rasch anschwellende Bewegung von Glückssuchern in Richtung Coloma in Gang. Sutter muss im Mai feststellen, dass die Baustelle der Kornmühle von der gesamten Mannschaft verlassen worden ist. Aus allen Himmelsrichtungen strömen Goldsucher in die Sierra-Ausläufer. Vereinzelt verbreiten sich Meldungen, dass pro Tag 15-20 Dollar verdient werden können.

Sutter schwankt hin und her, ob er sich primär auf das Gold oder die weitere Entwicklung Neu-Helvetiens konzentrieren soll. Einerseits lädt er Leidesdorff zur Beteiligung an einer Goldgräbergesellschaft ein, die er Anfang Mai zusammen mit Marshall und weiteren Partnern gründet. Andererseits kümmert er sich im Fort darum, dass der Mehrzweckraum, der bisher als Gefängnis, Pulvermagazin oder Kornspeicher gedient

hat, für den Einzug von Smith's Laden geweiht wird, weil dessen bisherige Räumlichkeiten in Unterkunftsräume umgebaut werden sollen. Er bleibt im Fort, während seine neuen Partner Gold suchen; dafür versorgt er sie mit Indianern, Nahrungsmitteln und Werkzeugen. Einerseits klagt er Cordua, dass ihn die Gewinnung von drei Unzen Gold, die er ihm voller Besitzerstolz unter die Nase hält, das Dreifache des Goldwerts von 50 Dollar gekostet hat. Andererseits schreibt er einem Freund: «Wir haben auf unserem Grund und Boden nicht nur Schwemmgold, sondern auch reiche Goldadern gefunden, die wir noch tüchtig ausbeuten wollen, bevor es Uncle Sam einfällt, seine väterliche Hand darauf zu legen (D, 289)». Und dem Schneider Romie, bei dem er neue Anzüge für den standesgemässen Empfang seiner Familie, von deren Übersiedlung nach Kalifornien er träumt, bestellt hat, klagt er, dass die bestellte Ware überfällig sei: «Wahrscheinlich bezweifeln Sie meine Fähigkeit, Sie bezahlen zu können. Sie brauchen in dieser Hinsicht nichts zu befürchten, denn wir haben jetzt Gold genug im Sacramento, und sobald Sie mir die Kleider schicken können, können Sie mir auch die Rechnung schicken, die ich in reinem Gold bezahlen werde».

Der ganze Brief an Romie, in dem allerdings einige Passagen eher in die Kategorie Jägerlatein als Realität gehören, legt beredtes Zeugnis dafür ab, was sich in der Sierra Nevada anbahnt.

Sutter schreibt einem Freund: «Der grosse Ansturm der vom Goldfieber Erfassten überrollt das Fort. Alle meine Freunde und Bekannten füllen die Häuser und überhaupt das ganze Fort. Ich habe als Hilfe nur noch einen kleinen Indianerbuben. ... Meine Köche sind gegangen, wie alle anderen Angestellten auch. Jetzt sind die Händler, Doktoren, Anwälte, Schiffskapitäne, Händler (*sic!*), etc. alle hochgekommen und wissen nicht, was sie tun sollen. Alle sind total durcheinander; alle haben ihre Frauen und Familien in San Francisco zurückgelassen und die, die keine haben, haben einfach ihre Türen zugesperrt, ihre Häuser verlassen oder zum Verkauf ausgeschrieben, billig ... Soldaten desertieren ihre Flagge, und Seeleute verlassen ihre Schiffe, lassen sie im Hafen verrotten. Die gerade erst eröffnete Schule musste wieder geschlossen werden; Lehrer und Schüler sind in die Minen gegangen (D, 289)».

Das New Helvetia Diary enthält unter den Datum des 25. Mai 1848 einen Eintrag über weiter Gruppen von Goldsuchern, die im Fort vorbeikommen, einen Besuch von Wagalumne-Indianern und das Wetter. Von da an

# Schlaglicht auf die Anfänge des Gold Rush

Brief Sutter's an seinen Schneider Romie  
(aus Bancroft Library, Call # C-B 631, Bx 1 - T.W. Norris Collection)

Neu-Helvetien, 12. Mai 1848

Werter Herr:

Mit jedem Schiff erwarte ich Ihre Neuigkeiten; auch den Anzug, den Sie mir versprochen haben; und ebenso die Jacke, die Sie mir umgehend machen sollten, habe ich nie erhalten. Wahrscheinlich bezweifeln Sie meine Fähigkeit, Sie bezahlen zu können. Sie brauchen in dieser Hinsicht nichts zu befürchten, denn wir haben jetzt Gold genug im Sacramento, und sobald Sie mir die Kleider liefern können, können Sie mir auch die Rechnung schicken, die ich in reinem Gold bezahlen werde.

Ein paar Beschreibungen der Bodenschatz-Funde finden Sie in der Presse. Die Entdeckungen, die täglich gemacht werden, sind wirklich erstaunlich. Wir haben den grössten Fund an Schwemmgold, von dem man je gehört hat. So weit wir das heute beurteilen können, erstreckt sich das Fundgebiet über eine Länge von 100 Meilen, und 70-80 Meilen Breite. Silber ist auch vorhanden. Major Reeding (gemeint ist wohl «Reading») und ich haben die erste Silbermine gefunden, neulich wurden weitere gefunden. Es gibt auch eine Menge Quecksilber, und Eisenerz mit einem Eisengehalt von 85% in unerschöpflichen Mengen – und all das in der Nähe von schönen Flüssen, die sich auch für Wasserantriebe eignen.

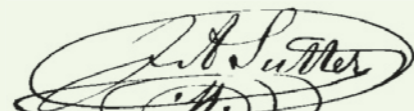
Anfänglich haben die Goldgräber 4-5 Dollar pro Tag verdient (heute entspricht das etwa 70-80 Dollar). Das stieg dann bis auf 10-16 Dollar (Wert 2003 etwa 180-290 Dollar), und heute ist es mehr als das. Einige finden sehr viel; ein Mann hat in einer einzigen Waschpfanne 60 Dollar (ca. 1'100) gefunden, und vor einigen Tagen hat ein 15-jähriger Junge an einem einzigen Tag 70 Dollar verdient.

Innert sechs bis sieben Wochen haben einzelne Mormonen 600-1000 Dollar gemacht. Das Geschäft läuft schon sehr gut. Die Läden kaufen oft pro Tag 20-30 Unzen.

Unsere neue Stadt «Suttersville» wird mit absoluter Sicherheit innert kurzer Zeit die zweite Stadt Kaliforniens hinter San Francisco. Dieses Jahr wird viel gebaut werden. Hätten Sie nicht auch Lust, auf einem Ihrer Grundstücke zu bauen?

In den Bergen, nahe bei meiner Sägemühle, entsteht ebenfalls eine Stadt. Schon kaufen die Leute dort mein Bauholz und zahlen es sofort mit Gold, was mir die Mühe erspart, das Holz nach San Francisco zu verschiffen.

Wir haben hier auch einen Markt für unser Mehl und alle anderen Produkte. Sie werden im Californian bald einen Artikel darüber lesen. Bitte tun Sie mir den Gefallen, Herr Romie, und lassen Sie mich nicht lange warten. In 5 Monaten erwarte ich meine Familie, die über die Rocky Mountains anreist, zusammen mit einigen Verwandten und Freunden, was für Neu-Helvetien grosse Änderungen bringen wird. Mit freundlichen Grüßen an Sie und Ihre Familie



(signed J. A. Sutter)

P.S. Könnten Sie mir eine Kiste California oder Abalone Muscheln schicken, oder die grossen Meermuscheln, mit den schönen Regenbogenfarben. Sie würden mir einen grossen Gefallen tun; und ich werde dankbar zahlen, was immer sie kosten. Die frischen sind die besten. Die älteren Muscheln haben normalerweise viel von ihren glänzenden Farben verloren.

P.S. (et supra) Hier ist ein Beweis für die Art Geschäft, das hier läuft. Heute Abend haben ein paar Mormonen Maultiere für 800 Dollar gekauft und mit Gold gezahlt. Ein Junge war bei ihnen, der ein Pfund reinstes Gold bei sich hatte, das er in wenigen Wochen aus dem Boden gegrübelt hatte.

Dieser Brief ist ein gutes Beispiel für die ständige Flunkerei Sutter's. Er schreibt von der Anreise seiner Familie, wie wenn die Ankunft in Kalifornien unmittelbar bevorstände. Dabei wird Lienhard mehr als ein Jahr später in die Schweiz geschickt, um die Überfahrt der Familie zu organisieren, die dann tatsächlich erst im Januar 1850 in San Francisco ankommen wird.

Der Brief illustriert ebenfalls, wie Sutter selbst krass gegen die von ihm aus einleuchtenden Gründen verfügte Geheimhaltung der Goldfunde in der Sierra Nevada verstösst.

bleibt es stumm.

Sutter's Fort verliert rasch seine Funktion als Zentrum der Kolonie Neu-Helvetien; die Werkstätten sind leer; das reife Getreide wird zwar dank noch nicht desertierten indianischen Arbeitern teilweise noch geerntet, bleibt aber auf den Feldern liegen, wird von Goldsuchern gestohlen und an Pferde und Maultiere verfüttert. Was mangels Arbeitskräften nicht geerntet werden kann, wird vom nicht mehr betreuten und herumstreunenden Vieh zertrampelt oder gefressen.

Thomas Larkin, ein besonnener und nüchterner Mann, schickt einem Freund in Honolulu, der schon mehrmals wissen wollte, wie man in Kalifornien zu Geld kommen kann, das folgenden Rezept: «Komm nach Kalifornien, bring 100 Kanaken mit, 1000 Schaufeln, Schippen, Pickel, und 100 Schüsseln oder Schalen. Geh rauf zum Sacramento, ich habe dort 20 «leagues» (eine Quadrat-«league», in Europa eine Wegstunde, umfasst über 20 km<sup>2</sup>) Land, nimm Dir eine davon, grab ein Loch, greif tief hinein und wasch, was Du herausholst, stell den Grund des American River auf den Kopf, grab die Ufer des Feather River um, füll Deine Kübel, nimm Schüttelfrost und Fieber in Kauf, begrab die Hälfte Deiner Kanaken, und geh reich zurück (D293)».

Der Gold Rush hat begonnen.

Das stolze Zentrum Neu-Helvetiens, Sutter's Fort, wird zum reinen Handels- und Versorgungsposten der Goldsucher.

Sutter vermietet das Fort an etwa ein Dutzend Händler und an Sam Kyburz, der das Hauptgebäude in ein Wirtshaus verwandelt. Dafür kassiert er monatlich etwa 2'000 Dollar Mieten. Damit verdient er zwar mehr als je zuvor, trägt aber selbst dazu bei, die Weiterführung eines halbwegs funktionierenden landwirtschaftlichen Produktionsbetriebs zu verunmöglichen.

Im Juli versucht auch Sutter sein Glück als Goldgräber. *Warum und gerade jetzt? Kann es sein, dass er vor seinem Sohn flieht, der, und das weiss Sutter, die Schweiz verlassen hat und auf dem Weg nach Kalifornien ist?* Mit einem grossen Trupp Indianer und Hawaiianer sucht er im American River, etwas oberhalb von Mormon Island (wo die Mormonen, welche die Fertigstellung der Kornmühle im Stich gelassen haben, mit gutem Erfolg Gold gewaschen haben). Mit Lienhard geht er eine Partnerschaft ein; er stellt ihm gegen die Hälfte des gefundenen Goldes Arbeiter und Ausrüstung zur Verfügung. Auch Marshall animiert er mit unermüdlichem

Optimismus und Versprechungen zu waghalsigen Unternehmungen. Wie so häufig stellen sich seine rosigen Prognosen als leere Versprechungen heraus. Marshall und Sutter geraten auseinander. Lienhard wird von der Partnerschaft enttäuscht, weil Sutter seinen Teil der gegenseitigen Verpflichtungen nicht einhält.

Ausgerechnet Sutter ist bei der Goldsuche in der Region, in der andere mit den gleichen Methoden wie Sutter Gold im Wert von Zehntausenden von Dollar nach Hause bringen, vollständig erfolglos. Man kann sich kaum vorstellen, dass einzelne Glücksritter, völlig auf sich allein gestellt, innert einer einzigen Woche 1'500 Dollar verdienen, während Sutter mit leeren Händen nach Hause kommt. Lienhard vermutet, dass Sutter's Misserfolg seiner Trunksucht anzulasten ist. Da Sutter der beste Kunde der mobilen Saloons (die im Goldgräbergebiet praktisch zeitgleich mit den Goldsuchern auftauchen) gewesen sei, habe er seine ständig betrunkenen Arbeiter nicht richtig führen können. Auch andere Zeitzeugen berichten, dass Sutter in dieser Zeit (noch) viel mehr trinkt als sonst.

Sutter selbst verdrängt seine Pleite als Goldsucher; auch in seinen späteren Erinnerungen spricht er kaum davon.

Enttäuscht kehrt er den Minen den Rücken zu und geht zum Fort zurück, um es noch einmal als Farmer zu versuchen. Das Fort ist inzwischen ein völlig chaotischer Selbstbedienungsladen. Jeder bedient sich wo er kann und wann er will. Noch und noch, trotz grossen Anstrengungen Lienhard's, ihn davon abzuhalten, lässt sich Sutter von Schmeichlern und Heuchlern, die seine Geltungssucht schamlos ausbeuten, buchstäblich «überschnorren», ihnen das Wenige, was er noch hat, zu geben, oder ihnen Dinge zu schenken, die gar nicht ihm gehören.

Jahrzehnte später, leider und offensichtlich viel zu spät, bereut Sutter bitterlich, dass er sein Fort nicht früher aufgegeben hat, um sich nach Fort Ross, oder noch lieber auf seine geliebte Hock Farm zurückzuziehen.

Inzwischen erreichen die Nachrichten über den Goldfund die Ostküste und Europa. Der New York Herold bringt am 15. September (also sieben Monate nach Marshall's Fund) den ersten noch sehr vagen Bericht. Zwei Tage später folgt ein Brief des Kalifornien-Korrespondenten «Paisano», der den Fund, in den schillerndsten Farben schildert und den Lesern mit Beispie-



The California Balloon Railway: Gold Rush-Karikatur, die Hektik und Gier illustriert, mit der Goldsucher Kalifornien erreichen wollten ▼

Wagenspuren: Tiefe Rinnen, von Zehntausenden von Fuhrwerken in den Sandstein gefressen, dokumentieren den Ansturm der Emigranten nach Kalifornien ▼

## Die Vernichtung der kalifornischen Indianer

(Beiträge von Robert F. Heizer und Albert L. Hurtado)

Robert F. Heizer, Anthropologe und Archäologe, Dozent an der University of California, Berkeley, hat einen Grossteil seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit der Geschichte und dem Schicksal der kalifornischen Indianer gewidmet.

In seinem erstmals 1974 erschienen Werk «The Destruction of Californian Indians» hat er eine eindrückliche und gleichzeitig bedrückende Sammlung zeitgenössischer Dokumente (Briefe, offizielle Berichte von Amtsstellen, Zeitungsberichte, etc.) aus der Periode 1847 - 1865 zusammengestellt, die das Schicksal der Indianer aus verschiedenen Perspektiven illustrieren und kommentieren.

Albert L. Hurtado, renommierter moderner amerikanischer Historiker mit dem Spezialgebiet «Modernes Amerika», Professor an der Oklahoma University, schreibt im Vorwort zu Heizer's Anthologie:

“

... Nach der Ankunft der Europäer im Jahr 1769 schrumpfte die Zahl der eingeborenen kalifornischen Bevölkerung bis zum Jahr 1860 von über 300'000 auf ungefähr 30'000. Dieser entsetzliche Niedergang war die Folge von Krankheit, Verlust der angestammten Kultur, Enteignung und - in kleinerem Ausmass - direktem Totschlag. Neuankömmlinge - Spanier, Mexikaner, und Angloamerikaner - waren für diese schockierende Entwicklung verantwortlich. ...

Die ersten Europäischen Siedlungen brachten die Katastrophe. Ab 1769 gründete eine Spanische militärisch-kirchliche Expedition in der Alta California (Anmerkung des Autors: in etwa der heutige US-Staat Kalifornien) eine Reihe von Missionen, so genannten «presidios», Forts und kleinen Siedlungen. Der Auftrag der Missionen war, die kalifornischen Indianer zu hispanisieren und christianisieren, und darin waren sie teilweise erfolgreich. Die Krone erlaubte ihnen, riesige Farmen und Viehzuchtbetriebe aufzubauen, für die frisch bekehrten Indianer willkommene Arbeitskräfte stellten. 21 Missionen wurden so zum Heim von Zehntausenden von Indianern, bis die mexikanische Regierung, die ab 1821 Kalifornien regierte, diese Einrichtungen auflöste.

Aus spanischer Perspektive hatten die Franziskanischen Missionen humanitäre Ziele; unabsichtlich führten sie jedoch Krankheiten ein, die für die kalifornischen Indianer neu waren, und an denen diese in einem verblüffend raschen Tempo starben. Während der Missionsperiode reduzierte sich die indianische Bevölkerung um vielleicht 100'000. In der gleichen Zeit bildeten sich indianische Räuberbanden, die im Landesinneren kirchliche Einrichtungen und Viehzüchter plünderten. Missionsflüchtlinge und unbekehrte Indianer schreckten vor einer Besiedlung des Landesinneren ab, bis 1839 John A. Sutter seine berühmte befestigte Kolonie, Neu-Helvetien, nahe beim Zusammenfluss des Sacramento und American River, errichtete. Sutter's Aktivitäten schwächten die indianische Gesellschaft in den frühen 1840-er Jahren weiter. Anfänglich begegneten die Indianer Sutter sehr vorsichtig, aber mit der Zeit akzeptierten Hunderte von ihnen eine Beschäftigung als Feldarbeiter, Viehhüter oder Soldat. Der Meister von Neu-Helvetien setzte seine eingeborenen Truppen ein, um weitere Indianer zu zwingen, für ihn zu arbeiten, oder seine Felder und Viehherden zu beschützen. Sutter's Erfolg ermutigte weiter angloamerikanische Einwanderer, im Central Valley Kaliforniens

Farmen zu gründen und mit indianischen Arbeitskräften zu betreiben. Mit der Zeit wurde Sutter zum Arbeitskraft-Unternehmer, der indianische Arbeiter für Farmer in ganz Nordkalifornien besorgte.



Der Mexikanische Krieg (Anmerkung des Autors: Krieg zwischen den USA und Mexiko; 1846-1848; siehe auch Kapitel 3) kündigte die US-Herrschaft über Kalifornien an. Wenige Tage nach Kriegsende fanden Sutter's Arbeiter im Mühlekanal einer Sägemühle, die sie am American River bauten, Gold. Die Neuigkeiten über die reiche Erzader lösten einen weltweiten Ansturm in Richtung Kalifornien aus. Für die kalifornischen Indianer wurde die Entdeckung zum Desaster. Hunderttausende von weissen Goldsuchern drangen in die letzten Zufluchtsräume der Indianer ein, in die Fusshügel und Berge der Sierra Nevada und den nördlichen Teil

des Staates. Die Goldsucher hatten wenig Sympathie für das Leben der Indianer und kaum Bedarf an indianischen Arbeitskräften. Einzelne Neuankömmlinge forderten lautstark einen Vernichtungskrieg, und die Regierung des neuen Staates versuchte, ihnen entgegen zu kommen. In der Zwischenzeit handelten Bundesbehörden Verträge aus, gemäss denen Reservate hätten ausgeschieden werden müssen, deren Ratifizierung jedoch der US Senat, der den Forderungen der gesetzgebenden Behörden des Staates nachgab, verweigerte. Darauf nahm die Bundesregierung Zuflucht zu temporären Reservaten, die aber nur einem Bruchteil der kalifornischen Eingeborenen zugute kam. Somit waren um 1850 die Indianer im Wesentlichen auf Gedeih und Verderben privaten Interessen und der Staatsregierung ausgeliefert. Zwischen 1848 und 1860 schrumpfte die indianische Bevölkerung von rund 150'000 auf 30'000. Erst um die Jahrhundertwende begann die Bevölkerung wieder zu wachsen.

”

len von ungeheuren Gewinnmöglichkeiten das Maul wässrig macht. Paisano versteigt sich zu Behauptungen wie, im Vergleich zu den neu entdeckten Goldvorkommen sei das legendäre und sagemumwobene El Dorado nichts als eine Sandbank. Die Berichte häufen sich und werden immer hysterischer, auch andere Blätter beteiligen sich. Am 27. September verlässt der Royal Mail-Dampfer Europa New York und bringt die sensationelle Neuigkeit am 10. Oktober nach London.

Die ganze Welt wird vom Goldfieber erfasst.

Zufällig wird in der gleichen Zeit ein Unternehmen lanciert, das drei neue Dampferlinien begründet. Ziel ist, die Verbindung zwischen Europa, der amerikanischen Ost- und Westküste (die nach der Annexion durch die USA schlagartig eine besondere Bedeutung erhält) drastisch zu verkürzen. Eine Linie verbindet England



ab Liverpool mit New York, die andere New York mit Chagres, auf der Karibikseite des Isthmus von Panama, die dritte das pazifische Panama mit San Francisco. Die Berichte über das kalifornische Gold geben dem Unternehmen ungeheuren Auftrieb. So rasch wie möglich werden zusätzliche Schiffe in Betrieb genommen, die alle ab dem Winter 1848/1849, völlig überfüllt, Heerscharen erwartungsvoller Glücksritter nach Kalifornien verfrachten. Der erste, die *California*, die in New York noch vor dem Bekanntwerden der Goldfunde in See sticht und den amerikanischen Kontinent um Kap Horn umrundet, trifft in Panama auf die ersten Horden von Goldsuchern, nimmt dort - obwohl nur für 75 Passagiere gebaut - beinahe 500 Goldsucher auf und leert sie Ende Februar 1849 buchstäblich in San Francisco aus. Jetzt sind die Dämme gebrochen. Schiff um Schiff bringt «Neunundvierziger» (in Amerika überleben sie heute noch im Namen der National Football League



## «Trashing the Trails»

(Richard White; aus «Trails - Toward a New Western History»  
Dokumentation zum Eröffnungs-Symposium zur Ausstellung «Trails through time»,  
herausgegeben von Patricia Nelson Limerick et al, Seite 26ff)

Die ersten Trapper, Auswanderer oder Forscher, die entlang dem Oregon Trail nach Westen zogen, mögen die wilde Natur, die unbekannte Flora und reiche und wilde Fauna bewundert haben. Die Folklore, die sich um die Erschliessung des amerikanischen Westens entlang den historischen Trails rankt, betont in erster Linie das Romantische und Abenteuerliche, dem die Trail-Benutzer begegnet sind, sowie das Heroische, das sie geleistet haben. Die Trails haben aber auch ein anderes Gesicht.

1989 wurde in Santa Fe eine Ausstellung „Trails through time“ gezeigt. Im Eröffnungs-Symposium mit den renommiertesten Experten der Geschichte des amerikanischen Westens hielt Richard White unter dem Titel „Trashing the Trails“ ein viel beachtetes Referat, in dem er vor allem die ökologische Seite des Massen-Exodus der Amerikaner in Richtung Westen behandelt.

Ein kurzer Auszug soll genügen, um allfällige Sehnsüchte, beim Ansturm nach Kalifornien dabei gewesen zu sein, zu hinterfragen:

... **D**en folgenden Katalog von Müll entlang dem Oregon Trail verdanken wir einem aufmerksamen, vermutlich gelangweilten Armeeeoffizier. Er sah Eisenstangen, grosse Mühlsteine und Backöfen, die auf dem Trail liegen gelassen worden waren. Er ritt an Kochherden, kleinen und grossen Fässern vorbei, die verstreut unter Pferde- oder Ochsgeschirren, Kleidern, Schinken und Bohnen herumla-

gen. Ein anderer Reisender berichtet von einer Taucherglocke, die neben dem Weg liegen geblieben war. Allein auf einem etwa 40 Meilen langen Wegstück in der Wüste von Nevada zählte ein Auswanderer im Jahr 1850 rund 2'000 zurückgelassene Planwagen. Regelmässig wird davon berichtet, dass in den 1850er Jahren der Oregon Trail eine breite und geschäftige Hauptverkehrsader geworden war, die so voller Staub war, dass die «overlanders»

(so hiessen die auf der Überlandroute anreisenden Auswanderer) Schutzbrillen anzogen, um noch etwas sehen zu können. Der Müll, der Staub, der Mist, all dies markierte die Trails als eine Umgebung, die ganz klar durch den Menschen geformt worden war.

Der Unterschied zwischen den «neuen» und «alten» Historikern des Westens wird gewissermassen durch ihre jeweilige Sicht des Mülls, der so üppig entlang den Trails herumlag, deutlich herauskristallisiert. Die «alten» Historiker sahen durch den Müll hindurch und fanden «Natur». Für sie war die unberührte Natur vorrangig. Sie wollten Wildnis sehen, weil sie die Kultur des Westens daraus ableiteten. Viele «neue» Historiker - vor allem diejenigen, die sich primär mit Umweltfragen befassen - sehen den Müll zuerst. Sie sehen das von Menschenhand Geschaffene (im Originaltext «the cultural»), und sie versuchen, daraus die Natur zu erklären («the natural»). Die «neuen» Historiker des Westens - ganz besonders die «environmental historians» (auch das gibt es) - sind angezogen vom Abfall als Beweis menschlicher Eingriffe, als Spuren kultureller Tätigkeit. Wo «alte» Historiker des Westens Natur sehen, sehen «neue» den Schutt und die Folgen menschlichen Handelns.

Mannschaft «FortyNiners») nach Kalifornien. Niemand zählt sie. Zahlreiche Schiffe bleiben in der San Francisco Bay liegen, Offiziere und Besatzungen erliegen dem Goldfieber, laufen davon und gesellen sich zu den Zehntausenden, die an den Flüssen der Sierra Nevada reich werden wollen. Mitte 1849 werden im Hafen von San Francisco über 600 verlassene Schiffe gezählt.

Gemäss Schätzungen stürmen im Jahr 1849 etwa 100'000 Goldsucher nach Kalifornien, je ein Drittel auf der Überlandroute, über den Isthmus von Panama und via Kap Horn. San Francisco hat Ende 1848 200-300 Einwohner; die Zahl schwillt im Verlauf 1849 auf etwa 2'000 im Februar, und gegen Ende Jahr auf unglaubliche 20'000. Der Hauptharst der heranstürmenden Flutwelle von Goldsuchern, weiteren rund 80'000 hausen in der zuvor bis auf die wenigen überlebenden Indianer menschenleeren Sierra Nevada, in den aus dem Boden schiessenden Goldgräber-Lagern und westlich von Sutter's Fort.

## AUGUST, SUTTER JUNIOR, ÜBERNIMMT DAS SZEPTER

Der wirkliche Auslöser für Sutter's Rückkehr von den Minen ist vermutlich die Nachricht, dass sein ältester Sohn Johann August mit der Huntress in San Francisco angekommen ist. Nach vierzehnjähriger Trennung sind Vater und Sohn zwar Fremdlinge. Trotzdem erwartet Sutter den einundzwanzigjährigen August hoffnungsvoll, wie seine letzte Rettung. Er braucht dringend jemand, dem er vertrauen kann.

Sutter junior wird 1850 Kalifornien verlassen, enttäuscht und verbittert, seelisch und körperlich eine Ruine; in Acapulco wird er sehr bald eine Mexikanerin heiraten, 1851 nochmals kurz in San Francisco in Erscheinung treten, und anschliessend für ein paar Jahre in der Einsamkeit der noch wilden mexikanischen Provinz Sonora unter-

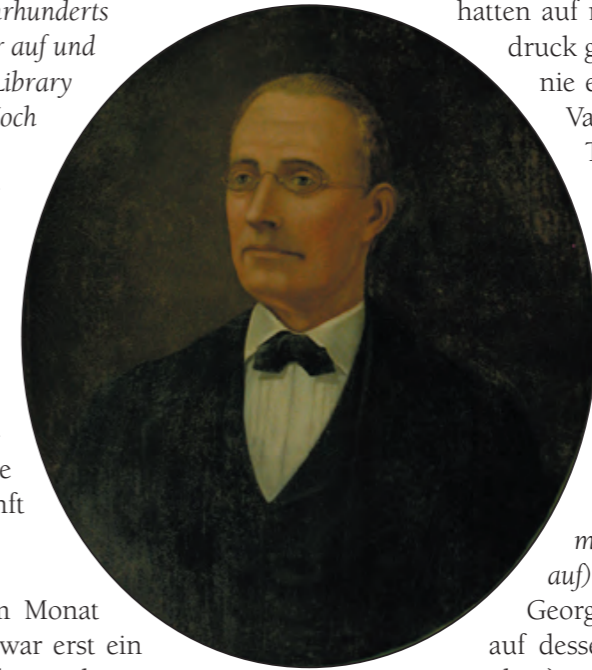
Portrait von Johann August Sutter jr. ▼

tauchen. Ende 1854 wird er mit Frau und zwei Kindern nach Kalifornien zurückkommen, um seiner Familie und Freunden seine Sicht darzulegen, warum die Sutter's ein halbes Reich verloren haben. Um sich und der Familie zu helfen, Verlorenes wieder zu erlangen, oder mindestens dafür entschädigt zu werden, wird er schriftlich festhalten, was in Wirklichkeit passiert ist. Seine Aufzeichnungen blieben bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschollen, tauchten 1896 wieder auf und wurden von der California State Library in ihre Bestände aufgenommen. Noch in Manuskriptform bilden sie eine wichtige Quelle für die ersten Biografen Sutter's. 1943 wurden sie erstmals unter dem Titel «Statement Regarding Early California Experience» (siehe Bibliografie) publiziert.

Am besten kommt August selber zu Wort, um die Ereignisse unmittelbar nach seiner Ankunft in San Francisco zu schildern:

«Ich kam in Kalifornien im Monat August 1848 an; das Gold war erst ein paar Wochen vorher entdeckt worden. Bereits in San Francisco kamen mir seltsame Berichte und insgesamt widersprüchliche Gerüchte über meinen Vater und den Zustand seiner Geschäfte zu Ohren.

Einige sagten, er sei der reichste Mann der Welt und wisse nicht einmal selber, wie reich er sei; im Gegensatz dazu sagten mir andere im Vertrauen, mein Vater sei wegen seiner schrecklich losen und sorglosen Art, jede einzelne geschäftliche Transaktion abzuwickeln, am Rand des Ruins; anstatt anständige und vertrauenswürdige Männer anzustellen, sei er von einem Pack Schurken und morallosen Männer umgeben, die ihm nicht nur nicht helfen, sondern seinen moralischen, gesundheitlichen und finanziellen Ruin beschleunigen und innert kurzer Zeit zu Ende führen würden. Einige gingen noch weiter; sie kamen mit dem Begehren zu mir, energisch in die Geschäfte meines Vaters einzugreifen, die Männer in seinen Diensten fortzujagen und durch anständige zu ersetzen, und alle Geschäfte persönlich an mich zu reissen, sofern ich gewillt sei, irgendetwas für meine Mutter und Brüder, für meinen Vater selbst sowie für mich zu retten. Einige präsentierten mir ihre Forderungen gegen meinen Vater und erzählten, wie lange sie schon auf Zahlung gewartet hatten



und immer noch warteten, und dass sie von mir erwarteten, so rasch wie möglich für die Bezahlung zu sorgen. ... Niemand kann sich vorstellen, mit welchen widersprüchlichen Gefühlen ich mich am Tag nach meiner Ankunft in San Francisco auf den Weg zum Sacramento machte, mit Vaters Schoner, der zufällig gerade da war. All die gegensätzlichen Gerüchte hatten auf mich einen schrecklichen Eindruck gemacht. Ich hatte bislang noch nie etwas davon gehört, dass mein Vater dem furchtbaren Laster der Trunksucht und anderen unsoliden Gewohnheiten anhing; deshalb wollte und konnte ich es nicht glauben, bis ich Beweise sah. Die ersten Menschen, die ich bei meiner Ankunft in Sacramento (Anmerkung des Autors: bei der Ankunft von Sutter junior hiess der Ort natürlich noch Sutter's Fort; der Name Sacramento kam erst kurze Zeit später auf) antraf, waren Angestellte von George McDougall und, ebenfalls auf dessen Schiff, Robert Ridley (jetzt gestorben), ein Deutscher namens Hahn und der Amerikaner Lang; die letzten drei wurden mir gegenüber später als Geschäftspartner meines Vaters bezeichnet. Ridley war krank und ging zwei Tage später nach San Francisco. Ich sah ihn nie wieder. Hahn und Lang waren schon am ersten Tag, den ich im Fort verbrachte, betrunken. Mein Vater war in die Minen gegangen und wurde erst ein paar Tage später zurückerwartet, sodass ich mit meinen Gedanken über die in San Francisco gehörten Gerüchte allein blieb; schlimmer noch, alles wurde bestätigt, in stärkeren und lebendigeren Farben als je zuvor.

Ich sah selber, wie sich alles abspielte. Alles, was meinem Vater gehörte, stand jedermann zur Verfügung. Die Händler im Fort (Brannan, Ellis, Pettit, Dr. McKie, Captain Dring, Picket, usw.) lieferten jedem, was er wollte, und stellten riesige Rechnungen zulasten meines Vaters aus. Mein Vater stattete ohne Unterschied Indianer, Neger, Kanaken und weisse Männer jeder Nationalität mit Kreditbriefen in unbegrenzter Höhe für die Läden in und ums Fort aus. Natürlich wollte jeder seiner Angestellten mein Vertrauen und meine Freundschaft gewinnen; jeder erzählte mir eine andere Geschichte, mehr oder weni-

ger schreckliche Berichte, womit sie sich gleichzeitig gegenseitig verleumdeten. Zu der Zeit tauchten im Fort auch Major Hensley und Herr McKinstry auf, den ersteren hatte ich bereits in Washington City kennen gelernt; beide hatten früher in den Diensten meines Vaters gestanden und waren mit seinen geschäftlichen Angelegenheiten bestens vertraut. Beide erzählten mir das Gleiche wie alle anderen auch; zusätzlich informierten sie mich darüber, dass mein Vater der Russisch-Amerikanischen Pelzgesellschaft von der Nordwestküste wegen des Kaufs von Fort Ross und Bodega 30'000 Dollar samt Zinsen schuldet; und dass Herr Leidesdorff, der Vertreter dieser Gesellschaft, meinen Vater für diesen Betrag eingeklagt und der Sheriff von San Francisco die Beschlagnahme des ganzen Vermögens meines Vaters eingeleitet hatte. (Herr McKinstry ist mit den entsprechenden Tatbeständen bestens vertraut.) ... McKinstry blieb bei mir, um meinen Vater zu bewegen, seine ganzes Grundeigentum und sonstiges Privatvermögen auf mich zu übertragen; Major Hensley und er seien zur Überzeugung gelangt, dies sei der einzige Weg, die Beschlagnahme zu verhindern, bis Mittel beschafft werden könnten, die entsprechenden Schulden zu bezahlen, und alle anderen dazu, die sie nach ihrem besten Wissen auf etwa 80'000 Dollar schätzten. Aus den Büchern, die mir Hahn gab, konnte ich mir überhaupt kein Bild über den Stand der Geschäfte machen, so sehr waren sie durcheinander, und seit sechs Monaten überhaupt nicht mehr nachgeführt. Als Beweis für das totale Durcheinander, das ich antraf erwähne ich nur, dass ich die jetzt so wichtig gewordene Karte von Hauptmann Vioget (*Anmerkung des Autors: Vioget hat nach Sutter's Ankunft im Sacramento Valley das Terrain von Neu-Helvetien um 1840 vermessen; seine Pläne waren Grundlage für den ersten Landbrief, den Sutter senior von Gouverneur Alvarado erhielt*) in einer offenen Schulblade herumliegen fand, ebenso wie den Vertrag mit der Russisch-Amerikanischen Pelzgesellschaft und die Abrechnungen und genehmigten Rechnungen von Oberst Frémont.

Schlussendlich, nach einer Woche schrecklicher Aufregung und Qual, kam mein Vater, den ich 15 Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, zurück. Unser erstes Zusammensein nach so langer Trennung war so liebevoll und aufrichtig wie jedes solche Treffen zwischen Vater und Sohn bei einer solchen Gelegenheit sein sollte. Beide weinten wir. In der Gegenwart meines Vaters, der so lebenswürdig und innig war, vergass ich bald alles, was ich gehört hatte, und war

über unser Zusammenkommen so glücklich, wie ich nur sein konnte. Wir redeten lange über meine Mutter, meine Brüder und meine Schwester, Familienbelange und alte Zeiten; mein Vater war oft zu Tränen gerührt; dann begannen wir über die aktuelle Situation zu reden; er begann sofort, meine Ängste zu beschwichtigen und von seinen Zukunftsplänen und seiner Hoffnung, bald aus allen Schwierigkeiten herauszukommen, usw.; ich war richtig glücklich. Dann stiess Herr McKinstry zu uns und unterbreitete ihm den Plan, alles auf mich zu übertragen; mein Vater sah die Notwendigkeit dazu ein und stimmte ihm bereitwillig zu».

Am 14. Oktober 1848 wird tatsächlich das gesamte Vermögen Sutter's auf seinen Sohn überschrieben.

*Nach heutigen rechtlichen Standards ist das - gelinde gesagt - ein ungewöhnlicher Vorgang, denn bereits einem Arrest-Verfahren unterworfenen Vermögenswerte können normalerweise weder übertragen noch veräussert werden. Noch ungewöhnlicher wird er unter Berücksichtigung der Tatsache, dass zu diesem Zeitpunkt der amerikanische Kongress den Friedensvertrag von Guadalupe Hidalgo noch nicht ratifiziert hat, somit Kalifornien noch gar nicht Bestandteil der USA ist und noch mexikanisches Recht anzuwenden wäre. Umgekehrt lässt sich natürlich auch sagen, dass in einer Situation, die durch totale Gesetz- und Rechtslosigkeit charakterisiert ist, Massstäbe oder Wertvorstellungen für die Rechtmässigkeit einzelner Vorgänge gar nicht erwartet werden dürfen.*

Was jetzt passiert, fällt in wenigen Jahren ganze Gerichtsarchive von Prozessakten.

Die Naivität, Unüberlegtheit, Borniertheit, ja auch Dummheit, mit der zunächst Sutter junior, dann wieder sein Vater, in wenigen Monaten nicht nur die Chance verpassen, aus den Wirren des Gold Rush als eine der reichsten Familien Kaliforniens hervorzugehen, sondern praktisch alles, was Vater Sutter bisher aufgebaut hat, zu verlieren, übersteigt alles, was sich selbst eine primär an den Schwächen der Menschen orientierte kriminelle Fantasie ausdenken kann.

Sofort nach der Besiegung des Eigentumstransfers auf Sutter junior verschwindet der Vater wieder in den Speulunken um Sonoma. Er errichtet mit Partnern eine Firma, die die Goldsucher mit der erforderlichen Ausrüstung versorgen soll. An sich ist das eine gute Idee, denn auch bei anderen vergleichbaren Massenanstürmen auf neu entdeckte Vorkommen von Bodenschätzen wird

in allen Teilen der Welt die Erfahrung gemacht, dass nicht in erster Linie die Goldgräber reich daraus hervorgehen, sondern diejenigen, die für die Schatzsucher die Logistik bereitstellen (*Baumaterialien, Werkzeuge, Essen, Getränke - vor allem alkoholische - und natürlich Bordelle*).

Sutter bringt es aber auch hier fertig, in kürzester Zeit wieder mit 10'000 Dollar Schulden dazustehen.

August beginnt sofort, die Schulden seines Vaters abzutragen. Er erkennt rasch, dass der anschwellende Ansturm der Goldsucher im Umfeld von Sutter's Fort und insbesondere bei der Landestelle der Schiffe (Sutter's Landing genannt), die San Francisco mit Neu-Helvetien verbinden, eine riesige Nachfrage nach Land, Bauland, erzeugen wird. Ob er weiss, dass sein Vater aus bereits beschriebenen Gründen seine neue Stadt «Sutterville» einige Meilen unterhalb von Sutter's Landing geplant hat, ist nicht bekannt. Sutterville ist jedenfalls bis jetzt ein Papiertiger geblieben. August beginnt, eine Stadt zwischen Sutter's Landing und dem Fort zu planen. Er stellt Fachleute an, die den Plan einer zukünftigen Stadt zu Papier bringen; der Plan sieht Strassen vor, die in einem rechteckigen Raster das ganze Terrain von der Mündung des American in den Sacramento River, flussabwärts entlang dem Sacramento bis hinauf zum Fort abdecken. Im Dezember liegt der Plan vor, und der gesamte Grund und Boden ist in «lots», das heisst in Parzellen unterteilt. Auf Vorschlag von Heinrich Lienhard erhält die Stadt den Namen Sacramento City. Lienhard bereut dies später, weil es ihm seitens Sutter senior grosse Animosität und Feindschaft einbringen wird; sein Vorschlag verletzt die Eitelkeit Sutter's aufs Schwerste. Wahrscheinlich hätte sich Sutter nicht so heftig gegen die Neugründung gewehrt, wären derentwegen Vater und Sohn nicht so aneinander geraten, wenn die Stadt seinen Namen, à la Sutterville, getragen hätte. Umgekehrt tröstet sich Lienhard damit, dass er wenigstens die Urheberschaft für den Namen von Kaliforniens Hauptstadt in Anspruch nehmen darf. Ab Ende 1848 datiert August seine Briefe nicht mehr unter «Neu-Helvetien», sondern unter «Sacramento».

August verkauft die ersten Parzellen, noch bevor der Plan fertiggestellt ist. Im Dezember 1848 trifft Peter H. Burnett in Sacramento City ein. Burnett ist ein Anwalt aus Oregon, der auch dem Ruf des Goldes folgend nach Kalifornien kommt. Am 28. Dezember übergibt ihm August die gesamte Verantwortung für den Verkauf der Grundstücke in der neuen Stadt. Burnett, der übrigens später in die Politik wechselt und erster ziviler Gou-

verneur von Kalifornien wird, erinnert sich: «Ich hatte erst wenige Tage im Fort verbracht, als John A. Sutter jr. mir den Posten anbot, als sein Anwalt und Vertreter zu agieren. ... Meine Aufgabe war, mich um seine gesamten Rechtsgeschäfte zu kümmern, die Parzellen von Sacramento City zu verkaufen und den Verkaufserlös einzutreiben; für diese Dienste sollte mir ein Viertel der aus dem Verkauf der Stadtparzellen resultierenden Bruttoerlöse zustehen». Drei Wochen später erhält Burnett von August die Vollmacht, die Verkaufspreise selbständig festzulegen. Bevor der Verkauf richtig lanciert wird, scheidet August noch grosszügig zehn vollständige Strassenblöcke Boden aus und reserviert diese für eine öffentliche Nutzung durch die späteren Stadtbehörden.

Anfang 1849 befinden sich bei Sutter's Landing erst zwei Häuser, rohe Blockhütten, eine davon ein Saloon. Die ersten verkauften Parzellen liegen noch beim Fort. Schon Ende Januar 1849 steigt die Nachfrage nach Parzellen beim Fluss rapid an. Burnett setzt die Preise, einheitlich nach Lage, so an, dass Spekulanten keine Möglichkeit haben, tief einzukaufen und mit grossem Gewinn sofort weiterzuverkaufen. Er beschränkt die Verkäufe auch auf maximal vier Parzellen pro Käufer. Die ersten Gebäude wachsen zügig aus dem noch von Eichen bewaldeten Boden.

George McDougall hat Mitte 1848 die Fähre über den Sacramento gebaut und betreibt seither mit Bewilligung von Sutter senior am Ufer einen Handelsposten. Er meint, dass er daraus den Anspruch auf einen beinahe 400 Meter breiten Landstrich dem Fluss entlang ableiten kann. August weist dies zurück. McDougall ist wütend und sinnt auf Rache. Zusammen mit seinem Kumpan George McKinstry, der erste, der August nach seiner Ankunft in Kalifornien auf die Zustände in Neu-Helvetien vorbereitet hat, macht er sich auf den Weg zu Vater Sutter. Zuerst besuchen die beiden Lansford Hastings, der Sutter schon 1845 eine halbe Quadratmeile Land in der Gegend von dessen Phantomstadt Sutterville abgekauft hat. Sie kaufen ihm mehrere Parzellen davon ab. Dann gehen sie auf Sutter los und werfen ihm vor, dass sie zu den betrogenen Opfern der Sacramento-Gründung gehören, weil ihre Sutterville-Grundstücke jetzt wertlos sind. Sutter selbst ist wie vom Schlag getroffen und stürmt mit den beiden Spekulanten und Hastings sofort nach San Francisco, vorbei an seinem Fort, ohne nur den geringsten Versuch zu machen, seinem Sohn zu begegnen. Er fühlt sich von seinem Sohn verraten und wird nie mehr eine tragfähige väterliche Beziehung mit ihm pflegen.

▼ Sacramento City unter Wasser, die grosse Überschwemmung im Winter 1849/1850



Sacramento City, Flood of 1850

In San Francisco unterschreibt Sutter einen Vertrag, in dem er sich verpflichtet, von seinem Sohn eine Quadratmeile bestes Sutterville-Land zugunsten seiner «Freunde» zu erlangen, und für den Fall der Nichterfüllung soll der Besitzer des Landes 20'000 Dollar Busse zahlen müssen. August hat keine andere Wahl als den Vertrag zu erfüllen. Jetzt beginnt, sekundiert oder angefacht von Sam Brannan, der seinen mormonischen Glauben inzwischen längst durch den Glauben an das Gold und die mit dem Gold verbundenen Geschäfts- und Betrugsmöglichkeiten vertauscht hat, eine Kampagne gegen Sacramento. Jeder, der sich bereit erklärt, von Sacramento nach Sutterville, das nach wie vor noch gar nicht existiert, umzuziehen, erhält kostenlos 200 Parzellen Sutterville-Bauland. Die wichtigen Händler und Geschäftsleute, die sich bereits für Sacramento entschieden haben, drohen Sutter umgehend, dieses Angebot anzunehmen, sofern sie nicht in Sacramento City 200 Parzellen Land erhalten, natürlich auch gratis. Gegen den Protest seines Sohnes entscheidet Sutter senior, dieser Erpressung nachzugeben. Der wichtigste Vermögenswert, den die Sutter's noch haben, nämlich Bauland in Sacramento City, beginnt, sich in Luft aufzulösen.

Um die Jahreswende 1849/1850 tritt der Sacramento River wegen langen und intensiven Regenfällen über die Ufer. Die tiefer gelegenen flussnahen Quartiere von Sacramento City stehen fünf bis sechs Meter unter Wasser. Nur das Fort selbst und seine unmittelbare

Umgebung werden verschont. In den Strassen verkehren Flussboote. Häuser, Zelte und Vorräte werden vom Hochwasser fortgespült. Das Gelände von Sutterville bleibt trocken. Es zeigt sich, dass Sutter's Stadtbaupläne Hand und Fuss gehabt hätten. Die Ironie will es, dass Sutter sich an der Schadenfreude der Sutterville-Anhänger nicht beteiligen kann, denn er hat dort gar kein Land mehr.

*Besucher des heutigen Sacramento City mögen sich fragen, wo denn eigentlich die Erhöhung sich befindet, auf der Sutter's Fort gebaut wurde und heute das sehr schön rekonstruierte und eindruckliche Fort besucht werden kann. Die Erklärung ist ganz einfach: Die Einwohner Sacramento's haben nach dieser (und späteren Überschwemmungen, die erst nach der Eindämmung der Flussufer aufgehört haben) den Sand, Schlick und Schlamm, den der Fluss in die Keller und Erdgeschosse ihrer Häuser gespült hat, liegen und trocknen lassen. Ein bis zwei Gebäudestockwerke versanken so sukzessive im Boden (und sind heute für archäologische Untersuchungen von hohem Wert). Mit der Zeit wurden die Strassen höher gelegt, sodass heute das Terrain zwischen Fluss und Fort ziemlich topfeben ist.*

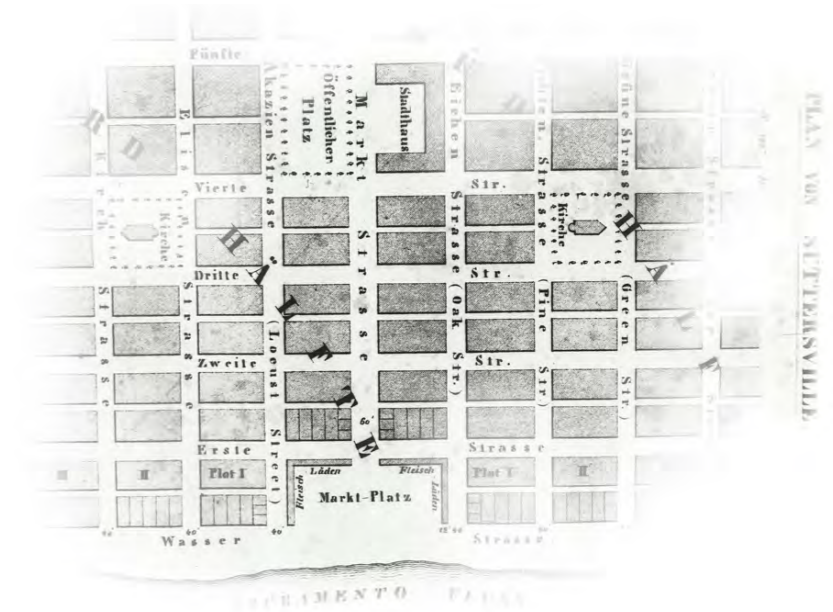
Nicht einmal die Überschwemmungskatastrophe bringt Sutterville vom Fleck. Das Wachstum Sacramento's ist so rasant, dass die von Sutter senior so ersehnte Gründung ein Phantom bleibt. Die wenigen Häuser oder Hütten, die bereits gebaut sind, zerfallen rasch.

Sutterville und Sacramento City um 1849/1850; der Gegensatz könnte nicht grösser sein: Sutterville, ein Phantom und Wunschtraum, versus Sacramento City, eine innert Monaten aus dem Nichts entstandene Boom-Stadt ▼

▼ Sutterville

▼ Sacramento City um 1849

Die Goldsucher wollen sich unbedingt in Sacramento ausrüsten. Berge von Gütern - alles, was die Bergleute benötigen - werden per Flussfrachter nach Sacramento gebracht und bei Sutter's Landung, bald pompös «Embarcadero» genannt, entladen und von dort mit Fuhrwerken in die Minenregion gekarrt. Sacramento City wird zu einem lärmigen und hektischen Versorgungszentrum mit allen für die Frontier typischen Ingredienzien wie Saloons, Spielhöllen, Bordelle, aber auch eigener Zeitung, Bäckerei, Schmiede, Billardhalle und Kegelbahn.



FOOT OF J AND K STREETS  
City of Sacramento, 1849

Der Verkauf von Landparzellen läuft entsprechend der Entwicklung der Stadt auf Hochtouren. Auf umsichtige Weise gelingt es Burnett, Kredit um Kredit zurückzuzahlen, in letzter Sekunde, d.h. bevor die eingeleitete Beschlagnahme Tatsache wird, auch die Schulden bei der Russisch-Amerikanischen Pelzgesellschaft. Im Juni 1849 bleiben nur noch die Schulden gegenüber Suñol, alle anderen Gläubiger haben ihr Geld zurück.

Schon im März beginnt August, Vieh und Haushaltseinrichtung vom Fort nach Hock Farm zu bringen. Er will, dass der bisherige Aussenposten Neu-Helvetiens zum standesgemässen Sitz für seinen Vater und die ganze Familie, sobald sie aus der Schweiz herübergebracht werden kann, wird.

Aber die Anstrengungen, Ängste und Enttäuschungen, die der junge August seit seiner Ankunft durchstehen muss, die bitteren Erfahrungen mit skrupellosen und betrügerischen «Freunden» und «Helfern», der Ekel vor dem lasterhaften Leben seines Vaters, erschöpfen ihn, laugen ihn aus und machen ihn krank. Er zieht sich selbst auf die Hock Farm zurück, während Burnett immer noch voll mit dem Verkauf von Stadtparzellen beschäftigt ist. August hat genug. Im Juni gibt er alles, was von dem übrig geblieben ist, was vom Vater vor weniger als einem Jahr auf ihn übertragen worden ist, wieder seinem Vater zurück.

Als erste «Amtshandlung» entlässt der wieder für die Geschäfte Neu-Helvetiens verantwortliche Vater Sutter den Mann, der dafür gesorgt hat, dass er praktisch wieder schuldenfrei dasteht: Peter Burnett; und ersetzt ihn durch zwei zweifelhafte Bekannte. Sutter hegt gegenüber Burnett einen tiefen Groll, weil er ihn für den Verlust seiner Traumstadt Sutterville mitverantwortlich macht.

Sutter und die beiden neuen Manager unterlassen es, Burnett über die Entlassung zu informieren. Jetzt verkaufen für eine kurze Zeit sowohl Burnett als auch die neuen Manager Stadtgrundstücke in Sacramento. Es überrascht nicht, dass bald die gleichen Grundstücke doppelt verkauft werden. Als das Durcheinander offenkundig wird und Burnett von seiner Entlassung erfährt, verlangt er die Einhaltung seines ursprünglichen Vertrags, der ihm 25% des Verkaufserlöses sämtlicher Grundstücke Sacramento's garantiert. Er verlangt jetzt seinen Anteil an allen bislang noch unverkauften Grundstücken. Es wird vereinbart, dass Burnett alle pendenten Geschäfte noch fertig abwickelt, Sutter vom mutmasslichen Erlös 10'000 vorschiesst, damit dieser

seinen allerletzten Schuldner Suñol auszahlen kann, und dass Burnett als Abgangsentschädigung «gewisse Parzellen in Sacramento City» erhält. Was - ausnahmsweise - wie ein gutes Geschäft für Sutter aussieht, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als Riesenflop, denn die «gewissen Grundstücke» umfassen schliesslich 82 ganze Strassenblöcke und zusätzliche 109 Parzellen in verschiedenen Teilen der Stadt.

*Die verworrenen Ereignisse und Geschäftstransaktionen, die seit der Entdeckung des Goldes zu verzeichnen sind, werfen ein Schlaglicht auf das Leben an der Frontier der USA; sie illustrieren die Absurditäten und Perversitäten, die Ränke und Betrügereien, die einen rechtsfreien und gesetzlosen Raum kennzeichnen. Die ausführliche Schilderung hat darüber hinaus zwei spezielle Gründe: Einmal illustrieren sie eine Epoche, die im Leben Sutter's eine zentrale und weichenstellende Bedeutung hat; zum anderen belegen sie, dass der Untergang Neu-Helvetiens kein blinder Schlag des Schicksals ist. Sie zeigen, dass Sutter nicht nur durch Goldsucher, die seine Ernten, sein Vieh, sein Holz und sein Land stehlen, ruiniert wird, sondern erst recht durch seine eigene Nachlässigkeit und Dummheit.*

*Beide, Vater und Sohn Sutter sind schlechte Geschäftsleute. Es lässt sich sehr wohl darüber streiten, ob ein geschickter und ehrlicher Makler die Interessen Sutter's wahren und Neu-Helvetien intakt hätte bewahren können. Burnett's Erfolg ist ein Indiz, dass dies nicht völlig ausgeschlossen werden kann. Offensichtlich sind jedoch die ersten Jahre nach Ausbruch des Gold Rush ganz besondere Zeiten. Zu viele Menschen gieren danach, schlagartig steinreich zu werden. Gesetzlosigkeit ist die Mutter der Korruption. Spekulation verdrängt Vorsicht. Es sind in der Tat schwierige Zeiten.*

Burnett, der Grund genug hätte, über Sutter schlecht zu reden, beleuchtet einen anderen Aspekt: «Sutter's ungeheure Auslagen an Kapitalien und Löhnen waren notwendig, ehe er irgendwelchen Gewinn erwarten konnte. ... Ich zögere nicht, mich ganz entschieden dahin auszusprechen, dass kein einziger Mensch unter den genau gleichen Umständen wie den Sutter'schen seine Schulden vor der Entdeckung des Goldes hätte bezahlen können. ... Wie konnte ein Pionier einem armen Kameraden, der im Notfall für ihn kämpfen und sterben würde, seine Hilfe verweigern? In einem neuen Land sind die Verhältnisse so verschieden von denen eines alten, dass das soziale Leben besonderen Gesetzen gehorchen muss. ... Das ist auch der Grund, weshalb so selten ein Pionier reich wird und bleibt. Zudem hatte Hauptmann Sutter ein edleres Ziel im Auge, als die

Kennedy Gold Mine, Symbol für Tausende von Schürfstellen und Goldgruben, die innert wenigen Jahren entlang der so genannten «mother lode» (Haupt-Goldader) Kaliforniens aus dem Boden schiessen ▼



blosse Anhäufung persönlichen Reichtums. Sein Zweck war die Kolonisierung des grossartigen Sacramentotals (Z, 263-264)».

Aber die Sutter's sind noch nicht am Ende - sie haben ja noch die Hock Farm. Da Sutter senior keinerlei Anstalten macht, seine in der Schweiz zurückgelassene Familie nach Kalifornien zu bringen, beginnt August, sich darum zu kümmern. Er kann Lienhard dafür gewinnen, die Familie zu holen. Lienhard verlangt - er kennt ja die Sutter'sche Zahlungsmoral - und erhält dafür 4'000 Dollar Lohn und 8'000 Dollar Reisespesen. Am 20. Juni 1849 sticht Lienhard in San Francisco mit der Panama in See. Über den Isthmus von Panama - eine Ost-West-Route, die durch den Gold Rush schlagartig eine grosse Bedeutung erhält und die Seeverbindung nach Kalifornien um Monate abkürzt - erreicht er den Atlantik und Europa. Über die gleiche Route und mit dem gleichen Dampfer kommt er am 21. Januar 1850 in Begleitung von Frau Sutter und den Kindern Eliza, Emil und Alphonse (das jüngste Kind, Carl Albert Maximilian, ist als Kleinkind, drei Jahr nach Sutter's Flucht, verstorben) und von mehreren Verwandten der

Sutter's wieder in San Francisco an. Innert 10 Jahren hat sich dank der Dampfschiffahrt die Dauer einer Reise von Kalifornien nach Europa mehr als halbiert. Sutter senior nimmt, während August immer noch krank ist, seine Familie in San Francisco im Empfang und bringt sie auf kürzestem Weg auf die Hock Farm.

Sutter senior schlägt seinem Sohn vor, zu versuchen, von den Chancen des Gold Rush zu profitieren und nochmals ins Geschäft einzusteigen; er verspricht ihm 30'000 Dollar als Startkapital. Es sieht danach aus, als ob er ihn von Hock Farm wegzaubern möchte: das intime Wissen des Sohns über Vaters Eskapaden und Lebenswandel könnte den Familienfrieden stören. August nimmt den Vorschlag an. Dr. Brandes, ein Arzt aus Deutschland, der ihn während seiner schweren Krankheit behandelt hat, macht ihn mit den Brüdern Wetzlar, auch deutsche Einwanderer, die in Sacramento einen Laden betreiben, bekannt. Die Wetzlar's sind vor allem von der Idee angetan, dass August vom Vater grosszügig finanziert werden soll. Sie überreden ihn, der immer noch krank und gar nicht besonders begeistert ist, mit ihnen und Brandes eine Partnerschaft

Letzte Seite der ersten kalifornischen Verfassung;  
Unterschriften der Mitglieder der verfassungsgebenden  
Versammlung; Sutter's Unterschrift oben  
rechts ▶

einzuweisen. Wie die drei ihn blitzschnell über den Tisch ziehen, ist in Augusts «Statement» im Detail beschrieben. Die Quintessenz ist, dass August natürlich das Startkapital nicht bekommt, als Entschädigung dafür dem Vater, mit tatkräftiger Unterstützung durch Dr. Brandes, alle Gebäude und Grundstücke in Sacramento, die noch Sutter gehören, sowie eine halbe Quadratmeile Land zwischen Sacramento und Sutterville je für einen Dollar abkaufen kann. Der Kampf gegen die Squatter (Landbesetzer), die in Massen freie Grundstücke belegen, hohe Steuern, mit denen Dämme finanziert werden sollen, um die Stadt gegen eine Wiederholung der schweren Überschwemmungen des Winters 1849/1850 zu schützen, wachsen ihm jedoch bald über den Kopf. Seine Partner spüren, dass er aussteigen will, und bringen ihn dazu, seinen ganzen Besitz gegen 125'000 Dollar an ein neues Quartett, dem jetzt auch Sam Brannan angehört, abzutreten. Er soll den Kaufpreis in einer Anzahlung von 25'000 Dollar und einer gleich hohen Rate drei Monate später, die restlichen 75'000 Dollar ein Jahr nach dem Verkauf erhalten. Von der ersten Rate erhält er einen Teil, den Rest des Geldes sieht er nie. Seine doppelzüngigen Partner verkaufen ihre Land-Anteile sehr rasch und mit grossen Gewinnen. Später taucht das Gerücht auf, Dr. Brandes habe den jungen Sutter während der ganzen Zeit der Behandlung von dessen Krankheit mit Drogen benebelt, willenlos und gefügig gemacht. Entnervt, entkräftet und entmutigt verlässt August Kalifornien in Richtung Südamerika. Die Ära Sutter junior ist vorbei.

## SUTTER WIRD ZUR LEGENDE

Während des Interregnums seines Sohns ist Sutter nicht ganz untätig. Natürlich sonnt er sich im «gestohlenen» Ruf, der Entdecker des Goldes zu sein, lässt er sich von speichelleckenden Heuchlern unzählige Male verlocken, seine Geschichte und noch mehr seine fantastischen Geschichten zu erzählen, meistens garniert mit einer guten Dosis Schnaps oder Wein. Viel Zeit verbringt er damit, über den Verlust von Sutterville und den Verrat seines Sohnes und zahlreicher trügerischer Freunde und Helfer zu klagen.

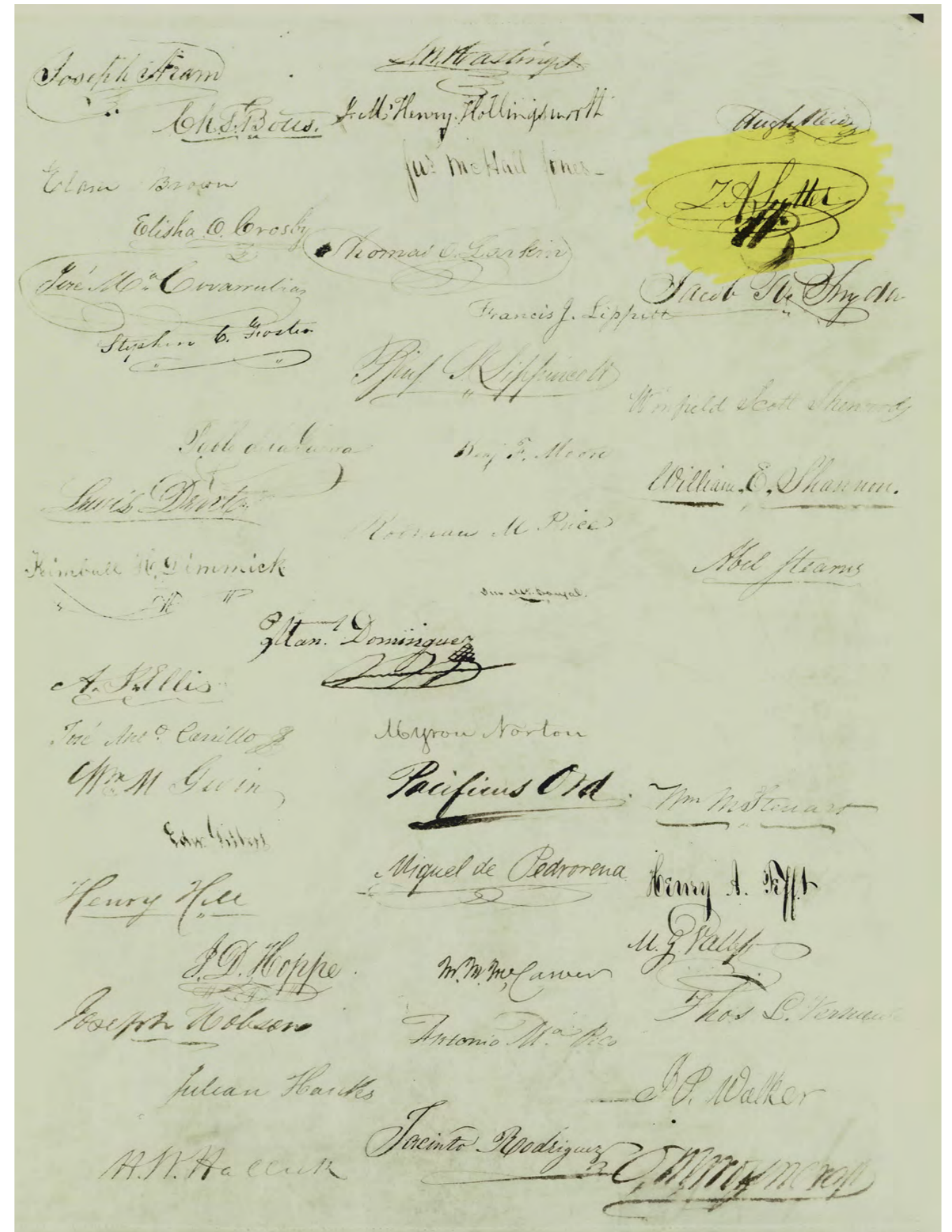
Er kommt aber bald zu höheren Weihen.

Bereits 1849, also kurz nach der Annexion durch die USA, und noch einige Zeit vor der Ankunft von Sutter's Familie, entsteht in Kalifornien eine Bewegung, welche die Anerkennung Kaliforniens als neuen Staat der USA betreibt (bislang ist Kalifornien «nur» ein Territorium). Die Anhänger dieser Idee sind enttäuscht, als sie erfahren, dass der US-Kongress sich im Frühjahr vertritt, ohne das Traktandum Kalifornien zu behandeln. Die Kalifornier ergreifen nun die Initiative selber und berufen eine verfassungsgebende Versammlung ein. Sutter wird als Vertreter des Sacramento-Distrikts in dieses Gremium aufgenommen. Er findet sich dort in Gesellschaft zahlreicher alter Bekannter, Freunde und Feinde. Dazu gehören Burnett, der Verwalter Neu-Helvetiens unter dem Regime von August, der ihn aus seiner Schuldenmisere gerettet hat, ohne dafür je Dank und Anerkennung zu bekommen, sowie auch Brannan und McDougall, die soviel dazu beigetragen haben, dass Sutter einen Grossteil von Neu-Helvetien verjubelt und verloren hat.

Sutter spielt bei der Ausarbeitung der ersten kalifornischen Verfassung eine Nebenrolle; Kollegen in der Versammlung sehen ihn als ornamentales Anhängsel, und würdigen seinen Hauptbeitrag darin, dass er allein mit seiner Präsenz als «Grand Old Man of California», mit seinem immer noch stattlichen Aussehen und vornehmen Auftreten den Kongress aufgewertet und ihm Glanz verliehen habe.

Sutter erlebt den Höhepunkt dieser Episode, in seinen eigenen Worten «den glücklichsten Tag seines Lebens», als er am letzten Tag der Versammlung, in Vertretung des erkrankten Vorsitzenden, die Sitzung leiten darf. Es geht dabei ausgerechnet um die Zeremonie, die fertig erstellte Verfassung von allen Versammlungsmitgliedern unterzeichnen zu lassen. Am nächsten Tag führt Sutter den Zug der Versammlung zum Gouverneur an und übergibt diesem das fertige Dokument, das an prominenter Stelle auf der letzten Seite seine markige Unterschrift trägt.

Im gleichen Jahr wird der erste zivile Gouverneur Kaliforniens gewählt. Nach anfänglichem Zögern und Sich-Zieren kandidiert auch Sutter. Trotz seiner Popularität verliert er am 13. November die Wahl und erhält weit abgeschlagen nur am drittmeisten Stimmen. Ein Zeitgenosse fragt Lienhard rhetorisch: «Wie kann jemand, der noch bei Verstand ist, denken, dass verantwortungsbewusste Männer jemand wie Sutter wählen, der doch mehr als die halbe Zeit besoffen ist (D, 320)»?



▼ Peter Burnett, erster Gouverneur Kaliforniens, 1849-1851



Die Gouverneurs-Wahl spielt schon in den Überlegungen der verfassungsgebenden Versammlung eine gewisse Rolle. Ein Vorschlag, den Indianern das Stimmrecht zu gewähren, wird mit dem Argument abgeschmettert, dass dann mit Sicherheit Sutter gewählt würde; er müsse nur jedem Indianer ein bisschen Land schenken, und schon hätte er 10'000 Stimmen.

Peter Burnett, der von Sutter entlassene Verwalter Neu-Helvetiens, wird gewählt, mit fast 7'000 Stimmen gegenüber Sutter's gut 2'000.

Wenige Tage nach seiner Wahlniederlage wird Sutter wieder in sein früheres Amt als Unter-Agent für Indianer-Angelegenheiten im Sacramento Valley eingesetzt. Obwohl in Kalifornien mit dem Gold Rush die Preise in schwindelerregende Höhen gestiegen sind, beträgt der Lohn für dieses Amt nach wie vor 750 Dollar pro Jahr. Er übernimmt die ihm von früher her bestens bekannten Aufgaben mit viel Schwung. Doch bereits im Mai 1850 tritt er vom Amt wieder zurück. Als Begründung nennt er in seinem Rücktrittsschreiben sein hohes Alter (*Sutter ist nach heutigen Massstäben mit 47 Jahren im besten Mannesalter, gemessen an der damaligen Lebenserwartung - und unter Berücksichtigung seines Lebenswandels und aller Entbehrungen, die er durchmachen musste - wohl doch schon sehr ausgelaugt*), seinen schlechten Gesundheitszustand und die Verpflichtungen aus seinen privaten Geschäften, die es ihm unmöglich machen würden, das Amt so auszuüben, wie es sein Auftraggeber und er selbst erwarten würden.

Eine ganz andere Sorge sind die Squatter (Landbesetzer, Landräuber), die Kalifornien wie ein Heuschreckenschwarm heimsuchen. Sie bauen ihre Hütten oder Lager überall auf, wo es ihnen passt und plündern Sutter und die anderen Siedler im Tal regelrecht aus. Ganze Viehherden werden auf den Feldern geschlachtet, nachdem die Viehhirten gewaltsam vertrieben worden sind. Das Fleisch wird auf den hektischen Märkten von San Francisco, Sacramento oder direkt in den Goldgräberlagern verkauft. Während der grossen Überschwemmung steht auch Sutter's Land um Hock Farm unter Wasser. Das Vieh kann sich auf Terrainerhöhungen, die wie Inseln aus dem Wasser ragen, retten. Die Diebe hält

## Los und Schicksal der kalifornischen Indianer

Bericht von E.A. Stevenson  
an den «Superintendent of Indian Affairs»  
(Zitiert aus Robert F. Heizer «The Destruction of Californian Indians»)

*Heizer's Anthologie enthält (Dokument 2:2) den Bericht des damaligen «Special Indian Agent» E. A. Stevenson, an den «Superintendent of Indian Affairs» für Kalifornien, Thos. J. Henley. Es datiert vom 31. Dezember 1853 und wurde aus der kalifornischen Goldregion (Diamond Springs, El Dorado County) nach San Francisco verschickt. Das Schicksal der von Stevenson betreuten Indianer im El Dorado County, obwohl in dessen Bericht äusserst trocken, lakonisch und faktisch formuliert, mag stellvertretend sein für die Leiden aller anderen kalifornischen Indianer, die während des Gold Rush an den Rand der totalen Auslöschung gebracht wurden.*

*Stevenson's Brief schildert auf erschütternde Art und Weise die Problematik, mit der Sutter als Unter-Agent für Indianer-Angelegenheiten konfrontiert und sehr wahrscheinlich hoffnungslos überfordert worden wäre, wenn er 1850 von diesem Amt nicht zurückgetreten wäre. Vielleicht waren die durch die einströmenden Horden von Goldsuchern und die sich damit rapide und dramatisch verschlechternde Situation der Sierra-Indianer auch der Hauptgrund für seinen nach nur wenigen Monaten Amtsdauer fluchtartig wirkenden Rücktritt.*

dies nicht ab, sie kommen mit Booten und schlachten die Rinder. Sutter selbst schätzt, dass ihm in einem einzigen Jahr durch Viehdiebstahl ein Verlust von über 60'000 Dollar entsteht.

Sutter ist einer der wenigen Siedler im Tal, der ernsthaft versucht, etwas gegen diese Seuche zu unternehmen. Er verlangt vom Gouverneur Riley, dass Truppen zur Bekämpfung der Land- und Viehpiraten eingesetzt werden. Zunächst wird seinem Begehren nicht stattgegeben. Erst im Sommer 1850, als Squatter den Bürgermeister, Sheriff und weitere Bewohner von Sacramento umbringen, beginnen die Behörden, sich ernsthaft und nachdrücklich um diese Plage zu kümmern. Allerdings laufen diese Bemühungen angesichts der einfallenden Squatter-Massen während Jahren so weitgehend ins Leere, dass schlussendlich die Squatter-Interessen die Politik des Staates dominieren.

– 1 –

Sehr geehrter Herr Henley

Gemäss Ihrem Auftrag und in Übereinstimmung mit den Vorschriften des Indian Department unterbreite ich Ihnen den folgenden Bericht respektvoll zu Ihrer Beurteilung.

Seit Sie mich zum Special Indian Agent für die Counties El Dorado, Placer, Amador und Calaveras ernannt haben, habe ich auftragsgemäss alles unternommen, um die Anzahl der Indianer und deren Lebensbedingungen in meinem Amtsbereich festzustellen, und um diese über die Politik der Regierung betreffend ihre Umsiedlung und ihr Auskommen in militärischen Reservaten zu informieren.

Das Gebot der Menschlichkeit und gleichermassen das Wohl unseres eigenen Volkes erfordern es, dass die Regierung bezüglich der Indianer in dieser Region wirkungsvoll eingreift. Diese Indianer, ungefähr 8000, unterteilen sich in etwa 125 separate Banden oder Gemeinschaften, von denen einige sehr schwer zu erreichen sind, andere fast um jedes der Lager der Goldsucher in der Gegend herumhängen. Viele von ihnen haben keine feste Behausung; viele wiederum haben die schlimmsten Laster der Zivilisation bereits aufgesogen; sie sind im Begriff, völlig zu verdrecken und sich zu erniedrigen und werden zur Plage und zum Ärger für die Orte, an denen sie sich aufhalten. Häufig kommt es vor, dass weisse Männer mit Indianerfrauen zusammenleben, und weil einige Indianer es wagen, sich gegen dieses Verhalten zur Wehr zu setzen, werden sie häufig aufs Schlimmste und Brutalste behandelt. Gerade letzten Monat kam so etwas vor in Buckeye Flat, in diesem County. Zwei Goldsucher hatten zwei Squaws verführt und lebten mit ihnen zusammen oder hielten sie sich als Prostituierte. Indianermänner gingen zur entsprechenden Hütte und verlangten ihre Frauen zurück. Sofort wurde auf sie geschossen, einer war sofort tot, der andere schwer verwundet. Es gab jedoch nur indianische Zeugen, die den Vorfall bestätigten, und da in diesem Staat indianische Aussagen gegen weisse Männer nicht zugelassen sind, können die Übeltäter nicht belangt werden. Die Armut und das Elend dieser Indianer sind unbeschreiblich und treiben die Squaws zur offenen und abscheulichen Prostitution, wodurch sie sich mit furchtbaren und tödlichen Krankheiten anstecken. Vor einigen Tagen hatte ich die Gelegenheit, eine indianische Siedlung zu besuchen. Ich traf dort einen ihrer Chefs oder Häuptlinge und konnte mich mit ihm über die Umsiedlung der Indianer in Reservate unterhalten. In ganz passablem Englisch antwortete er mir, dass er dies befürworte, denn er sei sicher, dass, falls sie dort blieben, wo sie jetzt seien, sie alle entweder verhungern oder tödlichen Krankheiten, die der Weisse Mann zu ihnen gebracht habe, zum Opfer fallen müssten. Dann fügte er hinzu: «Ich werde sowieso sterben, bevor die Umsiedlung vollzogen sein wird, deshalb ist es für mich auch nicht wichtig.» Ich fragte ihn nach seinen Gründen für seine Ansicht, worauf er mir zu meiner Überraschung zeigte, wie seine Beine von Geschwüren überwuchert waren, die typisch für die Krankheiten sind, von denen ich sprach. Er fragte mich, ob der Grosse Herr der Weissen Männer sie von dieser Krankheit heilen würde, wenn sie in die Reservate gingen. Ich bejahte dies und, obwohl ich von Ihnen keine Kompetenz oder Anweisungen erhalten habe, für Arzneien oder ärztliche Behandlung Geld auszugeben, brachte ich ihn zu einem Arzt und zahlte die verschriebene Arznei aus eigener Tasche, was ich in vielen anderen ähnlichen Fällen schon gemacht habe. In einem Lager im Ostteil des County fand ich neun Squaws mit der gleichen Krankheit, die bereits so weit fortgeschritten war, dass die meisten von ihnen nicht mehr gehen konnten. Ich wand mich vor diesem Anblick, der abstossender war als alles, was ich bisher sah, mit Abscheu und Trauer ab. Dieser Krankheitszustand, die Obdachlosigkeit, die räumliche Verzettlung, generell die ungünstigen Lebensbedingungen, dies alles kann erst bekämpft und beseitigt werden, wenn sie an Plätze gebracht werden, an denen sie von diesen schlimmen Einflüssen weniger umzingelt sind.

- 2 -

Während all meinen Reisen durch die Region stellte ich immer wieder fest, dass die besseren Schichten der Indianer die Umsiedlung befürworten und bereit sind, überall hinzugehen, wo sie eine feste Bleibe finden können, dass jedoch die wertlosen und meistens betrunkenen Indianer gegen jede Politik eingestellt sind, die ihren niedrigen Süchten und Vorlieben im Geringsten im Wege stehen würden. Ich glaube, dass jeder, der vom indianischen Charakter etwas versteht, es als Tatsache sieht, dass Branntwein von allen denkbaren Dingen ihrer Zivilisation am meisten im Weg steht. Sind sie nüchtern, sind sie genau so leicht wie andere Leute zu führen und zu beeinflussen, das zu tun, was richtig ist. Aber alle scheinen einen unstillbaren Appetit auf Whisky zu haben, und sie setzen alle verfügbaren Mittel ein, um an ihn heranzukommen. Stehen sie einmal unter dessen Einfluss, ist ihre Vernunft verschwunden. Dann sind sie bereit für jede Gewalt, jede Brutalität und jedes Verbrechen, die eine wilde Natur erfinden kann. Obwohl die Gesetze des Staates sehr streng gegenüber denen sind, die den Indianern Schnaps verkaufen, ist es beinahe unmöglich, sie daran zu hindern, an ihn heranzukommen. Ich versuchte, von Indianern selbst zu erfahren, wo sie ihn herhaben, aber sie wollen mit dieser Information nicht herausrücken. Immerhin hatte ich einigen Erfolg, Personen, die in diesem County den Indianern Schnaps gegeben oder verkauft hatten, zu überführen und zu bestrafen. Dies wird tendenziell den Handel damit reduzieren. In diesem Teil des Staates sind die Indianer furchtbar arm, sie haben weder Pferde, noch Vieh, noch anderen Besitz. Früher lebten sie von der Jagd, vom Fischen und von Eicheln, etc.; heute ist es für sie unmöglich, von Jagd oder Fischfang zu leben, denn das gesamte Wild wurde aus der Minenregion vertrieben oder von den Tausenden unserer Leute, die die einst ruhige Heimat der Kinder des Waldes besetzten, abgeschlachtet. Früher waren der Sacramento River und seine Zuflüsse kristallklar, und sie waren im Überfluss voll vom feinsten Lachs und von anderen Fischen. Ich sah es 1851 mit eigenen Augen bei Salmon Falls am American River, und ich beobachtete Indianer, wie sie diese schönen Fische fassweise aus dem Fluss schöpften, um sie für den Winter zu trocknen. Aber die Goldsucher haben die Flüsse in ihre trockenen Goldminen umgeleitet; danach ist das Wasser so voll Schlamm, dass es kaum mehr fliessen kann; zurück in seinem natürlichen Bett, führt es die Erde von Tausenden von Hügeln mit sich; dies treibt praktisch jeden Fisch dazu, sich nach neuen Zufluchtsstätten umzusehen, wo das Wasser wieder als reines und natürliches Element genossen werden kann. Und um die alte Weisheit zu bestätigen, dass ein Unglück selten allein kommt, haben die Eichen in den letzten drei Jahren sich geweigert, Eicheln, ein Hauptbestandteil der indianischen Ernährung, zu produzieren. Indianer sagten mir oft, der Weisse Mann habe ihr ganzes Wild ausgerottet, die Fische aus den Flüssen vertrieben, und die Bäume gerodet und zerstört, und dass die Bäume, die noch stünden, wertlos seien, weil sie keine Eicheln mehr trügen. Gemäss ihren abergläubischen Vorstellungen veranlasste die Präsenz des Weissen Mannes die früher fruchtbaren Bäume, wertlos und unfruchtbar zu werden. Zum Schluss dieses Berichts sehe ich es als meine Pflicht, Ihnen zu empfehlen, das rasche Errichten geeigneter Reserverate wohlwollend zu prüfen, und die Umsiedlung der Indianer dorthin voranzutreiben, wo sie medizinische Hilfe und Versorgung, die sie heute so dringend benötigen, erhalten können.

Die alles unterbreite ich Ihnen mit hohem Respekt

gezeichnet  
E.A. Stevenson  
Special Indian Agent

## Probleme mit Goldsuchern oder Squatters

Brief JAS an Brigadier General Riley, 1849

(aus Bancroft Library, Call # C-B 631, Bx I - T.V. Norris Collection;  
Rechtschreibung gemäss Original)

San Francisco, December 11<sup>th</sup> 1849

To his Excellency  
Brigadier General Riley  
Governor of California

Sir!

I take advantage of the kindness of Major Snyder to send you this communication.

My object in addressing you is to request your aid in the protection of my property and that of many other persons against the Squatters who have taken possession of my lands and of many lots in Sacramento City. Mrs. Cornwall and Snyder will inform you of the Outrages which have been committed, and of the expressed determination of the Squatters, in disregard of private rights, to hold possession of lands to which they do not pretend to show or even to claim title. Their number is so great, that in the attempt on my part in connection with others who labor under similar grievances, to protect our rights. The worst consequences are to be expected.

It is my Opinion that a company of Soldiers stationed in the neighborhood of Sacramento City, with Directions to the Commanding Officer to aid in the enforcement of the law, if force should become necessary to execute the judgment of a civil Court, would tend to ensure submission without the resort to means which inevitably must lead to bloodshed.

Of the final result of this contest I have no doubt, my title to Sacramento City and its Neighborhood will be sustained. There is enough honesty and strength in the well disposed habitants of this country to arrest any set of men who shall impudently wantonly assay themselves in opposition against numerous title holders of Sacramento City; but I desire to effect this object by the most peaceable means, and of such a character do I deem the measures which I have suggested for your consideration.

Hoping that my suggestion will be favorably received,  
I have the Honor to be most respectfully  
Your

Obedient Servant

(signed John August Sutter)



Landschaftsidyll bei Hock Farm; Gemälde von William S. Jewett, 1852 ▼

Sutter hat bald von den Squatter-Querelen genug, will damit nichts mehr zu tun haben und sieht die bequemste Lösung darin, dass er im Juli 1850 alles, was ihm nach seinen unzähligen naiven und stümperhaften Geschäften mit verlogenen Freunden und Betrügern noch gehört, mit Ausnahme der Hock Farm, an eine Gesellschaft, hinter der unter anderen der alte Bekannte und Schurke McDougall steckt, zu verkaufen. Er bekommt dafür 6'000 Dollar in bar und einen Sechstel aller Gewinne, welche diese Gesellschaft mit den Ländereien erwirtschaften kann.

Inzwischen hat Sutter in San Francisco seine Familie in Empfang genommen und auf Hock Farm installiert.

Auf Hock Farm beginnt eine art idyllischen Landlebens. Ein richtiges Herrenhaus wird gebaut. Die Kinder vergnügen sich mit Jagdausflügen und beschnuppern ihre neue Heimat zu Pferd. Marysville, in der Nachbarschaft auf der ehemaligen Farm Cordua gelegen, etabliert sich als ein Versorgungszentrum für die nördlichen Goldschürfgelände und wächst rasch heran. Eine weitere Phantomstadt, die Sutter in der Nähe zu Ehren

seiner Tochter unter dem Namen Eliza City etablieren möchte, hat deswegen zu Sutter's Leidwesen keine Entwicklungschancen.

Eliza verliebt sich in den Klavierlehrer ihres jüngsten Bruders (das Klavier auf Hock Farm ist wohl das erste und noch einzige im ganzen Tal). Sutter hält zunächst die Verbindung mit dem mittellosen Schweizer Einwanderer nicht für standesgemäss und verjagt den Schwiegersohn-Aspiranten. Nach weiteren Enttäuschungen über Eliza's Freier sowie über eigene erfolglose Kuppelversuche (er lädt Bidwell ein, Eliza zu heiraten), ruft er ein Jahr später die erste Liebe Eliza's zurück und stimmt der Heirat zu.

Sutter befasst sich nun ernsthaft mit der Landwirtschaft. In der amerikanischen Western-Legende erhalten die ersten Siedler Kaliforniens die Ehrenbezeichnung «Pioneer»; Sutter ist natürlich einer der prominentesten. Er verdient sich diese Auszeichnung ausnahmsweise einigermaßen ehrlich, weil er jetzt auf Hock Farm systematisch kleine Obst- und Gemüseplantagen anlegt. Auf seine Initiative wird mit Samen und Setzlingen, die



## Das Indianer-Bild der Weissen

James J. Rawls

*James J. Rawls schildert in «Indians of California - The Changing Image» die Entwicklung des Bildes, das sich die europäischen weissen Einwanderer im Verlauf der Zeit von der indianischen Urbevölkerung gemacht haben. Er fokussiert seine Untersuchungen bewusst nicht auf die indianische Kultur an sich, sondern stellt die sehr unterschiedlichen Bilder, die sich die ersten Besucher und späteren Besiedler Kaliforniens von den einheimischen Indianern und deren Kultur im Verlauf der Zeit gemacht haben, in den Vordergrund. So erklärt er, warum die Invasoren welche Beziehungen mit den Indianern gepflegt haben, und weshalb sich dieses Bild und die daraus resultierenden Beziehungen sukzessive verändert haben. Im Vorwort schreibt er:*

«... Die kalifornischen Indianer werden in der Geschichtsschreibung durchwegs mit einem negativen Stereotyp gekennzeichnet. Seit den ersten Kontakten haben weisse Beobachter die Indianer Kaliforniens als extrem primitiv beurteilt und deren Kultur grenzenlos gering geschätzt und verachtet. Diese groben Fehleinschätzungen und abschätzigen Verzerrungen haben bis heute überlebt; dank der Forschung moderner Anthropologen können wir jedoch auch Komplexität und Schönheit der verlorenen Welt der kalifornischen indianischen Zivilisationen einschätzen.

Was nicht besonders gut verstanden wird, auch heute noch, ist, dass die Haltung der Weissen gegenüber den kalifornischen Indianern auch komplex war. Wir haben die generalisierten Einschätzungen der Weissen an der kalifornischen Frontier akzeptiert, nämlich dass die Indianer, die sie «diggers» nannten, überaus primitiv seien, ohne jeden kompensatorischen Wert. Die Haltungen der Weissen waren jedoch nie so simpel und statisch.

Zwar haben weisse Beobachter die kalifornischen Indianer konsistent als ein primitives Volk bezeichnet, aber im generationenübergreifenden Kontakt mit den «Primitiven» haben sich diese Einstellungen dramatisch verändert.

Als Anglo-Amerikaner zu Beginn des 19. Jahrhunderts erstmals Kalifornien besuchten, war der zukünftige Staat (der USA) eine abgelegene Provinz des spanischen Imperiums. Die meisten eingeborenen Völker, welche die Amerikaner antrafen, waren auf die entlang der Küste zwischen San Diego und San Francisco angelegten Missionen konzentriert. Die ersten amerikanischen Besucher beschrieben die kalifornischen Indianer als primitive Opfer spanischer Misshandlung und «Versklavung»; damit widerspiegelten sie eine Tradition so alt wie das spanische Imperium selbst, nämlich die Tradition der Verunglimpfung. Sie waren mit der Beurteilung einverstanden, dass die Indianer gewiss primitiv seien, stellten aber die Frage, ob sie nicht trotzdem ein Recht auf Freiheit hätten. Später, als die Anglo-

Amerikaner begannen, sich permanent in Kalifornien niederzulassen und sich ein Leben in der Art der mexikanischen «Rancheros» einrichteten, machte sich die Ansicht breit, dass die Indianer wohl primitiv seien, aber immerhin nützliche Arbeitskräfte. Sie glaubten, dass die uralte, herkömmliche Lebensweise der Indianer diese besonders gefügig, lenkbar und leicht ausbeutbar machte. Während des Gold Rush, als Hunderttausende neuer Immigranten nach Kalifornien einströmten, nahmen Feindseligkeiten zwischen Indianern und Weissen rapid zu. Weisse Goldgräber, Farmer und Viehzüchter gelangten zur Ansicht, dass die Indianer ihren Wohlstand und ihre Sicherheit bedrohten. Das vorherrschende Bild von den kalifornischen Indianern war nun, dass sie ein Hindernis für «weissen Fortschritt» waren. Die Weissen glaubten, dass die Indianer in der Tat primitiv und deshalb besonders abstossend und überflüssig seien.

Die treibende Kraft in der Entwicklung der Haltung gegenüber den Indianern und des Bildes von deren Kultur waren die sich verändernden Bedürfnisse der weissen Beobachter. Solange sie das Bedürfnis hatten, die spanischen Ansprüche auf Kalifornien zu diskreditieren, sahen sie die Indianer als Opfer; solange sie auf billige Arbeitskräfte angewiesen waren, sahen sie in ihnen eine nützliche Klasse; als sie dann unbehinderten Zugang zu den natürlichen Ressourcen des «Golden State» suchten, wurden die Indianer für sie zu Hindernissen, die beseitigt werden mussten.»

er aus aller Welt kommen lässt, experimentiert. Er wird zum tatsächlichen Pionier und Wegbereiter der kalifornischen Agrarindustrie, indem er beispielsweise die erste Pfirsichplantage Kaliforniens anlegt.

Sutter's wichtigster Biograf Zollinger würdigt dessen neue Lebenssituation so: «Er war aller Schulden ledig! Es sah aus, als bliebe ihm nun nichts weiter zu tun, als zuzuschauen, wie die fabelhaften Profite aus dem Verkauf von Bauplätzen sich in seine Kasse wälzten. Er konnte sich endlich gestatten, standesgemäss zu leben und recht freigebig zu sein (Z, 270)».

Es kommt anders.

Für eine kurze Zeit wird Hock Farm zu einem Anziehungspunkt für zahllose Besucher, die den berühmtesten Pionier Kaliforniens sehen wollen. Fast

ohne Unterbrechung finden Empfänge und Bankette statt, für die Sutter die besten Weine Frankreichs und die teuersten Zigarren der damaligen Zeit einführen lässt. Auch ungeladene Gäste werden von Sutter freundlichst aufgenommen und fürstlich bewirtet. Was Sutter mit einer Hand einnimmt, wirft er zweihändig zum Fenster hinaus - seine Geltungs- und Verschwendungssucht kennt keine Grenzen. Ein schöner Teil seiner Gäste sind reinste Schmarotzer, die nichts anderes im Sinne haben, als Sutter mit ihren Schmeicheleien so weit zu bringen, ein weiteres Stück seines Besitzes zu verschenken oder gegen wertlose Zahlungsverprechungen zu verkaufen. Oder sie erschleichen Mandate oder Vollmachten, die ihnen erlauben, im Namen Sutter's Geschäfte abzuschliessen, insbesondere Sutter's Grundstücke zu verkaufen. Sie kommen dann zu leichtem Geld, indem sie das gleiche Grundstück mehrmals verkaufen, die Provisionen einsacken, und dann Sutter im Stich lassen,

# STIMMUNGSBILDER AUS DER GOLD RUSH-ZEIT (Gustav Friedrich Schläfli)

Gustav Friedrich Schläfli ist ein Neffe Sutter's, Sohn von Frau Schläfli-Dübel (Schwester der Frau von Sutter senior). Er reist 1849 mit der Gruppe um Heinrich Lienhard und Frau Sutter nach Amerika, um dort sein Glück zu suchen. Ab New York reist er zusammen mit anderen jungen Auswanderern auf getrennten Wegen nach Kalifornien. Schläfli's Briefe an seine Mutter (und Schwester Julie) illustrieren die Strapazen einer Reise nach Kalifornien. Insbesondere liefern sie ein farbiges und distanzierendes Stimmungsbild über die Zustände, die unmittelbar nach dem Ausbruch des Gold Rush in Neu-Helvetien und Kalifornien geherrscht haben.

Die Briefe wurden im «Das Burgdorfer Jahrbuch 1935» veröffentlicht. Die folgenden Auszüge (in der publizierten Schreibweise) stammen aus mehreren über einige Jahre verteilt verfassten Briefen:

## (24. Dezember 1850) ...

Ich will die Reise von New York bis hieher, über welche ich in meinem letzten Briefe (der offenbar bei der Empfängerin nicht angekommen ist) wahrscheinlich weitläufiger war, kurz wiederholen. Nach 2tägigem Aufenthalt in New York, reisten Conrad, Neuenschwander, Balz und ich nach der Landenge von Panama ab. Nach 8tägiger Reise landete unser ungeheures Seedampfschiff Ohio auf der Insel Cuba in der Hauptstadt Havanna an, um noch mehr Passagiere aufzunehmen, deren es von New York schon 600 mitbrachte und in weiteren 8 Tagen landeten wir in dem Indianerdorfe Chagres (auf der Atlantikseite der Landenge von Panama), auf der Landenge an. Nach 12stündigem Aufenthalt daselbst traten wir unsere Reise über den Isthmus zu Wasser, von 2 Negern in einem ausgehöhlten Baumstamme geführt, an, bis nach Cruse, wozu wir 1 Tag und 2 Nächte brauchten und von wo aus man die Weiterreise, bei schlechtem Wetter auf Maultieren fortsetzen muss und nach 11/2tägigem langsamen Durchkreuzen der Schluchten und Berge in Panama, an dem Ufer des Grossen Oceans (Pazifik) ankommt.

In dieser letzteren Stadt angekommen, vernahmen wir sogleich, dass es ungeheuer

theuer sei, in den wenigen, bis dahin etablierten Gasthöfen zu logieren und wir entschlossen uns sogleich ein Privatzimmer zu miethen und uns auch selbst zu kochen, da wir erst nach 10 Tagen Schiffsgelegenheit nach St. Francisco bekommen konnten und doch noch 200 Dollars auf dem letzten Platze auf einem schlechten englischen Segelschiffe bezahlen mussten, wozu mir die 100 Dollars, welche mir die Tante (gemeint ist Frau Sutter) noch in New York als Aushülfe mitgab, gut zu statten kamen, denn Lienhardt glaubte es würde höchstens 100 D. kosten, da er den ungeheuren Andrang von 3700 Reisenden nicht vermuthete. Conrad fand zu seinem guten Glück eine Anstellung als Oberkellner auf einem Dampfschiffe, welches lange vor uns in St. F. ankam. In den letzten drei Tagen in Panama ergriff mich das dort regierende, gefährliche Fieber, welches sich auf der Seereise noch verschlimmerte, weil der amerikanische Doktor, der als Schiffsarzt engagiert war, mir ganz falsche Medizinen zukommen liess. Als ich nun gänzlich auf dem schlimmsten Grade der Krankheit angekommen war, rührte sich das Herz eines französischen Doctors, der nur als Passagier auf dem Schiffe war, und er versprach mir die Behandlung

der Krankheit, aus Freundschaft zu mir, zu übernehmen, da er gewiss sei, dass der andere Doctor mich bald dem Tode überliefern würde. Durch des letzteren Besorgung wurde ich auch nach und nach wieder so hergestellt, so dass ich nach 72tägiger Seereise mit den anderen Passagieren in St. Francisco das ersehnte Land Californien betreten konnte.

... Herr Lienhard recommandierte mich in St. Francisco an das California Restaurant, wohin ich mich nach Ankunft daselbst gleich meldete, um das Nähere unserer Reise nach Hockfarm erfahren zu können. Der Wirt, ein Deutscher, sagte mir, dass die Agenten von OnCLE, im Schweizerhandlungshaus Rütte, Tissot & Co. Daselbst beauftragt wären, uns in St. Fr. ein Obdach zu verschaffen und für die Weiterreise zu sorgen. Diese ledigen, jungen Herren beherbergten uns auf das Freundschaftlichste und ich attachirte mich natürlich am allermeisten an Herrn von Rütte von Bern (siehe Kapitel 1, die Bezugsperson von Schläfli ist natürlich mit Théophile de Rütte identisch), der von der Tagsatzung als schweizerischer Consul in Californien ernannt worden und ein Cousin der Fräul. v. Rütte, Lehrerin in Burgdorf ist. Bei obigen Herren vernahmen wir sogleich, dass wir uns nach Hockfarm, nach dem ungeheuren Landgut von OnCLE zu wenden hätten und nicht nach Sutterfort, da die ganze Familie in ersterem Ort wohnen würde.

... Am letzten Februartag übergab er (Sutter senior) uns wieder einem Dampfschiff und wir kamen abends um 9 Uhr in Hock an. So wie das Dampfschiff das Signal zum Halten gegeben hatte, blies Balz einige schöne Stückchen auf seinem mitgenommenen Alpenhorn,

Ein weiterer Trick, den diese Schwindler anwenden, nutzt Sutter's bekannte Liebe zum Glas skrupellos aus. Wenn er nicht mehr klar denken kann, werden ihm Dokumente zur Unterschrift vorgelegt, die so kompliziert abgefasst und mit juristischen Klauseln voll gestopft sind, dass auch ein nüchterner Mensch Mühe hätte, sie zu verstehen, und Sutter unterschreibt nur zu gerne. Ernüchtert muss er später feststellen, dass er ein weiteres Filetstück seines Landes verscherbelt hat.

Wenn es eine Aussage Sutter's gibt, der man Glauben schenken darf, dann wohl diese Äusserung, die er in seinen alten Tagen macht: «Ich war so dumm. Ich verstand so wenig von Geschäften. Ich gab Männern Vollmacht, in meinem Namen Urkunden auszustellen und sie betrogen mich hinten und vorn. ... Ich war das Opfer jedes Schwindlers, der hergelaufen kam (Z, 282)».

sodass, als wir ans Land kamen, die ganze Familie am Ufer versammelt war, um uns zu empfangen. August (Sutter junior) sagte mir sogleich, dass ich noch einen Monat auf Hockfarm verweilen müsse, den nächsten aber in sein Handlungshaus Wetzlar, Sutter & Co. In Sacramento City eintreten könne. Diesen Monat wurde ich von der Familie in jeder Hinsicht sehr gut behandelt. An Ostern schickte mich August nach Sacramento, wo ich leider nur einen Monat bleiben konnte, weil August und einer seiner Associe Herr Dr. Brandis, gesundheitshalber nach den nordamerikanischen Staaten verreisen wollte. August schlug aber die Reise nach Neu Mexico ein und vergaffte sich in der Stadt Acapulco in eine hübsche Spanierin, von welcher er nicht mehr weg wollte, und mit der er nun verheiratet ist. In dieser Stadt associrte er sich mit Franzosen in eine ungeheuer grosse Weinhandlung und besitzen ihre eigenen Seeschiffe. ... Ich musste also von Sacramento City wieder nach Hock zurückkehren, und da sich bei OnCLE für mich keine schickliche Stelle zeigen wollte, entschloss ich mich, mit Emil und Berton (ein Sohn des eidgenössischen Artillerie Oberst Berton von Genf) unser Glück in den Goldminen zu versuchen. Unsere Auslagen für Maschinen, Werkzeuge und Lebensmittel waren sehr gross, obschon wir uns so billig wie möglich einrichteten und immer auf der Erde unter freiem Himmel schliefen. Auch hier wollte uns das Glück nicht auf den rechten Platz führen und trotz unserer harten Arbeit von Sonnen Aufgang bis Sonnen Untergang konnten wir nicht einmal so viel Goldstaub herausgraben, um unsere nöthigsten Ausgaben zu decken. Wir haben mehrmals Plätze geändert und nie fand sich das Gold reichlich

genug, so dass wir nach 2 Monaten mit leerem Beutel nach Hock zurückkehren mussten. Die Goldminen sind gerade wie eine Lotterie. ... Die grösste Blüthezeit ist vorüber; wer kein Geld mitbringt, kann in die grösste Armuth kommen, wer aber einmal einige tausend Dollars hat, kann durch allerhand Speculationen, wobei er jedoch immer klug zu verfahren hat, bald 10-20 tausend Thaler u.s.w. erobert haben.

... OnCLE ist geachtet und geliebt von jedermann, aber über die übrige Familie hört man nur Nachtheiliges sprechen. Aus Alphons machen sie einen wahren Gott, denn Alles geben sie für ihn her und alles was er sagt und thut ist schön und gut. Emil beaufsichtigt hauptsächlich die Bepflanzungen der grossen Gärten und besorgt die Verkäufe der Gemüse. Elise besorgt die Küche und hat zur Aushülfe drei Indianermädchen und eine Französin. Hühner haben sie sehr viele, aber anstatt dass sie sich etwas von Eier kochen, verkaufen sie sie. Milch kommt nie keine auf den Tisch, sie geben sie lieber den jungen Schweinen. Emil und Alphons haben bis dahin an unserem Arbeitertisch gegessen, aber mit dem 1. Januar 1851 kommt ein neuer Verwalter, der alles übernimmt und dann wird auch die ganze Familie beisammen essen und nicht mehr so viel zu befehlen wissen. Es sind auch immer einige Leute da, die sich ein Geschäft daraus machen recht zu flatieren und andere mit allerhand Lügen und Verläumdungen zu unterdrücken und diese sind besonders bei den Frauzimmern sehr gut angeschrieben.

(25. Mai 1852) ... So wie mich selbst, verwundert es jedoch auch andere Bekannte, dass, seitdem ich der englischen, französischen, deutschen und zum Theil der spanischen Sprache mächtig bin und die amerikanischen Handlungskniffe theils durch Erfahrung oder durch Schaden kennen gelernt habe, mir OnCLE nicht mit einem kleinen Vorschuss an die Hand geht, ich wollte ihn ja nicht darum betrügen wie andere, sondern ihm nach Verfluss der Zeit, sogar noch mit Zinsen, sein geliehenes Geld zurückgeben. Ich habe es ihm schon oft wie der Tante zu merken gegeben und kann bis jetzt kein anderer Grund herausfinden, als dass er immer kurz an barem Gelde ist.

... Solange sie (gemeint ist Frau Sutter) in Californien ist, ist sie noch nie von Hause weg, denn sie findet es nirgends schöner und bequemer als auf dem prachtvollen Landgut Hockfarm. Es besteht aus einer Menge schöner Häuser, welche im Viereck einen Hof bilden. In der Mitte des Hofes ist ein schöner Brunnen mit Akazienbäumen umgeben. In der Fronte gegen des Fluss hat das Gebäude welches OnCLE bewohnt, schöne Balcons, welche durch hohe Papeln beschattet sind. Zwischen dem Hause und dem Fluss ist ein schöner Garten mit niedlicher Einfassung. In der Mitte eine romantische Erhöhung von Steinen, wo eine hohe Stange steht, worauf bei Festtagen die amerikanische Flagge aufgesteckt wird; unten bei der Stange sind 2 Kanonen aus dem alten Sutterfort, welche Alphons dazu benutzt, seine militärischen Saluts abzufeuern wenn hohe Gäste, so wie Gouverneur, Senatoren etc. auf Besuch kommen. Auf beiden Seiten des Hauses sind ebenfalls grosse Gärten, worin

## SUTTER VOR GERICHT: THE UNITED STATES VS. JOHN A. SUTTER

Emil seine theoretische wie praktische Gärtnerkunst beweist. Eine längere Beschreibung würde mich zu weit führen, nur will ich noch bemerken, dass es diesen Herbst schon eine grosse Anzahl Trauben, Pfirsiche, Feigen und viele andere Früchte geben wird; Erdbeeren von ungewöhnlicher Grösse, Brombeeren wachsen überall wild. Die verschiedenartigen Fruchtbäume die Emil von Darmstadt hat kommen lassen, bringen noch keine Früchte, aber wachsen sehr schön.

**(26. Mai 1852)** Auch 20'000 Chinesen sind schon in Californien angekommen, welche durch ihre Tracht, Sprache und Sitten grosses Aufsehen machen, sie sind arbeitsam und befinden sich immer in Compagnien von einigen Hunderten. Die Stadt Sanfrancisco hat sich bis zu einem beinahe unbegreiflichen Standpunkt erhoben, ich denke es wird bald die grösste Stadt der Welt werden. Nicht hölzerne Häuser wie früher, sondern grosse steinerne Paläste werden gebaut und der Luxus sollte man glauben ist bis auf den höchsten Punkt gestiegen, aber die Kaufleute der verschiedenen Nationen rivalisieren miteinander, sodass man magasin de nouveautés wie in Paris, Musikalien und Instrumenten Handlungen wie in München, prachtvolle Erfrischungs Salons wie in den elisäischen Feldern und Gasthöfe wo man den Emmenhof (*damals ein stattlicher Landgasthof in Burgdorf*) allenfalls zu Stallungen brauchen würde, finden kann.

**(24. Februar 1853) ...** Oncle bekam vor ohngefähr 8 Tagen vom Senat aus das Brevet als General Major von Californien, was, nach dem Gouverneur, die höchste Stelle ist (*die manische Angeberei Sutter's scheint seinen Neffen bereits angesteckt zu haben*). Nun kannst Dir wohl vorstellen, dass die ganze Familie den Kopf noch höher streckt. Die Tante ist nicht wenig stolz auf ihren neuen Titel Frau Generalin. Bereits letzten Sonntag war der General-Stab der ersten Division hier, um Oncle zu gratulieren und die andern werden noch nachfolgen. Beiseits der vielen Offiziere waren noch 10 Fuhrwerke von Marysville hier von den ersten Familien, worunter auch viele Damen waren. Gestern hat er bereits die Offiziere in seinen General Stab gewählt und ich habe die Brevets ausgefertigt und abgesandt.

**(29. Februar 1853) ...** N.B. Du kannst Deine Briefe wie bisher adressieren, nur bemerkt Oncle Du solltest sein Name nicht Soutter, sondern Sutter schreiben. Nämlich sollst Du seinen neuen Titel gebrauchen. Z.B. G. F. Schlaefly, care of Major General J. A. Sutter, Hockfarm, Upper-California und schick Deine Briefe ja nicht mehr durch Gelegenheit, sondern sie gehen durch die Post viel sicherer.

**(30. Mai 1854) ...** Warum nennt er mich unglücklich? (*Schläfli bezieht sich auf einen jungen Cousin, der frisch eingewandert ist und in seinem ersten Brief in die Heimat berichtet, Schläfli sei unglücklich.*) - Vielleicht weil er mich in Sacramento traf, wo ich gerade keine Beschäftigung und Mangel an barem Geld

Am 9. September 1850 wird Kalifornien als 31. Staat in die USA aufgenommen. Damit hat Kalifornien erstmals seit der Annexion eine klare verbindliche Rechtsordnung. Eines der ersten Probleme, die jetzt angegangen werden, ist das Klären aller Ansprüche auf Grundbesitz. Es ist nämlich offenkundig, dass die Landbesitzer, die ihre Rechtsansprüche noch unter dem mexikanischen Regime erworben oder geschenkt bekommen haben, mit dem amerikanischen so genannten Squatter-Recht in Konflikt kommen. Die USA

hatte, trotzdem mir Herr General Sutter 400 Dollars schuldete und ich keine 5 Dollars aus ihm herausbekommen konnte, weil ihm die unzähligen Champagner Flaschen, die er mit seinen Freunden (aber hinter seinem Rücken doch Feinde) geleert, die ganze Baarschaft weggefressen hatten. Ich bin nun selbständig und will von Oncle Sutter am allerwenigsten Rath haben, denn er ist nicht im Stande, seine eigene Familie auf einen günstigen Fuss zu bringen. Seine grossen Versprechungen gehen alle wie Nebel auf, man kann wohl für ihn arbeiten und sich von Alphonse alle Grobheiten gefallen lassen, aber sobald man mit ihm abrechnen will, ist nichts zu bekommen und wird dazu noch recht verleumdet. Er steht gegenwärtig so schlecht als wie er noch nie gestanden hat und der Banquerott steht vor der Thür. Schulden machen ist seine Maxime, aber um das Bezahlen bekümmert er sich am allerwenigsten. Alles sein Land und sogar Hockfarm ist mit Beschlag belegt, sein Credit ist ganz und gar verloren, denn er hat grosse Mühe, nur Lebensmittel für ihren Unterhalt bezuschaffen. ... und auf Oncle ist im geringsten nichts mehr zu rechnen, denn das früher verschwelgte ist nicht mehr einzuholen und für das an **fremden Leuten** verschenkte, erndtet er wenig Dank oder zuweilen nur Verdross. Früher war Capitain Sutter alles, so lange er noch etwas gehabt hat und jetzt lassen sie ihn im Dreck stecken. Der Generals Titel trägt ihm nicht nur nichts ein, sondern ist noch mit grossen Auslagen verbunden.

... In Californien sind nun auch schon Telegraphen nach allen Richtungen im Gange und bald sollen auch Eisenbahnen gebaut werden. Es ist im Projekt, eine zu machen zwischen Sanfrancisco und New

York über die ungeheuren Ländereien zwischen dem stillen und atlantischen Ozean, was aber noch etliche Jahre bis zur Vollendung braucht. Dann könnte man in ohngefähr acht Tagen von hier nach New York und also in **einem Monat** von hier nach der Schweiz gelangen, denn von New York aus fährt man mit Dampfschiffen in 14 Tagen nach Liverpool oder Havre de Grace und von beiden letzteren Plätzen braucht man nicht einmal 8 Tage um nach der Schweiz zu reisen, von Havre aus zum Beispiel nur drei oder noch weniger. Diese Eisenbahn wird ein enormes Geld kosten, aber auch dem Handel von unbegreiflichem Nutzen sein. Alle die langen Seereisen um das Cap Horn oder über Panama wären dadurch erspart und ebenso würde der grösste Handel von China, Japan und den Sandwichs-Inseln mit Amerika und Europa über diese Eisenbahn sich ausstrecken. Für solche Werke auszuführen sind die Amerikaner Meister, denn an Geld und Unternehmungsgeist fehlt es ihnen nicht. Es sind schon Wege gefunden, wo sie die dazwischenliegenden hohen Gebirge umgehen oder durchkreuzen können und es unterliegt bloss noch der Wahl, welchen Weg sie eigentlich einschlagen wollen. Dann würde auf der ganzen Strecke entlang, wo das Land gut ist, alles angebaut werden, und es gäbe wieder einen neuen Ausweg für Millionen von Einwanderern. Man liest in den letzten Zeitungen, dass viele Schweizer nach Californien kommen um sich anzusiedeln, auch sollen grosse Schweizer Kapitalisten Gelder hineingeschickt haben, da der Zinsfuss hier immer noch auf 4 bis 5 Prozent **per Monat** steht, sicher angelegt, was also monatlich mehr ausmacht als wir in der Schweiz im ganzen Jahr. ...

haben im Friedensvertrag von Guadalupe Hidalgo zwar zugesichert, alle Besitzstände in den eroberten Gebieten anzuerkennen. Die zu Hunderttausenden einströmenden Goldsucher gehen jedoch davon aus, dass - wie im Ostteil der USA - der erste, der sich auf einem unbesiedelten Stück Land niederlässt, einen entsprechenden Rechtstitel darauf erhalten kann, denn für sie ist «unbesiedelt» synonym mit «Regierungsland». Unweigerlich führt dieser fundamentale Unterschied im Rechtsverständnis zu schwerwiegenden

und schwer lösbaren Konflikten. Der amerikanische Kongress ist mit dieser Problematik aus früheren Gebietsannexionen oder -käufen bestens vertraut und erlässt im März 1851 den «Act to Settle Private Land Claims in California» (Gesetz zur Regelung privater Landansprüche). Das Gesetz verlangt, dass jeder, der in Kalifornien Landansprüche geltend machen will, vor allem die Inhaber von so genannten Landbriefen oder Landschenkungen aus der mexikanischen Periode, diese vor Gericht beweisen muss. Auch ist vorgesehen, dass ein Prozess, der zugunsten eines Landbesitzers ausgeht, von der unterlegenen Regierungsebene auf die nächsthöhere Gerichtsinstanz weiter gezogen werden muss. Selbst wenn dies nicht beabsichtigt wäre, ist doch offenkundig, dass das Gesetz die Besitzstandsgarantie des Friedensvertrags unterläuft und diesen damit mindestens dem Geiste nach bricht.

Die unzähligen Squatter hoffen natürlich, dass die Ansprüche der Grossgrundbesitzer von den Gerichten nicht geschützt werden. Sie sind hoch erfreut, dass das Gesetz den geordneten Grundstücksmarkt schlagartig zum Erliegen bringt. Noch so gerne machen sie von der Gelegenheit Gebrauch, die das Gesetz bietet, nämlich jedes freie Stück Land ungestraft besetzen zu können, so lange bis der rechtmässige Anspruch des Besitzers vom obersten Bundesgericht anerkannt ist.

Sutter ist einer der Hauptbetroffenen, aber bei weitem nicht der einzige. Auch sein einstmaliger Widersacher Frémont muss jahrelang kämpfen, um die gerichtliche Anerkennung für seinen kalifornischen Grundbesitz, den er schon in den Wirren der Eroberungszeit anlegt, zu erlangen. Am längsten und heftigsten muss er sich für den Erhalt seines Rancho Las Mariposas einsetzen, den er von Thomas Larkin erwirbt, wegen kargem und unfruchtbarem Land wieder loswerden will, bis er merkt, dass die Farm praktisch direkt auf der Hauptader des kalifornischen Goldes liegt. Las Mariposas wird ihm Millionen einbringen.

Sutter wird immer einsamer. Fast sein ganzes Land ist weg. Aus dem Verkauf der letzten grossen Stücke an McDougall und Konsorten fliesst kein müder Dollar, denn wegen des gelähmten Grundstückmarkts fließen keine Erlöse, auf die er Anspruch hätte, oder allfällige Erlöse werden an Sutter vorbeigeschmuggelt. Die Zeit der grossen Feste auf Hock Farm ist vorbei. Die einst unzähligen Freunde und Verehrer Sutter's sind wie vom Erdboden verschluckt.

Washington setzt als unterste Instanz, die die Landrechte zu klären hat, eine so genannte Land Commission ein. Diese nimmt ihre Tätigkeit Anfang 1852 auf. Sutter entstehen im Verlauf der kommenden Prozesse Rechtskosten von über 100'000 Dollar. Er kann sie nur aufbringen durch stückweisen Verkauf der Hock Farm sowie durch die Verpfändung der Einkünfte, auf die er Anspruch hat, von denen er jedoch nie etwas zu sehen bekommt.

Während sein Prozess vor der Land Commission vorbereitet wird, erlebt Sutter einige wenige Sternstunden, wenn er aus der Versenkung der Hock Farm hervorgeholt und ins Rampenlicht des kalifornischen Pionier-Kults gezerrt wird. Er wird 1853 als Ehrengast an die erste Opernaufführung Sacramento's eingeladen. Im gleichen Jahr wird er zum Generalmajor der kalifornischen Miliz ernannt. Es handelt sich um ein rein dekoratives Ehrenamt ohne irgendwelche militärische Funktion und ist entsprechend unbezahlt; dafür ist es mit grossen Kosten verbunden, denn für pompöse Galauniformen und teure Gelage muss Sutter selbst aufkommen. Dass Sutter die Ehrung trotz dieses Wermutstropfens bis aufs Mark schmeichelt und von ihm und der ganzen Familie hoch geschätzt wird, überrascht wohl nicht.

Der Widerspruch zwischen dem verarmten Farmer und der Galionsfigur der Pioniere, als die er immer wieder gebraucht wird, könnte nicht grösser sein. Dies wird besonders augenfällig, wenn Sutter 1854 an der Feier der vierjährigen Zugehörigkeit Kaliforniens zur Union als General «verkleidet», hoch zu Ross, den Festumzug anführt und als Ikone Kaliforniens gefeiert wird.

Sicher gefällt sich Sutter in dieser Rolle, sie ist ihm auf den Leib geschnitten. Es ist aber auch nicht auszuschliessen, dass der «Sutter-Kult» bewusst und berechnend inszeniert wurde, um damit in den Landprozessen eine gute Stimmung zugunsten der Landbesitzer, gegen die Squatter-Interessen, zu schüren.

Im Mai 1855 fällt die Land Commission ihr Urteil. Es geht darum, ob die beiden Landschenkungen Sutter's, dokumentiert im New Helvetia-Landbrief, ausgestellt vom mexikanischen Gouverneur Alvarado, und im Sobrante-Landbrief, ausgestellt vom mexikanischen Gouverneur Micheltorena, anerkannt werden. Und sie werden - zum Entsetzen der Squatter - als rechtmässig beurteilt und anerkannt. Sutter ist über diesen Sieg so glücklich, dass er ihn auf Hock Farm mit einem immensen Festgelage feiert. Er vergisst für eine kurze

Weile, dass es nur ein Etappensieg ist, denn nach ihrer Niederlage rekurriert die Regierung, wie vom «Act to Settle Private Land Claims in California» vorgeschrieben, an die nächsthöhere Instanz, das Bundesgericht für den Distrikt Nordkalifornien.

Für Sutter kehrt wieder der Alltag ein. Er, seine Frau und die inzwischen bereits wieder geschiedene Eliza, nur noch unterstützt von ein paar wenigen treuen Indianern, bewirtschaften die Hock Farm. Die Squatter werden immer dreister. Während er auf «sein Recht» wartet, werden sogar seine Baumbestände abgeholt, und das Holz wird vor seinen Augen auf dem Feather River abtransportiert und verkauft. Als er damit beginnt, die Bäume selbst schlagen zu lassen, damit er wenigstens einen Teil auf eigene Rechnung verwerten kann, werden seine Holzlager angezündet und verbrannt.

Rund eineinhalb Jahre später, im Januar 1857, fällt auch das Bundesgericht für den Distrikt Nordkalifornien seinen Spruch in Sachen «US versus Sutter». Nochmals bekommt Sutter Recht. Und nochmals wird das Urteil weiter gezogen, diesmal an das oberste Bundesgericht der Vereinigten Staaten in Washington. Der Einfluss der Squatter ist inzwischen so gross geworden, dass die Stadtverwaltung von Sacramento einen eigenen Anwalt nach Washington schickt (und bezahlt), um sich vor dem obersten Gericht gegen die Anerkennung der Landbriefe Sutter's einzusetzen.

Kurze Zeit später steht es um Sutter's Finanzen so schlecht, dass die Hock Farm im Rahmen eines Konkursverfahrens versteigert wird. Das Höchstangebot beträgt mickrige 14'000 Dollar. Auf wundersame Weise gelingt es Sutter, diesen Preis selbst aufzubringen (niemand hat eine Ahnung, woher er das Geld haben könnte) und damit die Farm zurückzukaufen.

Im Dezember 1858 fällt die letzte Instanz ihr Verdikt. Das oberste Bundesgericht der Vereinigten Staaten in Washington anerkennt die erste Landschenkung des Gouverneurs Alvarado, die Neu-Helvetien begründet. Hingegen erklärt es den Sobrante-Brief von Gouverneur Micheltorena für ungültig. Damit entscheidet das Gericht, dass zwei Drittel des Landes, das Sutter bisher zu besitzen glaubte, ihm gar nie zustanden. Die Begründung für die Ablehnung der Anerkennung des Besitzanspruchs Sutter's ist mindestens formalistisch, sicher auch spitzfindig, im Grossen und Ganzen jedoch nicht an den Haaren herbeigezogen.

Im Wesentlichen legt das Gericht zur Begründung der Nicht-Anerkennung des Sobrante-Briefs dar, Gouverneur Micheltorena habe seinen Amtssitz bereits preisgegeben, bevor er die Landschenkung aussprach (sei somit nicht mehr amtierender Gouverneur gewesen und habe nicht mehr die Kompetenz gehabt, solche Schenkungen auszusprechen), die Schenkung sei entgegen den Anforderungen der mexikanischen Gesetze kein Akt der Zivilverwaltung Mexiko's gewesen und ohne den vorgeschriebenen Zusammenhang mit den Kolonisierungs- und Besiedlungsgesetzen, sie sei «nur» eine Entschädigung für geleistete militärische Leistungen. Sutter wird dafür kritisiert, dass er die Schenkung nach dem Ende der Bürgerkriegswirren nie amtlich registrieren liess (was auch zwingend gewesen wäre), sondern damit erst nach der amerikanischen Annexion an die Öffentlichkeit tritt.

Beide Landschenkungen sind administrativ so locker abgewickelt worden (was das Oberste Bundesgericht maliziös mit einem Seitenhieb gegen mexikanischen Schlendrian anmerkt), dass sie in verschiedener Hinsicht ganz klar damals gültige mexikanische Gesetze verletzen. Beispielsweise wurde der Neu-Helvetien-Brief nie der Zentralregierung unterbreitet und konnte von dieser auch nicht wie vorgeschrieben genehmigt werden. Vom Sobrante-Brief Micheltorena's fehlt in den Archiven jede Spur, nur Zeugenaussagen bestätigen ihn. Sutter selbst hat von beiden Schenkungsurkunden nur eine Kopie. Die formellen Mängel sind so zahlreich, dass eigentlich von einem grosszügigen Gericht zu sprechen ist, da es die erste Landschenkung als rechtmässig anerkennt. Zwei oberste Bundesrichter lehnen in ihrer Minderheitsmeinung konsequent auch diese als rechtswidrig ab. Der einzige unumstössliche Beweis für die beiden Landschenkungen ist die Tatsache, dass Neu-Helvetien existiert und von Sutter bewirtschaftet worden ist, dass sein Eigentum nie bestritten oder angefochten worden ist, bis die Squatter auf den Plan treten; juristisch ist diese Tatsache irrelevant.

Das Urteil hat nicht nur eine juristische Komponente, über deren Stichhaltigkeit und «Gerechtigkeit» sich füglich streiten lässt. Fest steht, dass zahlreiche Versuche, die Familie Sutter für den Verlust der im Sobrante-Brief enthaltenen Ländereien zu entschädigen, vor den zuständigen Gerichten immer gescheitert sind. Andererseits hat das Urteil auch politische Aspekte: Sutter recht zu geben, hätte einerseits bedeutet, zahllose ehemalige Squatter, also Einwanderer, die anscheinend herrenloses Land in Besitz genommen und sich darauf häuslich eingerichtet haben, zu enteignen.

Diese Squatter wieder aus ihren Häusern, Handwerksbetrieben und von ihrem Land zu vertreiben, hätte in Kalifornien, dessen Staatsgewalt noch kaum aus den Kinderschuhen herausgewachsen ist, zu einem Aufstand der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung geführt. Der Urteilspruch mag dieser Tatsache pragmatisch Rechnung getragen haben. Andererseits steht das Urteil rein zeitlich im Kontext des unmittelbar bevorstehenden amerikanischen Bürgerkriegs um die Frage der Sklaverei. Die amerikanische Bundesverwaltung, auch die Richter des Bundesgerichts, wird von Kräften beherrscht, die stark unter dem Einfluss der die Sklaverei befürwortenden Südstaaten stehen. Eine brandaktuelle Frage im Streit pro und kontra Sklaverei ist, welchen Einfluss die neuen Territorien im amerikanischen Westen auf das fragile Gleichgewicht zwischen Sklavenstaaten und freien Staaten ausüben. Kalifornien verbietet in seiner ersten Verfassung die Sklaverei und stört damit dieses Gleichgewicht. Sutter ist einer der Schöpfer dieser Verfassung. Wenn man diesen Faden zu Ende spinnt, kann man vermuten, das Urteil könnte ein Racheakt erzürnter Sklaverei-Befürworter sein. Ob solche Überlegungen Hirngespinnste sind, Ausflüsse einer Verschwörungstheorie, oder schlicht und einfach Unsinn, bleibt dem Leser überlassen. Jedenfalls ist der erste Biograf Sutter's (Zollinger) der Ansicht, dass die politischen Komponenten, insbesondere die Bestrafung des Sklaverei-Gegners Sutter, bei diesem Richterspruch die Hauptrolle spielen. Sollte hierin nur ein einziges Körnchen Wahrheit stecken, wäre dies natürlich eine grausame Ironie der Geschichte. Denn Sutter mag zwar auf dem Papier des kalifornischen Verfassungstextes das Verbot der Sklaverei befürwortet haben, als langjähriger Halter von Hunderten von indianischen de facto-Sklaven und als umtriebiger Vermittler von und Händler mit indianischen Zwangsarbeitern lebte er andere Werte.

Für Sutter ist das Urteil vernichtend, weil es bedeutet, dass er viel Land verkauft, verschenkt oder verpfändet hat, das ihm gar nie gehört hat. Squatter können jetzt behalten und in Besitz nehmen, was Sutter anderen verkauft hat. Dies wiederum heisst, dass Sutter mit umfangreichen Entschädigungsforderungen konfrontiert wird. Sutter muss insgesamt weit über 300'000 Dollar aufbringen, um die Forderungen zu befriedigen.

Die Familie Sutter auf Hock Farm schrumpft auf Johann August, seine Frau und den ältesten Enkel, Sohn von Sutter junior, der immer noch in Acapulco lebt, zusammen. Eliza lebt, zum zweiten Mal verheiratet, mit ihrem Mann Franz Xaver Link ebenfalls in Acapulco.

Emil ist Notar und lebt in San Francisco. Alphonse, schon seit Jahren auf abenteuerlichen Reisen in Südamerika, stirbt 1863 in Nevada.

Sutter wird zum Sozialfall. Die kalifornische Pioniergesellschaft führt für ihre Galionsfigur Sammlungen durch. 1864 bewilligt das Parlament Kaliforniens zugunsten Sutter's eine Vergabung von 15'000 Dollar. Er soll diesen Betrag über fünf Jahre in Monatsraten von 250 Dollar erhalten.

1865 brennt das Herrenhaus auf Hock Farm vollständig nieder. Die Behörden gehen von Brandstiftung aus und nehmen an, dass ein Dieb, der ein paar Tage vorher von Sutter erwischt und ausgepeitscht wird, den Brand aus Rache legt.

Sutter, später pathetisch, jedoch entgegen allen geschichtlichen Kenntnissen und Tatsachen, zum Gründer, ja «Vater» Kaliforniens sublimiert, hält nichts mehr in Kalifornien. Er entschliesst sich, dem Land, das ihm während 10 Jahren Wurzeln, eine Mission, Ruhm, Ehre und Anerkennung gab, das ihn aber auch mehr als fünf Jahre lang marterte und den Dank vorenthielt, auf den er Anspruch erhob, den Rücken zu kehren.

Er bricht auf an die Ostküste, nach Washington, ins Machtzentrum Amerikas, um dort seinen aussichtslosen Kampf um Wiedergutmachung für das Unrecht, das ihm eben dieses Land angetan hat, weiterzukämpfen.

Das Land, das Sutter jetzt zum zweiten Mal in seiner ganzen unermesslichen Weite überquert, aber jetzt von Westen nach Osten, hat sich in den rund zwanzig Jahren, die seit Sutter's Einwanderung verflossen sind, gewaltig verändert. Es ist zwar nicht erhärtet, welche Route Sutter für seine Reise von Kalifornien nach Washington benutzt hat; es darf jedoch angenommen werden, dass er innert etwa eines Monats per Dampfer nach Panama, auf dem Landweg über den Isthmus von Panama, und von dessen Atlantikseite wieder per Schiff nach Washington reist. 1838/39, als Sutter vom Mississippi nach Kalifornien vorstieß, war er zu Fuss und per Pferd unterwegs und benötigte (unter Vernachlässigung seines Umwegs via Hawaii und Alaska) rund sechs Monate. Die Panamaroute war noch völlig unbenutzt. Das Dampfschiff existierte zwar, war jedoch auf hoher See noch nicht einsetzbar.

Zurzeit von Sutter's Niederlassung in Kalifornien können Nachrichten über grosse Distanzen nur so schnell reisen wie die Menschen, welche sie transportieren, d.h.

## Der Mythos

### «PONY EXPRESS»



Der Pony Express ist tief in die Wolle der Mythen des amerikanischen Westens eingefärbt, er ist geradezu eine Metapher für die amerikanische Western-Kultur. Einerseits war der Express ein mehr als pathetischer und leidenschaftlicher Versuch, das Rad der Entwicklung aufzuhalten. Er wurde 1860 von drei Pionieren finanziert, aufgebaut und betrieben. Mit dem Einsatz von Ross und Reitern (von denen viele zu Legenden des Westens wurden) und einem feinmaschigen Logistiknetz von Pony Express-Stationen (ungefähr alle 15 Meilen) wurde wöchentlich ab St. Joseph (am Mississippi) eine Reiterstafette nach Sacramento (und umgekehrt) geschickt, die es tatsächlich fertig brachte, die Post in 8-10 Tagen über die Entfernung von knapp 2000 Meilen zu transportieren. Nach nur 19 Monaten wurde der Betrieb, der nur grosse Verluste gebracht hatte, wieder eingestellt, weil inzwischen die transkontinentale Telegraphenverbindung realisiert worden war. Er ist damit insgesamt ein schönes Beispiel dafür, dass «Mehr-vom-Gleichen-Lösungen» häufig nicht funktionieren. Trotzdem, im Westen, insbesondere entlang seinem ursprünglichen Verlauf, ist diese tragikomische «Erfindung» eine der Hauptsehenswürdigkeiten. Überall gibt es Hinweise auf Pony Express-Stationen; Geschichten von Reitern werden herumgeboten, die an einem Stück über dreihundert Meilen geritten sein sollen (natürlich mit Pferdewechsel). Hinweise darauf, wo die Route des Pony Express verlaufen ist, finden sich allüberall.

◀ Pony Express-Reiter, Statue im Pony Express Park in Marysville, KS

Anstatt die eher blamable Geschichte zu vergessen, wird sie heroisiert. Warum wohl? Weil es in diesen Gegenden Amerikas kaum anderes Erinnerungswürdiges gibt. Für die Amerikaner ist der Pony Express ein Symbol für die mutige, wenn nicht waghalsige Erschliessung des Westens. Die amerikanische Zeitrechnung beginnt im Westen mit Anekdoten über Mountain Men, Goldsucher, Emigranten und eben dem Pony Express. Die indianische Vergangenheit ist praktisch tabu. Die Vorleistungen der Russen, Engländer (Hudson's Bay Company), und insbesondere der Franzosen und Spanier/Mexikaner sind kein Thema. «Ye Olde Oyster House» (established 1829) in Boston firmiert ungestraft als ältestes Restaurant Amerikas, obwohl Santa Fe im damaligen Neu-Spanien bereits 1609, also einige Jahrzehnte vor der Ankunft der Pilgrim Fathers gegründet wurde.

Damit wird wohl auch unabsichtlich und unbewusst von den Gräueltaten abgelenkt, die mit der Ausbreitung der Vereinigten Staaten über den ganzen nordamerikanischen Kontinent verbunden sind. Die Ausrottung der Indianer, der Buffalos, der Biber wird aus dem öffentlichen Bewusstsein ausgeblendet. Dass an der Natur ein unvorstellbar radikaler und langfristig wohl unhaltbarer Raubbau betrieben wird, indem in Gegenden, die dafür wahrhaftig nicht geschaffen sind, riesige menschliche Siedlungen (mit einem dem Klima und den natürlichen Ressourcen Hohn sprechenden Lebensstil und einer völlig unangepassten intensiven Landwirtschaft) errichtet wurden, wird nicht nur nicht gesehen, sondern im Gegenteil als heroische kulturelle Leistung der Erschliessung und Zähmung vormaliger Wildnis wahrgenommen und gepriesen. Es ist aus heutiger Sicht ein völlig ungelöstes Rätsel, wie allein schon der Wasserbedarf dieser «Zivilisation» nachhaltig sichergestellt werden kann. Die «come on, let's do it»-Mentalität wird hier eher früher als später an ihre Grenzen stossen.

Es ist eine anerkennenswerte Leistung der «new western history», der gegenüber im Übrigen eine gesunde Dosis Skepsis angebracht ist, diese Aspekte auf die Traktandenliste des öffentlichen Diskurses gebracht zu haben. Die Auseinandersetzung mit diesen Aspekten steht allerdings erst am Anfang.

es dauert ebenfalls etwa fünf bis sechs Monate, bis ein Brief aus Kaliforniens Hauptstadt, Sutter's Gründung Sacramento City, in der Landeshauptstadt ankommt. Dank der skurrilen und nur kurzlebigen Einrichtung des Pony Express wird diese Zeit, jedenfalls in denjenigen Jahreszeiten, in denen die schneebedeckten Rockies kein unüberwindbares Hindernis darstellen, auf acht bis zehn Tage gedrückt. Inzwischen gibt es den Telegraphen, der die Ost- mit der Westküste verbindet und es ermöglicht, Nachrichten innert Minuten von Sacramento nach Washington zu übermitteln.

Die Überland-Routen aus dem Mississippital an den Pazifik sind etabliert und ausgetreten. Die Reise ist zwar immer noch beschwerlich, aber in den unendlichen Weiten der Prärien, der Wüsten am Westfuss der Rocky Mountains oder in den schroffen Tälern, Schluchten und Pässen der Rockies verirrt sich keiner mehr.

Mit dem Gold Rush entsteht ein ausgedehntes Netz von Stage Coach-Linien (*Postkutschen*). Wells Fargo, der Marktbeherrscher, beginnt als kleiner Bank- und Postdienstleister im Gebiet der «mother lode» (*Haupt-Goldader*), wo Sutter's Leute das erste Gold gefunden haben. Die roten Backsteinhäuser der Wells Fargo-Filialen mit ihren grünen Fensterläden und die rot bemalten Postkutschen erleben später ein Revival als Schauplatz und Ziel zahlloser Banküberfälle oder Hold-up's in guten und schlechten Western-Filmen. 1838, als Sutter entlang dem Oregon Trail an den Pazifik zog, waren die Postkutschen westlich des Mississippi



unbekannt. Um 1865, als Sutter an die Ostküste reist, bedienen im amerikanischen Westen mehrere Stage Coach-Linien ein Netz von über 5'000 Meilen und Hunderten von Poststationen oder Depots.

Die transkontinentalen Eisenbahnen sind im Bau. Mehrere private Investorengruppen (Southern, Central und Union Pacific) betreiben bereits ein grobmaschiges Gewebe von Eisenbahnlinien in Richtung Westen. Es dauert nur noch wenige Jahre, bis Central Pacific 1869 die letzten Lücken schliesst, unter anderem dank Einsatz von Tausenden von chinesischen Bauarbeitern, die zusammen mit ihren Landsleuten, die mit dem

## ▼ Central Pacific-Depot in Sacramento City

Gold Rush ins Land gekommen sind, den Grundstock zahlreicher amerikanischer China Towns bilden. Eine Reise von der Pazifikküste in die Grossstädte am Atlantik dauert dann nur mehr etwa zehn Tage und ist im Vergleich zu allen anderen Varianten bequem, vergnüglich und ungefährlich, auch wenn einschlägige Literatur und Filme suggerieren, beinahe jeder Zug sei überfallen und ausgeraubt worden.

*Sutter ist sich auf seinem Weg nach Osten wohl durchaus bewusst gewesen, dass er mit seinem Vorstoss ins Innere von Kalifornien den Schneeball ins Rollen gebracht hat, der die lawinenartige Erstürmung des amerikanischen Westens ausgelöst oder mindestens in dramatischer Masse beschleunigt und damit diese rasanten und radikalen Veränderungen der Verkehrsinfrastrukturen eines ganzen Kontinents angestossen hat.*



# SUTTER'S LANGE AGONIE - VON DER PIONIER-IKONE ZUM BETTLER

1865 - 1880



«Ich weiss nicht, wie seine Forderung, oder die Gründe, mit denen er die Entscheidungen der Gerichte anfight, rechtlich zu beurteilen sind; jedoch weiss ich, dass er den Bürgern Kaliforniens und unserer Regierung herausragende Dienste geleistet hat und Anspruch darauf hat, dass wir seine selbstlose Hingabe für unsere Interessen dankbar in Betracht ziehen. General Sutter hat sich mit grossmütiger Verachtung für jegliche Selbsterhöhung und mit patriotischer Liebe für unsere freien Institutionen enthusiastisch in den Dienst der Interessen unserer Regierung gestellt. Es ist schlicht ein Gebot der Gerechtigkeit anzuerkennen, dass ohne seine Erfahrung, seinen Mut und seiner Loyalität unserer Sache gegenüber der Kampf um Jahre verlängert worden wäre und die Kosten um viele Millionen Dollar höher ausgefallen wären. General Sutter war der Gründer des Staates Kalifornien. Hauptsächlich ihm verdanken wir den Reichtum, der aus den unermesslichen Bodenschätzen des Landes und dem Handelsgeschäft, das grosse Städte an dessen Ufern und Flüssen entstehen liess, geschaffen wird. Und was war der Lohn, den der grosszügige, treuherzige und vaterländische alte Soldat für all das erhalten hat? Er wurde durch eine Clique von Menschen, denen er machtlos gegenüberstand, seines ganzen Besitzes beraubt. In seinen alten Tagen ist er in Armut versunken. Hier steht er nun, bescheiden, vor Ihrer Türe; er verlangt keinen Lohn für seine Dienste, keine Entschädigung für seine Gastfreundschaft, nein, nur Gerechtigkeit, einfach Gerechtigkeit. Mein einziges Motiv ist Sympathie mit seinem Schicksal, und ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit einem Menschen gegenüber, den ich nicht anders sehen kann als einen Wohltäter für meinen Staat und für mein Land. (D344)».

Mit diesem pathetischen Böllerschuss leitet Sutter einen fast 15-jährigen Kampf mit dem amerikanischen Kongress um Wiedergutmachung vergangenen Unrechts ein. Es ist ein Auszug aus einem Empfehlungsschreiben von J. Ross Browne, Beamter der amerikanischen Bundesregierung, Forschungs- und Abenteuerreisender und seinerzeit ein populärer Schriftsteller. Das Schreiben zugunsten Sutter's, nur ein Beispiel für viele, mit denen Sutter seine „causa“ unterstützen will, ist an den Vorsitzenden des „Committee on Claims“ des US-Senats gerichtet.

Im Dezember 1865, also zum Zeitpunkt, als Sutter mit seiner Frau in der Hauptstadt Washington eintrifft und

◀ Johann August Sutter; Gemälde von Frank Buchser, gemalt 1866 während eines Aufenthalts in Washington, DC, wo Buchser im Auftrag der Schweizer Regierung Portraits der wichtigsten Mitglieder der neuen amerikanischen Regierung (nach dem Ende des amerikanischen Bürgerkriegs) malte

seinen Kampf aufnimmt, haben US-Senat und -Kongress andere Sorgen. Der amerikanische Bürgerkrieg, der von 1861 - 1865 das Land beinahe zerrissen und beide Kriegsparteien Hunderttausende von Toten gekostet und verheerende, teilweise in der heutigen Zeit noch kaum vernarbte Wunden hinterlassen hat, ist erst gut ein halbes Jahr zu Ende. Die Politik des Landes ist voll und ganz damit beschäftigt, die vom selbstmörderischen Krieg um die Abschaffung der Sklaverei aufgerissenen Gräben wieder zu überbrücken, die Voraussetzungen für den Wiederaufbau der völlig zerstörten Südstaaten herzustellen und wieder kohärente und für das ganze Land repräsentative Führungsstrukturen einzurichten. In Anbetracht dieser gigantischen Herausforderungen haben es Nebensächlichkeiten wie ein ruiniertes Grossgrundbesitzer aus dem fernen Kalifornien schwer, sich Gehör zu verschaffen.

Sutter und seine Frau Anna gehen zunächst davon aus, dass die Wiedergutmachungs-Aktion von kurzer Dauer sein wird und sie Washington bald wieder verlassen können; sie denken sogar daran, ihre alte Heimat zu besuchen, wenn nicht sogar ganz in die Schweiz zurückzukehren. Deshalb versuchen sie nicht einmal, eine feste Bleibe zu finden, sondern sie residieren in einer Pension. Ihr Aufenthalt zieht sich jedoch in eine zermürbende Länge. Im Mai 1868, also rund zweieinhalb Jahre nach Ankunft, schreibt Sutter an seine Schwägerin (Frau Schläfli-Dübeld, die gleiche Adressatin, an die die Briefe des jungen Gustav Friedrich Schläfli, siehe Kapitel 10, gerichtet sind), dass die Pensionskosten von 125 Dollar pro Monat zu viel werden, und dass das Paar deshalb in eine kostengünstigere Pension ziehen wird. Die neue Unterkunft liegt etwa 10 Minuten ausserhalb der Stadt und kostet nur noch monatlich 100 Dollar.

Sutter's Wiedergutmachungs-Anstrengungen - und seine Hoffnungen - sind vom Rhythmus der Parlaments-Sessionen getaktet. Das Repräsentantenhaus und der Senat führen jährlich je zwei Session durch, und zwar in den Sommer- und Wintermonaten. Während den Sessionsperioden, und kurz davor und danach, wenn sich alle Abgeordneten bereits oder noch in Washington aufhalten, verbringt Sutter den Grossteil seiner Zeit in und um das Regierungsviertel, um ja keine Gelegenheit zu verpassen, sein Anliegen im Stile eines heutigen Lobbyisten an den Mann zu bringen (das Stimm- und Wahlrecht für Frauen wird in den USA 1920 eingeführt).

In den Zwischenperioden versucht er, mit persönlichen Kontakten, Briefen und intensiver Teilnahme am

Gesellschaftsleben der Hauptstadt Goodwill für sein Anliegen zu schaffen und damit die Chancen für einen Durchbruch im Rahmen der kommenden Session zu erhöhen.

Sutter unterbreitet kurz nach seiner Ankunft in Washington, am 15. Januar 1866, beiden Kammern des amerikanischen Kongresses eine Petition, in der er seine Ansprüche an die US-Bundesregierung darlegt und begründet. Die Petition enthält einen kurzen Lebensabriss Sutter's und beschreibt einerseits dessen Aufbauleistung in Kalifornien und die Umstände, unter denen ihm die einströmenden Goldsucher und Squatter Hab und Gut geraubt haben. Andererseits legt sie dar, weshalb die Aberkennung des so genannten „Sobrante-Landbriefs“ nicht rechtens ist. Er verlangt jedoch nicht, dass dieses Urteil umgestossen und ihm nachträglich doch das Besitzrecht für die rund 350 km<sup>2</sup> zugesprochen wird. Er will lediglich eine Entschädigung, die in der Petition allerdings nicht quantifiziert ist, im Gegensatz zum erlittenen Schaden, den die Petition auf mindestens eine halbe Million Dollar beziffert. Seine Vorstellung für eine angemessenen Entschädigung pendelt sich in informellen Gesprächen mit Entscheidungsträgern sukzessive auf die Grössenordnung von 50'000 Dollar ein.

Schlüsselpassagen der Petitionen klingen im Originalton, nach Glättung der grössten Auswüchse an Unterwürfigkeit, so: „Der Petitionär legt ohne hohle Prahlerei respektvoll dar, dass die Bodenschätze und der landwirtschaftliche Reichtum durch ihn für das Land erschlossen wurde; dass die Landschenkungen Mexiko's nach dem Billigkeitsrecht einen Anspruch gegenüber den Vereinigten Staaten darstellen; dass seine zweite Landschenkungen zu Unrecht aberkannt wurde ist, und dass er deswegen gewisse frühe Verkäufe von Ländereien aus der zweiten Landschenkungen durch Landstücke aus der ersten Landschenkungen kompensieren musste und alles verlor; dass ihn amerikanische Bürger beraubten und ihm nach wie vor sein Eigentum vorenthalten - wobei ihm der Landanteil seines Eigentums unter dem Schutz von Gesetzen weggenommen wurde, die eigentlich zur Förderung der Besiedlung von Staatsland geschaffen wurden; ferner dass all dies, während es ihn selbst in eine sehr missliche Lage und in den vollständigen Ruin trieb, den Reichtum der Nation und vieler Tausender von Individuen, denen in der Stunde der Not seine Tür sowohl für Verpflegung als auch Erfrischung immer offen stand, beträchtlich gesteigert hat; dass er jedes Mal, wenn er von Notsituationen oder Bedürfnissen von Emigranten in Kenntnis gesetzt wurde, sei es dass sie von Schneeverwehungen oder von Über-

schwemmungen eingeschlossen waren, umgehend mit Helfern, Pferden und Vorräten zur Stelle war, um sie zu befreien, ohne einen Lohn oder eine Anerkennungsprämie zu verlangen, nur auf deren Sicherheit bedacht. ... Der Petitionär weist nach, dass eine faire Schätzung des Werts seines Viehs zum Zeitpunkt des Verlusts, des Schadens, den die Siedler seinen Besitzungen angetan haben, der Zerstörung seiner Holzvorräte, der Aberkennung des „Sobrante-Landbriefs“, sowie der weiteren Verluste, die daraus resultierten, einen Gesamtschaden von mindestens einer halben Million Dollar ergibt; dass seine Verluste die Nation bereichert haben; und deshalb bittet der Petitionär ihr ehrenwertes Gremium, ein Gesetz zu seiner Entlastung zu erlassen ...“ (Auszug aus den letzten zwei Absätzen der Sutter-Petition von Januar 1868).

Die Petition enthält in einem Anhang einen Unterstützungsbrief des damaligen Gouverneurs von Kalifornien, Frederick F. Low: „... Generalmajor John A. Sutter, war einer der frühen Pioniere an dieser Küste, und mit seinem Fleiss, seiner Tapferkeit und unbezwingbaren Energie trug er mehr als jeder andere Mann dazu bei, die wilden Eingeborenenstämme zu unterwerfen und zur Besiedlung des Landes zu ermuntern. Sein Name und sein Ruhm erklingen weltweit, nicht nur in Verbindung mit seinen frühen Abenteuern, sondern auch weil er dafür verantwortlich ist, dass in diesem Staat Gold gefunden wurde – bekanntlich wurde das Gold im Auslaufkanal einer Mühle, die er bauen liess, entdeckt. Seine Freundlichkeit und Grosszügigkeit gegenüber den ersten Emigranten, die hier bedürftig ankamen, war sprichwörtlich. Obwohl er zum Zeitpunkt der Akquisition dieses Gebiets durch die Vereinigten Staaten im Besitz grosser Landschenkungen war (seitens der mexikanischen Regierung), beraubten ihn die Verzögerungen und Kosten, die mit dem Widerruf dieser Rechtsansprüche verbunden waren, seines ganzen Besitzes, sodass er jetzt vergleichsweise mittellos dasteht. In Anbetracht dieser Aspekte hat ihm dieser Staat in der letzten Legislaturperiode eine Jahresrente von dreitausend Dollar auf fünf Jahre zugesprochen. Gegenwärtig zieht er in Betracht, den Kongress zu bitten, für seine Dienste eine Anerkennung zu erhalten, mit Entschädigung, und ich empfehle dem Kongress dringend, seinen Anspruch auf Schadenersatz zustimmend entgegenzunehmen.“

Das „Senate Claims Committee“ kommt in einem ersten Zwischenentscheid zum Schluss, dass die Bundesregierung nicht für die Plünderungen amerikanischer Siedler in Kalifornien verantwortlich ist, dass Sutter jedoch

trotzdem eine Entschädigung erhalten soll, und zwar aus dem Erlös des Verkaufs von Grundstücken aus dem „Sobrante-Landbrief“. Ein definitiver Kongress-Entscheid lässt jedoch nach wie vor auf sich warten.

Die Sutter's schwanken jahrelang zwischen Hoffnung und Enttäuschung hin und her. Gelegentliche Unterstützungsaktionen amerikanischer Prominenz, an denen auch Mark Twain beteiligt ist, stimmen euphorisch. Wenn dann aber die nächste Kongress-Session wieder abläuft, ohne dass Sutter's Petition behandelt wird, gesellt sich die niedergeschlagene Moral zu gesundheitlichen Problemen, die Sutter, der ja jetzt gegen die 70 geht, immer häufiger plagen. 1868 flackert für eine kurze Zeit wieder Hoffnung auf, als der Bürgerkriegsheld General Ulysses S. Grant, der die Nordstaaten zum Sieg geführt hat, zum Präsidenten gewählt wird. Sutter gehört zu den ersten Gratulanten und ist überaus stolz darauf, dass ihn die Washingtoner Presse in ihren Berichten über die Gratulationsorgien in einem Zug mit fünf „echten“ Generälen aufführt. Im Oktober 1868 schreibt er seiner Schwägerin in der Schweiz: „Als ich letzten Dienstag Genl. Grant meinen Besuch abstattet war es am Abend u. am nächsten Morgen schon in den hiesigen Zeitungen, so wie auch in einigen New Yorker, ich war mit 5 anderen Generälen genannt, wie doch die Zeitungs Reporter's auch auf alles aufpassen (Burgdorfer Jahrbuch 1935)“. Weder die Wahl Grant's zum Präsidenten, noch ein schmeichelhafter Unterstützungsbrief dessen seinerzeitigen Kampfgenossen, General William T. Sherman, können verhindern, dass auch der 41. Kongress der USA, der 1869/1870 zusammenkommt, die Akte Sutter vor sich herschiebt. Auch der Gesetzesentwurf „A Bill for the Relief of John A. Sutter“, der im Senat eingebracht wird, bringt Sutter's Sache nicht vorwärts.

Nachdem auch der Kongress 1870/1871 Sutter's Petition nicht behandelt, werden Sutter und seine Frau des Hotellebens überdrüssig. Sie wollen ein eigenes Haus und wieder einen eigenständigen Haushalt führen. Sie beschliessen, sich in Lititz niederzulassen, das sie im Rahmen eines gesundheitlich indizierten mehrmonatigen Sommer-Kuraufenthalts (wenn in Washington mangels Anwesenheit der Zielpersonen kein Lobbying möglich ist) im Springs Hotel (das heutige General Sutter Inn) kennen gelernt haben. Die Einwohner sprechen deutsch, was insbesondere für Frau Sutter eine grosse Wohltat ist, denn ihre Englischkenntnisse sind nicht nur sehr mangelhaft, sondern eigentlich inexistent. Ausserdem ist das Klima frischer und gesünder als das feucht-stickige Washington, was das Städtchen



## Kurzportrait von Lititz, letzte Station in Sutter's Leben

Lititz ist ein Provinzstädtchen im so genannten „Dutch Pennsylvania“, etwa 150km (Luftlinie) nordnordöstlich von Washington. Das Städtchen ist eine Gründung und das Zentrum der so genannten Moravian Church, d.h. der Herrnhuter Brüdergemeinde. Die Herrnhuter sind eine protestantische Religionsgemeinschaft, ein „spin-off“ der rund 50 Jahre vor der Reformation vom tschechischen Reformator Jan Hus begründeten Hussiten-Gemeinschaft. Hus wurde als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Hussiten wurden wie viele andere Religionsgruppen, die in der Reformationszeit entstanden, quer durch Europa verfolgt und versuchten mehrmals, sich an neuen vermeintlich sicheren Standorten zu etablieren, zuletzt auf den Ländereien ihre Glaubensbrüder Graf Zinzendorf in Sachsen. Sie teilten sich in mehrere Sekten auf, darunter die Herrnhuter Brüdergemeinde. Erst gegen Ende der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fanden die Herrnhuter in Pennsylvanien Zuflucht und ihre definitive Heimat. Mit seinen mitreissenden Predigten konnte Graf Zinzendorf einen bereits ansässigen Farmer bewegen, sein Farmland für die Gründung von Lititz zur Verfügung zu stellen. „Lititz“ geht auf das böhmische „Lidice“ zurück. Der Name „Moravian Church“ geht auf ihre geografische Herkunft zurück: Moravian heisst auf Deutsch „mährisch“.

In den ersten rund 100 Jahren nach der Gründung von Lititz durften sich im Ort nur Angehörige der Moravian Church niederlassen. Erstmals wurden 1855 auch Andersgläubige akzeptiert.

Für die Herrnhuter waren Erziehung und Musik hohe Werte. Die Schule, die bereits 1746 errichtet wurde, entwickelte sich zum renommierten Internat „Linden Hall“, das erste Mädcheninternat der Vereinigten Staaten.

Die beiden heutigen Sehenswürdigkeiten von Lititz sind „Sturgis“, die erste Bretzel-Bäckerei in Nordamerika, und das Grab von Johann und Anna Sutter.

insbesondere für den gichtgeplagten Sutter attraktiv macht.

Obwohl nicht Mitglieder der Brüdergemeinde, werden die Sutter's freundlich aufgenommen. Sie besuchen gelegentlich den Sonntagsgottesdienst, nehmen aber im Übrigen am Leben der Glaubensgemeinschaft kaum Anteil. Sie erwerben direkt gegenüber vom Springs Hotel ein Grundstück, auf dem sie 1981 ihr eigenes stattliches Haus bauen lassen. Sutter hält im Dezember 1871 seine Begeisterung über das gelungene Werk in einem Brief an seine Schwägerin fest:

„Als wir hier ankamen, wollten wir ein Haus kaufen, ob es gleich ganz neu war, so gefiel uns eben die innere Einrichtung nicht und entschlossen wir uns eines bauen zu lassen, u. kauften einen schönen leeren Platz gerade dem Hotel gegenüber, der ist 52 1/2 Fuss front und 202 Fuss tief, der Platz kostet \$ 1200, dann wurde angefangen den Keller zu graben, oder vielmehr die Felsen mit Pulver auszusprengen, denn beynahe ganz Lititz liegt auf Kalksteinfelsen, und der Plan des Hauses wurde gemacht, weil ich im Bett lag, denn ich hatte gerade wieder einen Anfall von Rheumatismus u. wurde inflamatory mit Fieber, u. musste vom 1<sup>ten</sup> April bis 1<sup>ten</sup> Juni das Bett hüten, und dann erst noch einige Wochen späther konnte ich das Zimmer nicht verlassen, u. dann erst noch an zwey Stöcken gehen; während dieser langweiligen Zeit ging der Bau doch vorwärts, denn ich überliess es ganz Mama, sie u. Captain Bruker machten den Plan, u. dieser Herr führte dann alles aus, verschaffte das nöthige Baumaterial und engagirte die Arbeitsleute, und das Haus ist also auf solidem Fundament u. der Keller ganz mit Kalksteinen gemauert, das Haus von Backsteinen 30 Fuss front u. 42 tief, zwey Stock hoch, und hinten noch ein schmäleres Gebäude mit Esstube, Küche, oben auf noch 2 Zimmer u. Badzimmer, oben u. unten sind Lauben u. am Ende sind oben u. unten Abtritte, welche man gar nicht bemerkt, das Haus ist mit Schiefer gedeckt, unten sind die Zimmer 12 Fuss hoch, der Gang und die Halle ist 8 Fuss breit, in der Front ist der Parlor u. anstossend der Besuch Saal, oder Sitting Room, oben auf haben wir unser grosses Schlafzimmer, oben auf dem Parlor, neben an ist Elisa's Zimmer über der Halle, dann hinten an unserem Schlafzimmer ist mein Cabinet wo ich immer bin, schreibe und lese, neben an ist dann noch ein leeres Zimmer mit einem Bett, von meinem Cabinet ist eine Glathüre auf die Laube wo man

Karl Bodmer, Gnadenhütten, Plate 44; eine der zahlreichen Siedlungen von Herrnhuter-Gemeinschaften in Pennsylvania; Lititz dürfte seinerzeit ein ähnliches Bild abgegeben haben ▼



eine schöne Aussicht hat, die oberen Zimmer sind 14 Fuss hoch. ... Wir haben einen der schönsten Plätze in Lititz, u. nur ein Haus von allen ist so schön u. gut gebaut wie das unsrige, es wurde alles gut u. solid gebaut weil es alles im Taglohn gemacht wurde, und inwendig ist es auch schön, einfach aber geschmackvoll meublirt, und schöne Bodenteppiche (hier Carpets genannt) welches hier sein muss u. in den Gängen breites Wachstum.

Für Elisa welche nun seit dem 1<sup>ten</sup> Nov. bey uns wohnt, haben wir eines der prächtigsten u. besten Pianos von N. York kommen lassen, natürlich hat August dafür zu bezahlen, es hat einen starken schönen Ton, man hört es im ganzen Haus, es steht im Parlor, Elisa übt sich nun fleissig. ...

Das Haus kostet uns mehr als wir eigentl. Wollten, allein so geht es eben immer wenn man bauen lässt, aber dafür haben wir es jetzt auch wie wir es wollten, und sind doch auch wieder „Daheim“. Das Hotel Leben war uns fürchterlich verleidet, auch ist es besser für unsere Gesundheit weil wir leben können wie wir es für gut finden; auch wenn

man krank ist, ist man confortabler, und sterben möchten wir eben auch nicht gerne in einem Hotel (Burgdorfer Jahrbuch 1935)“.

Wie diesem Brief zu entnehmen ist, lebt Elisa, die Tochter von August (Sutter junior, der sich von seiner ersten, mexikanischen Frau getrennt und mit einer anderen eine neue Familie gegründet hat) zusammen mit ihrer jüngeren Schwester inzwischen bei ihren Grosseltern. Beide gehen im Mädchen-Internat Linden Hall zur Schule. Der Sohn Juan verbringt die Sommersaison 1871 ebenfalls in Lititz; er arbeitet während dieser Zeit als Manager und Ball-Organisator im Springs Hotel.

Offensichtlich geht es den Sutter's materiell gut. Die Rolle des armen Schluckers, die er gegenüber dem Kongress einnimmt, ist gespielt und hat wohl nur den Zweck, eine günstige Behandlung seiner Petition zu unterstützen. Er selbst beklagt sich in einem Brief an einen Jugendfreund in Basel „es ist schändlich, wie uns die kleinen deutschen Zeitungen verschrien haben, wie wenn wir in der bittersten Armuth leben thäten ... Wenn die Amer. Zeitungen zuweilen schon schreiben, ich sey jetzt arm, so meinen sie es nicht so wie die

## ▼ Lititz, Haus der Familie Sutter

Bittschrift der Associated Pioneers of the Territorial Days of California zugunsten Sutter's ►

Deutschen, denn wer heute zu Tag nicht 100'000 Dollar hat, das heissen sie arm (Z, 316)“.



Sutter bezieht nach wie vor die Rente von monatlich 250 Dollar, die ihm 1864 der Staat Kalifornien gewährt hat. Die Periode von fünf Jahren, für die das kalifornische Parlament die Leistung bewilligt hat, ist zwar längst abgelaufen. Es ist Sutter jedoch gelungen, zweimal eine Verlängerung von total vier Jahren zu erwirken. Sutter muss noch weitere Geldquellen haben, denn mit der kalifornischen Rente allein könnte er seinen Lebenswandel kaum finanzieren. Man kann über deren Herkunft nur spekulieren, denn Belege dafür sind keine überliefert. Es ist naheliegend davon auszugehen, dass Sohn August, der es in Acapulco mit seinen Geschäften zu grossem Reichtum gebracht hat, nicht nur das Klavier Elisa's (und wohl auch das Schulgeld für seine beiden Töchter im sicher nicht billigen Internat) finanziert, sondern in allfälligen Notlagen seinen Eltern auch sonst finanziell beisteht.

Das Leben in Lititz bekommt eine klare, fast routinehafte Struktur. Während der Kongress tagt, hält sich Sutter mehrheitlich in Washington auf. Den grössten Teil des Jahres verbringt er jedoch in Lititz, vergräbt er sich in seinen Büchern, schreibt er Briefe und Bittschriften, und, vor allem wenn er an sonnigen Tagen in seinem Garten sitzt, hat er Heimweh nach Kalifornien und Hock Farm. Nur selten wird die Routine durchbrochen. Beispielsweise wird er 1876 eingeladen, in Philadelphia am Schweizer Tag den Vorsitz für die Festlichkeiten

zum 100-jährigen Jubiläum der amerikanischen Unabhängigkeit zu übernehmen.

Im gleichen Jahr besucht ihn der Historiker Hubert H. Bancroft (nach dem die berühmte und als Quelle für die Geschichte des amerikanischen Westens sowie als Fundgrube von zeitgenössischen Originaldokumenten unschätzbare und unverzichtbare Bancroft Library an der University of California Berkeley benannt ist). Bancroft schreibt an seiner monumentalen Geschichte Kaliforniens. Er will Sutter's eigene Version über die Pionier-Periode Kaliforniens, die Sutter mit seiner Gründung Neu-Helvetien wesentlich mitgeprägt hat, aufnehmen und in sein Werk einarbeiten. Nachdem Bancroft Sutter an einer seiner Hauptschwachstellen, nämlich seiner nach wie vor intakten Geltungssucht, gepackt hat, indem er ihm mit Schmeicheleien und Bewunderung den Speck durchs Maul zieht, steht ihm Sutter während fünf Tagen, manchmal bis zu zehn Stunden am Tag zur Verfügung. Sutter erzählt Bancroft seine Version seiner Geschichte (die Notizen Bancroft's werden 1934, also rund 60 Jahre später, von Erwin Gustav Gudde editiert und unter dem Titel „Neu-Helvetien: Lebenserinnerungen des Generals Johann August Sutter“ fälschlicherweise als Memoiren Sutter's veröffentlicht). In Bancroft's Werk selbst wird Sutter als reiner Abenteurer dargestellt, der weder Bewunderung noch Sympathie verdiene.

1876, zehn Jahre nach der Einreichung von Sutter's Petition ist im Kongress immer noch nichts passiert. Sutter unternimmt einen neuen Anlauf, endlich eine Wiedergutmachungsgeste zu erwirken; er ergänzt seine ursprüngliche Petition mit einem „Memorial“. Das Gesuch ist reich garniert mit Referenzen zugunsten Sutter's und bewirkt tatsächlich, dass das „Private Land Claims Committee“ des Repräsentantenhauses in der Session 1876/1877 die Empfehlung ausspricht, Sutter sei als Anerkennung für seine Unterstützung zahlreicher Emigranten und als Entschädigung für angetanes Unrecht die Summe von 50'000 Dollar zu zahlen.

Sutter's Moral erhält dadurch zwar gewaltigen Auftrieb, aber auch diese Empfehlung bringt nichts in Bewegung. Immerhin wagt sich Sutter wieder gelegentlich an die Öffentlichkeit. Er macht es sich zur Ehrensache, wenn immer möglich an der Jahresversammlung der 1875 gegründeten Gesellschaft „The Associated Pioneers of the Territorial Days of California“ in New York teilzunehmen. 1877 wird er sogar Präsident der Vereinigung, der neben anderer Prominenz auch General Sherman und Mark Twain angehören.

reproduced from the National Archives

**CALIFORNIA**  
1846

**THE ASSOCIATED PIONEERS OF THE TERRITORIAL DAYS OF CALIFORNIA**  
ORGANIZED FEBY 11<sup>TH</sup> 1875. HEADQUARTERS N.Y. CITY.

Gen'l JOHN A. SUTTER, PRESIDENT, *Lititz, Pa.*

VICE-PRESIDENTS.

Gen'l HORATIO G. GIBSON, U. S. A.  
JOHN SICKLES, N. Y. City.  
GEORGE HOWES, N. Y. City.  
HOB. DEMAS STRONG, Brooklyn, N. Y.  
SAMUEL C. UPHAM, Philadelphia, Pa.

HOB. ROBERT H. MCKUNE, Scranton, Pa.  
GILMOR MEREDITH, Baltimore, Md.  
Gen'l EDWARD F. BEALE, Washington, D. C.  
WILLIAM M. WALTON, Newark, N. J.  
ROBERT J. TIFFANY, San Francisco, Cal.

TRUSTEES.

Gen'l THOMAS W. SWEENEY, U. S. A.  
Gen'l THOMAS D. JOHNS,  
HOB. CORNELIUS LYDECKER,

Col. EDWARD F. BURTON,  
EDWARD R. ANTHONY,  
GEORGE F. SNIFFEN,

JAMES A. SPERRY,  
WILLIAM C. ANSAN,  
EDGAR W. CROWELL,

FRANCIS D. CLARK, SECRETARY,  
38 Cortlandt Street.

ROBERT W. DOWLING, TREASURER,  
105th Street, cor. Riverside Avenue.

*New York, February 19<sup>th</sup> 1880*

**To the Honorable, the Senate, and House of Representatives of the United States, Washington, D. C.**

The memorial of the undersigned, former citizens of the State of California, and now residents of *the Cities of New York & Brooklyn, in the State of New York* respectfully represents:--

That they were, and are, familiar with the history and the career of General John A. Sutter during many of the years of his residence in California, and thoroughly conversant with his deeds of public philanthropy and private generosity in the early days of the settlement of California:

Regarding it as unnecessary to repeat here the story of the remarkable and important part which he played, in opening up the boundless mineral wealth of California, and in the development of that great empire of human prosperity, knowing well that no member of either House of Congress needs enlightenment from us on these points; we desire at the same time, to ask attention to the facts which have made him a petitioner at the doors of the American Congress for years past, and to respectfully, but earnestly, urge that they now receive that attention and action to which they are, in simple justice, entitled.

We respectfully urge, with all the emphasis with which we can give expression to an honest conviction upon the subject, an immediate and full hearing of his statement of facts, upon which he bases his claims to your attention. In the common course of human existence he has not long to remain among the living; and we who know, and have known him well, and who know how great a debt of gratitude the people of the Pacific Coast, and the whole country, owe to him for his past acts of philanthropy and patriotism, do not scruple to express it as our sincere convictions, that it will stand as a lasting and burning public shame, if his petition and his claims are to remain unacted upon.

SIGNATURE.	Year of Arrival in California.	Present Address.
<i>J. Schommaker</i>	1847	187 St 8 <sup>th</sup> Street, Bklyn
<i>Francis D. Clark,</i>	1847	38 Cortlandt St. New York.
<i>Ed. Suttman</i>	1847	42 East 3 <sup>rd</sup> St New York
<i>W. M. Wethered</i>	1848	257 B'way N. York

1879 muss er seine Teilnahme absagen. Sein Telegramm, das wie ein verzweifelter Hilfeschrei klingt, bewegt seine Pionier-Kollegen, nochmals eine konzertierte Aktion zu Sutter's Gunsten zu unternehmen. Namens der Pionier-Gesellschaft ergeht am 19. Februar 1880 eine Bittschrift an beide Häuser des Kongresses, in der mit allem Nachdruck Wiedergutmachung für Sutter gefordert und mit dem Hinweis „Gemäss dem allgemeinen Verlauf der menschlichen Existenz wird er nicht mehr lange unter den Lebenden sein.“ dringliches Handeln verlangt wird. Tatsächlich wird in beiden Häusern des Kongresses im Juni 1880 eine gemeinsame Gesetzesvorlage eingebracht, gemäss der Sutter 50'000 Dollar zugesprochen werden sollen. In einem seiner letzten Briefe in die Schweiz schreibt der wieder ganz optimistische Sutter seiner Nichte am 14. Mai 1880 aus Washington: „Dieses Mal steht meine Angelegenheit im Congress ganz gut, ich sende Dir den Report des Comités mit der Bill, ich wickle diese Papiere um den letzten Photograph welcher erst vor wenigen Tagen von mir genommen wurde, es ist freilich nur sehr wenig, \$ 50'000; wenigstens hätten sie mir \$ 122'000 bewilligen sollen, weil das recht gewesen wäre, nun will ich aber zufrieden sein wenn ich nur nicht wieder hierher kommen muss, denn das Reisen fängt mir an beschwerlich zu werden. Es nimmt auf jeden Fall noch einige Wochen bis ich fertig werde, es geht auch gar alles so schwerfällig (Das Burgdorfer Jahrbuch 1935)“.

Auch die Bittschrift der Vereinigung der kalifornischen Pioniere, deren Präsident Sutter ist, fruchtet nichts.

Der Kongress vertagt sich erneut am 16. Juni, ohne die Vorlage zu behandeln.

Am 18. Juni 1880 stirbt Sutter frustriert, enttäuscht und ohne jede Hoffnung in seinem Zimmer im Charles Mades' Pennsylvania Hotel in Washington.

Sutter's Leiche wird nach Lititz überführt und beim Friedhof der Moravian Church bestattet. General John C. Frémont ehrt den alten Pionier mit einer Ansprache, die keine Spuren der früheren Feindseligkeiten enthält. Sutter's Frau Anna stirbt im Januar 1881 und wird, entgegen der Tradition der Herrnhuter, die Männer und Frauen in getrennten Teilen ihres Friedhofs bestatten, im gleichen Grab beigesetzt.

Jahre später beschliesst der US-Kongress, Sutter's Grab gemäss einem dessen letzter Wünsche mit einer über 2 Meter hohen Marmormauer auszuzeichnen. Für die Moravien ist das inakzeptabel. Ihre eigenen Gräber sind

flach, weder Grabsteine noch andere Monumente stören die Ruhe, die der Friedhof ausstrahlt. Die Mauer wird schliesslich so tief in den Boden versenkt, dass nur eine niedrige Umrandung von etwa dreissig Zentimeter aus dem Boden ragt: eine typisch Sutter'sche Lösung, die sowohl Sutter's lebenslanger Geltungssucht als auch den Herrnhuter Einwänden entgegenkommt.



## SUTTER - HELD ODER LUMP?

**K**apitel 2 weist bereits darauf hin, dass die umfangreiche Sutter-Literatur mehr Fragen aufwirft, als sie beantwortet. Hier wird der Versuch unternommen, dem widersprüchlichen Bild Sutter's, das bislang publizierte biografische, belletristische oder historische Werke über Sutter transportieren, Konturen zu geben. Eine vollständige Analyse würde eine separate wissenschaftliche Auseinandersetzung rechtfertigen und den Rahmen dieses abschliessenden Kapitels bei weitem sprengen. Die nachstehenden Betrachtungen sind somit gezwungenermassen selektiv und schlaglichtartig. Trotzdem mögen sie dem Leser helfen, sich in der Vielfalt der Sutter-Literatur zu orientieren und sich ein eigenes Bild über die schillernde Person Sutter's zu machen.



◀ Johann August Sutter; Holzstatue im Vorgarten des General Sutter Inn, Lititz, PA; für die Persönlichkeit Sutter's charakteristische Mischung von Pathos und Kitsch

# TEIL I: DAS BILD VON JOHANN AUGUST SUTTER IN DER SUTTER-LITERATUR

In Luis Trenker's «Der Kaiser von Kalifornien» beginnt die Geschichte Sutter's, kurz zusammengefasst, so:

Johann August Sutter ist der Enkel des Gründers einer Papierfabrik, die von seinem Vater um eine Druckerei erweitert wurde. Er übernimmt, wie das die Familie von ihm verlangt, als pflichtbewusster Erbe den Familienbetrieb. Er erneuert den gesamten Maschinenpark, erfindet den Seidendruck und hat mit bedruckten Seidentüchern grossen geschäftlichen Erfolg, insbesondere im Export. Es gelingt ihm, mit dem Sinnspruch «Treue um Treue» auf dem ersten gelungenen Exemplar seiner «sprechenden Seide» - so nennt er seine Erfindung - die Tochter von Professor Dübeld, der an der Universität Bern Botanik doziert, als Frau zu gewinnen. Er heiratet sie und gründet mit ihr in Aarau eine Familie. Er verpasst es jedoch, das Sortiment seiner Fabrik rechtzeitig neuen Marktbedürfnissen anzupassen, und gerät in einen finanziellen Engpass. Den Todesstoss bekommt seine Firma, als eine Sendung von bedruckten Seidentüchern im Wert von 35'000 Franken verloren geht. Sie versinkt, unversichert, zusammen mit dem Frachter Prudencia bei der Überfahrt nach Amerika, das Sutter als neuen Markt erschliessen will, im Atlantik. Das bedeutet Konkurs. Sutter ist zu stolz, um Hilfsangebote aus dem Freundeskreis anzunehmen. Der Verhaftung und dem demütigenden Gang in den Schuldenturm entgeht er nur, indem er dem Verhaftungskommando in seiner Kapitäns-Uniform entgegentritt - der kommandierende Wachtmeister darf einen höher-rangigen Offizier nicht verhaften! Den Zeitgewinn nutzt Sutter, um sich von seiner Frau liebevoll zu verabschieden und ihr zu versichern, dass es für ihn eine Ehrensache ist, sich selbst aus der Patsche zu helfen. Er will nach Amerika, dort hart arbeiten, und so rasch wie möglich so reich werden, dass er seine Schulden zahlen und seine Ehre wiederherstellen kann.

Ausser ein paar Jahreszahlen und Namen ist diese Version der Geschichte Sutter's völlig frei erfunden. Sie reduziert die Geschichte Sutter's auf den Konflikt «Blut gegen Geld». Damit geht sie noch weiter als Blaise Cendrars, der in seinem 1925 erschienenen «Gold» (wahrscheinlich «die Mutter» der gesamten nicht-wissenschaftlichen Sutter-Literatur des 20. Jahrhunderts) Sutter als ehrlichen und gutmeinenden Pionier charakterisiert, der von durchtriebenen Op-

portunisten und Betrügern zugrunde gerichtet wird. Fairerweise ist anzumerken, dass Trenker sein Werk als Roman bezeichnet. Der Roman ist Zwillingbruder des gleichnamigen Films, der 1936 an den Filmfestspielen in Venedig Premiere feierte und wegen des arischen Vorbildcharakters des Helden bei Göring und andern Grössen des Naziregimes grossen Gefallen fand. Trenker's Roman ist in Bezug auf die Fiktionalisierung des Lebens Sutter's sicher ein Extremfall. Trotzdem repräsentiert es die erste von drei Kategorien, in denen die bestehende Sutter-Literatur eingeordnet werden kann.

«Der Kaiser von Kalifornien» gehört zu den «Sutter-Sagen». Dies ist die **erste** von vier Kategorien, in welche die Sutter-Literatur gegliedert werden kann. Blaise Cendrars's «Gold», Stefan Zweig's «Die Entdeckung Eldorados», Polo Hofer's Song «Alles Gold vo Kalifornie», oder die im Baselbieter Dialekt verfügbare Sutter-Literatur sind allesamt Sutter-Sagen.

Diese Sagen zeichnen sich dadurch aus, dass ihr roter Faden eine unverkennbare oder mindestens eine gewisse Ähnlichkeit mit der tatsächlichen Geschichte Sutter's hat, dass aber zahlreiche Fakten verfälscht oder frei erfunden sind und Lücken, die im verfügbaren Quellenmaterial bestehen, durch fantasievolle Erfindungen oder Ausschmückungen geschlossen werden. Die Sagen stellen Sutter ausnahmslos als Menschen dar, der von bösen Mächten ins Unglück gestürzt wird, der als grossartiger Pionier und mit heldenhaftem Einsatz die Zivilisation nach Kalifornien bringt, der die eingeborenen Wilden zähmt und zu nützlichen Werkzeugen der Kultivierung fruchtbarster Regionen erzieht, der Kalifornien in den Verbund der Vereinigten Staaten einbringt, der durch den Gold Rush erneut um Hab und Gut gebracht wird, und der schlussendlich, von der amerikanischen Regierung schmählich im Stich gelassen, in Washington auf den Treppenstufen zum Capitol als vereinsamer armer Bettler stirbt.

Die **zweite** Kategorie sind Lebensberichte Sutter's, die entweder er selbst verfasst hat, oder die von Dritten auf Basis seiner eigenen Erzählungen erstellt oder editiert wurden. Sutter selbst hat sein Leben mehrmals zusammengefasst. Die erste erhaltene Version ist eine Art Curriculum, das er für die Behandlung seiner Landansprüche durch die amerikanischen Gerichtsinstanzen verfassen musste. Das Curriculum ist Bestandteil der Gerichtsakten, die zum Entscheid der Land Commission im Jahr 1855 geführt haben. Es

wurde 1878 in der Wochenzeitung «The Argonaut» in San Francisco erstmals publiziert, fälschlicherweise als Tagebuch Sutter's. Anschliessend ging das Manuskript verloren. 1994 haben die Herausgeber (Kenneth N. Owens) von «John Sutter and a Wider West» das Sutter-Curriculum auf Basis der Argonaut-Version editiert und mit zahlreichen kritischen Anmerkungen als Einführungskapitel in ihre Essay-Sammlung aufgenommen.

Die Autobiografien, die Sutter seinen späteren Bittschriften an den US-Kongress beifügte, sind zwar kürzer, inhaltlich aber weitgehend deckungsgleich.

Die bekannteste der Sutter-Memoiren ist von Erwin Gustav Gudde aus Bancroft's handschriftlichen Notizen von dessen fünftägigen Gesprächen mit dem alten, bereits über 70-jährigen Sutter destilliert und 1934 unter dem Titel «Neu-Helvetien: Lebenserinnerungen des Generals Johann August Sutter» publiziert worden. Gudde erzählt Sutter's Erinnerungen nicht einfach nach, sondern weist an zahlreichen Stellen darauf hin, dass die Erinnerungen Sutter's teilweise Erfindungen sind und mit erwiesenen historischen Fakten nicht übereinstimmen. Es ist in der Tat der gemeinsame Nenner aller Versionen der Sutter-eigenen Lebensberichte, dass sie reich mit Lügen oder Erfindungen garniert sind, dass schöne Seiten des Lebens Sutter's überschwänglich überhöht und dunkle Seiten entweder Dritten in die Schuhe geschoben oder schlicht verschwiegen werden. Die Bemerkungen, die Friedrich Dürrenmatt zu Beginn des ersten Buchs seiner «Stoffe» zu Autobiografien macht, treffen wohl auch auf Sutter zu: «Es ist immer wieder von jemandem versucht worden, sein eigenes Leben zu beschreiben. Ich halte das Unterfangen für unmöglich, wenn auch für verständlich. Je älter man wird, desto stärker wird der Wunsch, Bilanz zu ziehen. Der Tod rückt näher, das Leben verflüchtigt sich. Indem es sich verflüchtigt, will man es gestalten; indem man es gestaltet, verfälscht man es: so kommen die falschen Bilanzen zusammen, die wir Lebensbeschreibungen nennen ... ».

Zeugnisse von Zeitgenossen Sutter's bilden die **dritte** Kategorie der Sutter-Literatur. Die wichtigsten Repräsentanten dieser Kategorie sind die Berichte Bidwell's und Lienhard's, langjährige Mitarbeiter Sutter's in Neu-Helvetien, Laufkötter's (der an Sutter's abenteuerlichen Expeditionen beteiligt war), de Rutté's (ein junger Schweizer Einwanderer, der in den kritischen Jahren des Gold Rush in San Francisco ein Handelshaus leitete und als Konsul der Schweiz für

Kalifornien amtete), sowie das «Statement Regarding Early California Experiences» von August Sutter junior, und die Korrespondenz Sutter's mit zahllosen Zeitgenossen.

Lienhard's Tagebücher sind die reichhaltigste Quelle über die relative Blütezeit und den Niedergang von Neu-Helvetien. Ihr Hauptmakel ist der Umstand, dass Lienhard sie erst über 40 Jahre nach den fraglichen Ereignissen niederschrieb und zusätzlich, dass Lienhard sich gelegentlich mehr von seiner Animosität gegenüber Sutter als von den eigentlichen Ereignissen leiten liess. Leider sind Lienhard's Tagebücher bisher nur in Teilen, sehr selektiv und verfälscht publiziert worden. Auch Bidwell's Berichte sind erst Jahrzehnte nach den Ereignissen aufgezeichnet worden und leiden sowohl unter Gedächtnislücken als auch Beschönigungen und Verfälschungen. John A. Laufkötter's Pamphlet «John A. Sutter, Sr., and His Grants» gehört zwar in diese Kategorie, fällt aber in dem Sinn völlig aus dem Rahmen, als es ein offensichtlicher und plumper Versuch ist, gegen die Anerkennung von Sutter's Landansprüchen zu polemisieren und an Sutter Rache zu nehmen für Dinge, die in der gemeinsamen Vergangenheit der beiden Santa Fe-Fahrer vergraben sind. De Rutté kommt in Kapitel I selbst zu Wort; seine Aufzeichnungen sind zeitsynchron mit den beschriebenen Ereignissen entstanden und weisen eine hohe Authentizität auf. Sie sind für einen tiefen und frischen Einblick in das Leben und Treiben Kaliforniens zurzeit des Gold Rush äusserst wertvoll, für die Vita Sutter's jedoch zu punktuell und eher anekdotisch.

Der Bericht von Sutter junior über seine kurzen, aber bewegten und aufwühlenden Jahre im Kalifornien des Gold Rush und über den Niedergang Neu-Helvetiens sind sehr aufschlussreich. Für das Verständnis der Betrügereien und Gaunereien, denen die Sutter's zum Opfer gefallen sind, aber auch zur Illustration der geschäftlichen Ignoranz und Blauäugigkeit von Sutter Vater und Sohn, sind sie unentbehrlich.

Die umfangreiche Korrespondenz Sutter's zeichnet sich, soweit es sich um Sutter's eigene Briefe handelt, ähnlich wie Sutter's verschiedene Versionen von Autobiografien, durch grossen Erfindungsreichtum, Selbstüberhöhung und Mangel an Selbstkritik aus. Umgekehrt sind die Briefe an Sutter ein guter Spiegel für sein Tun und lassen. Die Korrespondenz wird, soweit sie überhaupt noch vorhanden ist, von verschiedenen Bibliotheken aufbewahrt; sie ist bislang noch nie ganzheitlich erfasst und aufgearbeitet worden.

Horoskop, von Fredi Zollinger am 26. August 1930 für seinen Bruder Jakob erstellt; Fredi war überzeugt, mit dem Horoskop die Seelenverwandtschaft zwischen seinem Bruder und Johann August Sutter nachweisen zu können ▶

Die **vierte** Kategorie der Sutter-Literatur umfasst eigentliche Biografien. Martin Birmann ist der erste Sutter-Biograf. Birmann war ebenfalls ein Rünenberger, kam aus ärmlichsten Verhältnissen, arbeitete sich aus eigener Kraft empor, studierte Theologie und wurde Pfarrer, kümmerte sich selbstlos um die Ärmsten der Gesellschaft, und fand als Schriftsteller, Wohltäter und Politiker (Ständerat von 1869-1890) breite Anerkennung. Er kannte die Sutter's sehr gut, denn als Armensekretär des Kantons Basel-Landschaft (und von 1869-1890 Ständerat) betreute er nach Sutter's Flucht die zurückgelassene Familie. Seine Sutter-Biografie «General Joh. Aug. Suter» erschien 1868, noch vor Sutter's Tod. Sie konnte somit nur Sutter's Leben bis und mit zum Gold Rush abdecken. Auf welche Quellen Birmann sich stützte, ist unbekannt; wahrscheinlich benutzte er zusätzlich zu seinen persönlichen Kenntnissen der Familie Sutter Informationen, die auf Sutter's Umfeld zurückgeführt werden können (z.B. Briefe Sutter's und von Sutter's Familie, oder Berichte anderer Korrespondenten). Ein grosser Teil der übrigen Sutter-Biografien bewegt sich im Graubereich zwischen Sage und Biografie. Es sind im Wesentlichen ausgeschmückte, fantasievoll ergänzte Aufbereitungen von Sutter's eigener Lebensgeschichte. Die einzigen beiden ernst zu nehmenden Biografien sind James Peter Zollinger und Richard Dillon zu verdanken.

Zollinger's «Johann August Sutter - Der König von Neu-Helvetien - Sein Leben und sein Reich» ist 1938 in einer von Zollinger's Frau übersetzten deutschsprachigen Fassung in der Schweiz erschienen und ein Jahr später in den USA auch in der englischsprachigen Originalversion aufgelegt worden. Zollinger ist Sutter kritisch entgegengetreten und hat die bislang dominierende Sutter-Hagiographie beendet. Er war der erste Sutter-Biograf, der sich weder blindlings auf Sutter's eigene Aufzeichnungen verlassen noch frühere Sutter-Lebensbeschreibungen abgekupfert hat. Er hat intensives Quellenstudium betrieben und umfangreiches Material erstmals veröffentlicht. Zusätzlich hat er als erster den Mythos von Sutter als Held und Zivilisator der kalifornischen Wilden wenn nicht zertrümmert, so doch mindestens angekratzt.

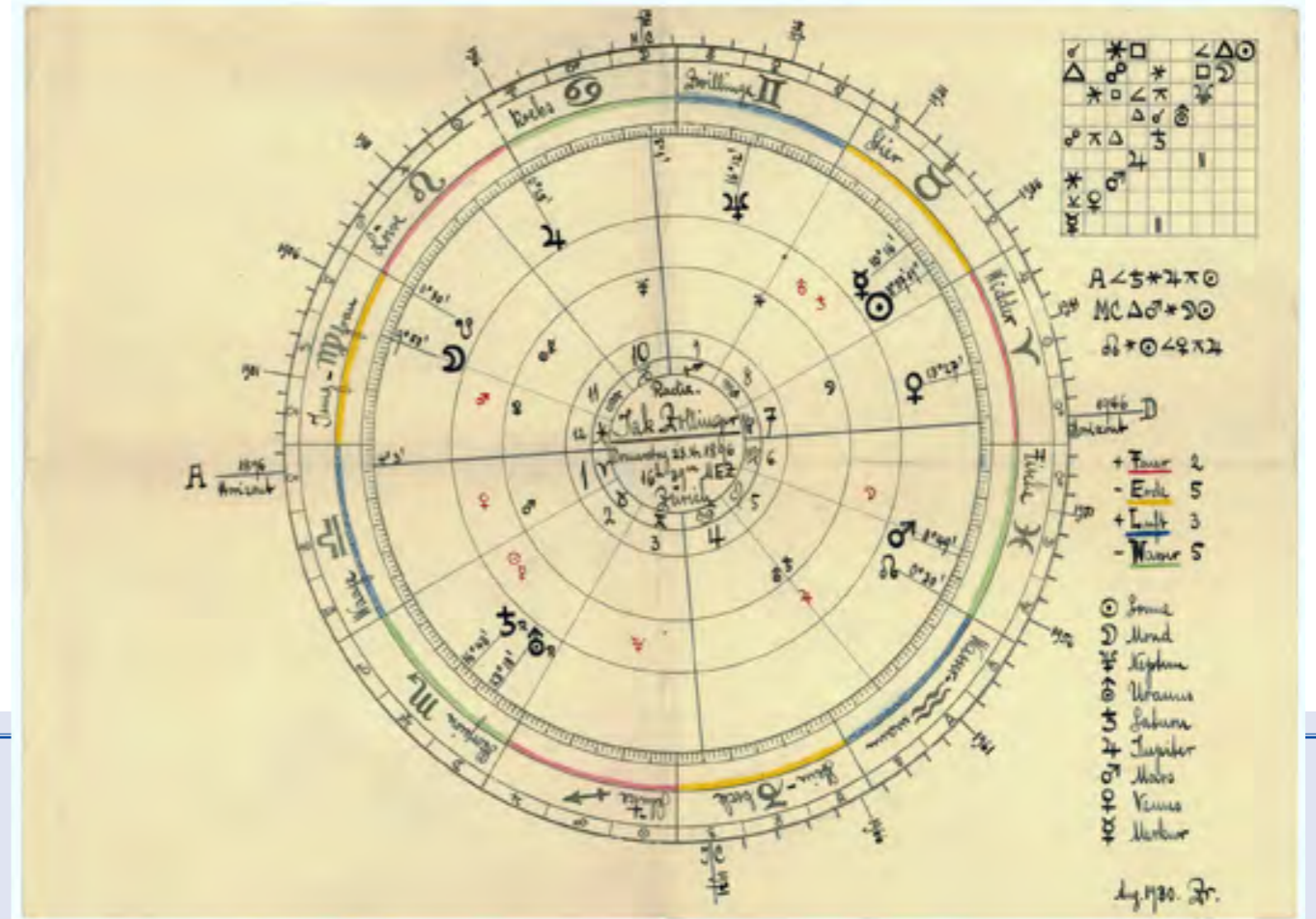
Eine Vorstudie zur vollständigen Biografie Sutter's hat Zollinger 1935 im California Historical Society Quarterly unter dem Titel «Johann August Sutter's European Background» veröffentlicht. Erstmals wird damit weit über Birmann's Detaillierungsgrad hinaus Sutter's Familiengeschichte, Herkunft und Jugend erforscht und aufgezeichnet.

Zollinger hat versucht, Sutter's Leben fast um jeden Preis psychologisch zu deuten. In Anbetracht der dürftigen Quellenlage dürfte er dabei allerdings zu weit gegangen sein. Immer wieder unterstellt er Sutter Motive, Absichten oder Wertvorstellungen, die aufgrund der Handlungen Sutter's ex post plausibel sein mögen, für die es in den Quellen jedoch weder objektive Beweise noch irgendwelche Hinweise gibt. Als spezifisches und extremes Beispiel dafür möge dienen, dass Zollinger seinen Bruder Fredi, der sich intensiv mit Astrologie auseinandersetzte, darum gebeten hat, ein Sutter-Horoskop zu erstellen. Eigentlich hätte dieser sich weigern müssen, denn für Sutter gibt es nicht nur kein eindeutiges Geburtsdatum, sondern erst recht keinen exakten Geburtszeitpunkt. Der Astrologe war aufgrund der Erzählungen seines Bruders zur Überzeugung gelangt, dass zwischen dem Biografen und seinem Objekt soviel Wesensverwandtschaft bestehe, dass ein Horoskop seines Bruders im Wesentlichen auch für Sutter gelten müsse. Die massgelblichen Gestirnskonstellationen innerhalb des Zeitraums der potenziellen Geburtstage Sutter's würden auch mit den Konstellationen zum Zeitpunkt der Geburt des Autors übereinstimmen. So basierte der Astrologenbruder schliesslich seine Sutter-Charakterisierung auf einem Horoskop seines Bruders Jakob (James Peter Zollinger), das er Jahre zuvor erstellt hatte. Die Gesamtqualität der Biografie verkraftet diesen Fauxpas.

Es bleibt anzumerken, dass der Leser der Zollinger-Biografie bereit sein muss, Beurteilungen und Formulierungen zu akzeptieren, die in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts völlig normal und Mainstream waren, heute jedoch in höchstem Mass politisch unkorrekt sind. Auf das Risiko hin, damit selbst politisch unkorrekt zu sein, sei die Feststellung gewagt, dass dieser Umstand sehr zur Frische und Lesbarkeit des Werks beiträgt.

Erfreulicherweise hat der Buchverlag der NZZ die Zollinger-Biografie, die jahrzehntelang vergriffen war, 2003 in einer Faksimile-Ausgabe neu herausgebracht.

Dillon's 1981 gedrucktes Buch «Captain John Sutter - Sacramento's Sainted Sinner» (ursprünglich 1967, also dreissig Jahre nach Zollinger, unter dem Titel «Fools Gold» erschienen) bewegt sich bezüglich Inhalt und Struktur auffällig in Zollinger's Stapfen. Ein Mehrwert gegenüber der Biografie Zollinger's ist kaum festzustellen. Zollinger selbst beklagt sich in einem Brief, der kurz nach Erscheinen der Dillon-Biografie geschrieben wurde, an seinen Verleger, in dem



## Sutter's Horoskop

James (Jakob) Peter Zollinger, Verfasser der bislang mit Abstand besten, umfassend recherchierten und originellen Sutter-Biografie, stützte sich bei seiner stark psychologisch orientierten Deutung Sutter's auch auf die astrologische Expertise seines Bruders Fredi.

Fredi sah in Jakob und Sutter Seelenverwandte. Die Charakterisierung Sutter's stützte er im Wesentlichen auf ein für den eigenen Bruder 1930 erstelltes Horoskop. Den dubiosen, d.h. in den historischen Akten widersprüchlichen Geburtszeitpunkt Sutter's setzte er so auf ein Datum und einen Zeitpunkt fest, dass die astrologische Beurteilung Sutter's und seines Bruders zu hoher Übereinstimmung führen musste.

In seinem Brief an Jakob vom 24. Januar 1935 schreibt Fredi Zollinger:

Auch «J. A. Suter in der Literatur» habe ich erhalten und mit Interesse gelesen; es scheint tatsächlich so zu sein, dass der innere Mensch Suters bis jetzt nicht in Arbeit genommen worden ist, aus begreiflichen Gründen, denn das Wesen eines Menschen schildern können nur aus mehr od. weniger guten Überlieferungen ist ja mit enormen Schwierigkeiten und ebenso großer Arbeit verbunden, und z. Teil überhaupt nicht möglich.

Aus dem Brief v. 12. Dez. (mit dem Jakob seinem Bruder Fredi, als Grundlage für das gewünschte Sutter-Horoskop, eingehender über Sutter informiert hatte) war ich etwas erstaunt schon wieder ein neues Geburtsdatum (für Sutter) zu finden (den 15. Februar 1803), habe mir dann aber doch die Mühe genommen auch auf diesen Tag ein Horoskop zu entwerfen und dann scheint es, dass dies der einzig richtige Tag seiner Geburt sei, denn das ganze Bild passt noch bedeutend besser

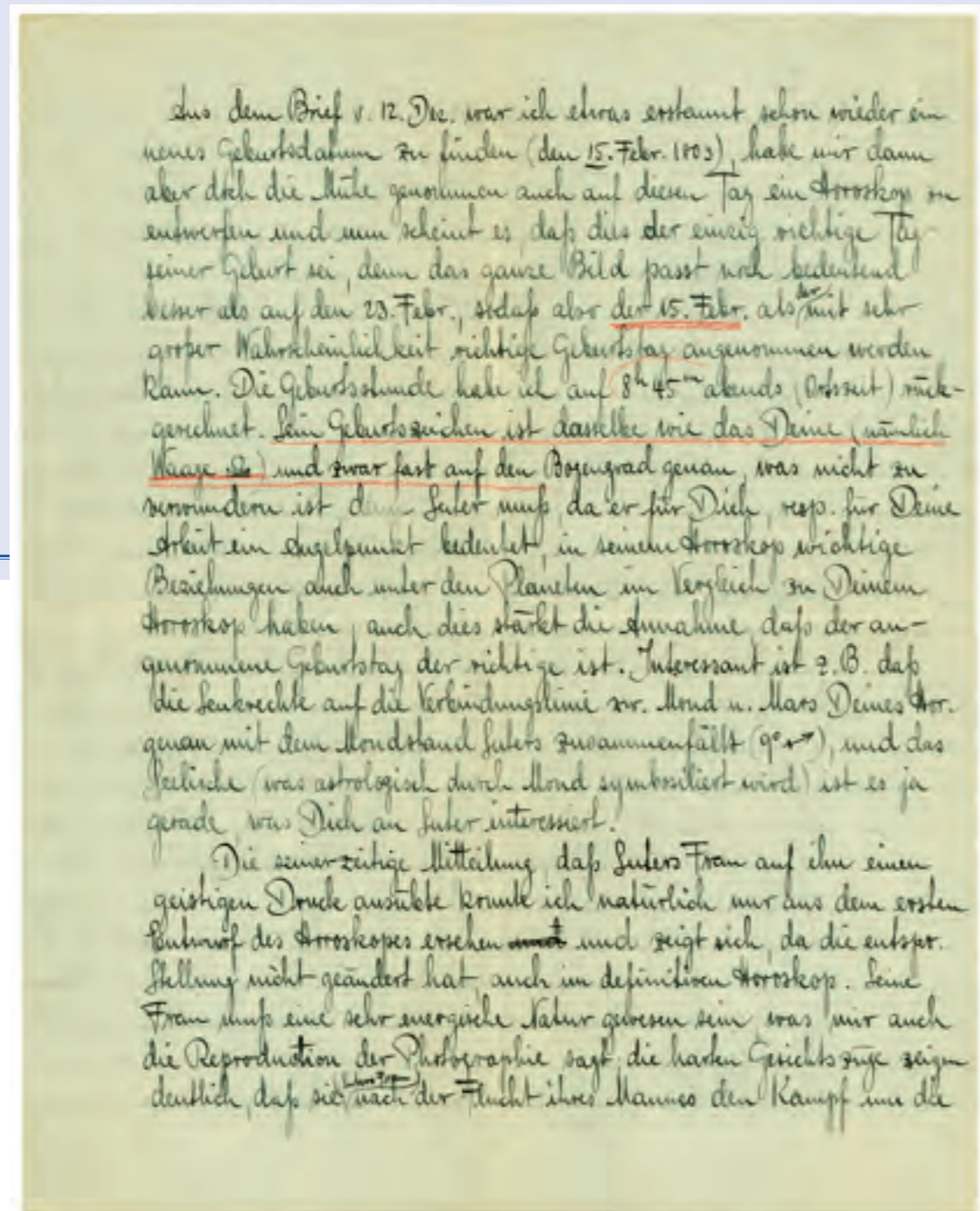
als auf den 23. Februar (bisher von Jakob angenommenes Geburtsdatum Sutter's), sodaß also der 15. Februar als der mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit richtige Geburtstag angenommen werden kann. Die Geburtsstunde habe ich auf 8<sup>h</sup>45<sup>m</sup> abends (Ortszeit) rückgerechnet. Sein Geburtszeichen ist dasselbe wie das Deine (nämlich Waage ♎) und zwar fast auf den Bogengrad genau, was nicht zu verwundern ist, denn Suter muß, da er für Dich, resp. Für Deine Arbeit ein Angelpunkt bedeutet, in seinem Horoskop wichtige Beziehungen, auch unter den Planeten im Vergleich zu Deinem Horoskop haben; auch dies stärkt die Annahme, daß der angenommene Geburtstag der richtige ist. Interessant ist z.B. daß die Senkrechte auf die Verbindungslinie zw. Mond u. Mars Deines Hor. genau mit dem Mondstand Suters zusammenfällt (9°), und das Seelische (was astrologisch durch Mond symbolisiert wird) ist es ja gerade, was Dich an Suter interessiert.

Die seinerzeitige Mitteilung, dass Suters Frau auf ihn einen geistigen Druck ausübte konnte ich natürlich nur aus dem ersten Entwurf des Horoskops ersuchen und zeigt sich, da die entspr. Stellung nicht geändert hat, auch im definitiven Horoskop. Seine Frau muß eine sehr energische Natur gewesen sein, was mir auch die Reproduktion der Photographie sagt; die harten Gesichtszüge zeigen deutlich, dass sie (Suters Frau) nach der Flucht ihres Mannes den Kampf um die Existenz nicht aufgegeben hat. Das Wesen der Frau Suter, das besonders in geistiger Beziehung durchschlagkräftiger war als das seinige konnte natürlich auf ihn als Mann nicht angenehm wirken

und da er selbst eine Natur war die eine grosse Unabhängigkeit beanspruchte, die größere Kraft von seiten seiner Gemahlin aber spürte, brauchte es nur eines entsprechend geeigneten Momentes, um sich der «Fesseln» zu entledigen. Mit dem Konkurs war der Moment gegeben, und aus der Überprüfung der damaligen Transitstellungen ist zu schließen, daß der Flucht ein heftiger Streit mit seiner Frau vorangegangen ist. Die Stellungen bei der Ankunft von Frau und Kinder in Amerika zeigen ebenfalls, daß es für ihn unangenehme Empfindungen auslöste die Frau wieder bei sich zu wissen, und doch ließ es ihm sein gerechtes Gewissen nicht zu, sich nochmals feige zu drücken. Trotz sei-

ner Abenteurer- und Spekulanten-Natur besaß er aber ein joviales, gerechtes und großmütiges Wesen, mit viel Optimismus. Der Charakter Suters war frei und offen, er besaß einen starken Willen und die Fähigkeit, Geplantes auszuführen. Die große Liebe zu Veränderungen und Wechsel in den Verhältnissen, sowie ein gewisser Mangel an Ausdauer, Festigkeit und Beständigkeit waren mitbestimmend an seinen finanziellen Verlusten; er konnte auch nicht sparen und spürte keine Hemmungen beim Geldausgeben. Im Grunde genommen ein Idealist, dessen etwas unpraktisch veranlagte Natur von heimlichen Feinden überlistet und ausgebeutet wurde. ...

(die Originale der zitierten und abgebildeten Dokumente befinden sich im Nachlass Zollinger's im Schweizerischen Literaturarchiv)



◀ Auszug (Seite 2) aus Brief von Fredi Zollinger an seinen Bruder Jakob, datiert 24. Januar 1835

es in erster Linie um die Erneuerung des Copyright an Zollinger's Sutter-Biografie geht, erbost darüber, dass andere Sutter-Biografen sein eigenes Werk unverschämt abschreiben:

## James Peter Zollinger über die Ausbeutung seiner Sutter-Biografie

Brief an seinen Verleger

(englisches Original im Nachlass Zollinger's im schweizerischen Literaturarchiv)

December 4, 1967

Mr. Walter T. Oakley  
Oxford University Press  
200 Madison Avenue  
New York, N.Y. 10016

Lieber Herr Oakley

Es geht mir jetzt um «Sutter: The Man and his Empire».

Abgesehen von einem Check über einen kleinen Betrag, den ich im vergangenen Sommer als Tantieme für die vorgeschlagene Neuauflage durch Peter Smith erhalten habe, habe ich in dieser Angelegenheit nichts mehr gehört. Es scheint mir also, dass die Sache nicht weiter verfolgt wird.

Falls das zutrifft, würde es mich interessieren zu erfahren, ob mein Copyright erneuert worden ist. Der Grund für meine Nachfrage ist, dass offenbar das Thema nach wie vor auf Interesse stösst. Alle paar Jahre erscheint ein neues Sutter-Buch, als Roman oder als Sachbuch, und die meisten von ihnen beuten mein Werk aus. Neulich kam Richard Dillon's «Fools Gold» heraus (Coward-McCann). Ich habe das Buch selbst noch nicht gelesen, aber wenn ich nach der Buchkritik in der New York Times vom 19. November gehe, sieht auch das wie eine Paraphrase meines Sutter-Buchs aus, ohne neues Material, ohne irgendwelche neue Erkenntnisse oder neue Standpunkte.

So kann das die nächsten 28 Jahre weitergehen. Deshalb meine Frage: Wäre es nicht möglich, einen Taschenbuch-Reprint meines Sutter herauszubringen, entweder im Oxford Verlag, oder bei einem anderen Taschenbuch-Verleger. Das immer wiederkehrende Erscheinen von neuen Versionen lässt einen solchen Schritt geradezu als geboten erscheinen.

...

## TEIL 2: DAS BILD VON JOHANN AUGUST SUTTER IN DER GESCHICHTSSCHREIBUNG

Das Sutter-Portrait, das William S. Jewett 1853 gemalt hat, hing von 1869 bis 1976 im State Capitol Kaliforniens in Sacramento City. Bis 1906, als das Capitol durch das berühmte Erdbeben und die anschliessenden Feuersbrünste, die weite Teile Kaliforniens zerstörten, beschädigt wurde, konnte es in der so genannten Assembly Chamber (Parlamentssaal) bestaunt werden, wo es nach den erforderlichen Renovationsarbeiten durch ein Bild von Präsident Lincoln ersetzt wurde. 1976 wurde es sang- und klanglos abgehängt und in den über schwemmungsgefährdeten Kellern des State Museum Resource Center Kaliforniens versteckt. Man wollte den zartbesaiteten kalifornischen Parlamentariern und Staatsbeamten und der von einer Überdosis an politischer Korrektheit infizierten Bevölkerung das majestätische Bild eines trinkfreudigen Frauenjägers, eines skrupel- und rücksichtslosen, ausbeuterischen und für den Untergang der einheimischen Indianervölker angeblich hauptsächlich mitverantwortlichen Ahnen nicht länger zumuten.



Die traditionelle amerikanische Geschichtsschreibung, insbesondere die Geschichte der Erschliessung und Zivilisierung des nordamerikanischen Kontinents in seiner gesamten Breite vom Atlantik zum Pazifik wird bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts vom «Frontier-Mythos» geprägt. Vater dieses Mythos ist Frederick Jackson Turner, der mit seinem zunächst unscheinbar erscheinenden Essay »The Significance of the Frontier in American History» Anstoss und Fundament dazu liefert.

Auf einen einfachen Nenner gebracht, sagt Turner, dass amerikanische Kultur, Gesellschaft und politische Institutionen dominant von den Erfahrungen geprägt sind, die bei der Ausdehnung der amerikanischen Bevölkerung quer über den ganzen Kontinent gemacht wurden. Er erkennt, dass die Anfänge Amerika's europäisch waren, und stellt fest, dass eigenständige und unabhängige amerikanische Ausprägungen mit zunehmender geografischer und zeitlicher Entfernung vom Atlantik deutlicher manifest werden. «Frontier», also die sich ständig westwärts verschiebende Grenzlinie zwischen der jungen amerikanischen Zivilisation und dem noch wilden Westen wird zur Metapher für die amerikanische Identität.

Im Bewusstsein der breiten Bevölkerung, deren flutwellenartig anschwellender Zustrom von europäischen Einwanderern in besonderem Mass der Frontier-Erfahrung ausgesetzt wird, setzt sich die «Frontier» als Amalgam von heroischem männlichem Mut und höchstem körperlichem Einsatz, von überwundenen Gefahren, die sowohl von unberechenbar kriegerischen Indianern als auch von einer zwar schaurig schönen, aber harten, erbarmungslosen Natur und einem ebenbürtig unbarmherzigen Klima, von unter widrigsten Umständen bewiesenem grenzenlos erfinderischem Handwerkskönnen, von Kameradschaft unter Männern und bedingungslosem Zusammenhalten zwischen Mann und Frau. Das gleiche Bewusstsein ist Nährboden der Old Western History.

Johann August Sutter wird in diesem Kontext zum Helden, der als erster Mensch Kaliforniens Hinterland besiedelt und urbar macht. Er wird zum festen Bestandteil des Frontier-Mythos.

Die New Western History wendet sich der Kehrseite der Medaille zu. Sie wendet sich vom Mythos der Frontier ab und betrachtet primär die aus heutiger Sicht

◀ Johann August Sutter, Gemälde von William S. Jewett, 1853; das Gemälde wurde nach über 100-jähriger prominenter Platzierung im State Capitol Kaliforniens Opfer der politischen Korrektheit und revisionistischen Geschichtsbeurteilung und 1976 sang- und klanglos in den Archivkellern des State Museum Resource Center Kaliforniens versteckt

### Turner und die OLD WESTERN HISTORY

Frederick Jackson Turner gilt als Begründer und Inkarnation der Old Western History. Sein Ruf basiert auf seinem Essay «The Significance of the Frontier in American History», den er 1891 an einem Historiker-Kongress zum vierhundertjährigen Jubiläum Amerikas durch Christopher Columbus vortrug. Er etablierte damit die so genannte «Frontier»-These.

Einige Auszüge aus seinem Essay werfen ein Licht auf diese These:

In einem aktuellen Bericht des Chefs für die Volkszählung 1890 erscheinen folgende wichtigen Feststellungen: «Bis und mit 1880 hatte das Land eine Besiedlungs-«Frontier», aber zurzeit sind die unbesiedelten Gebiete von isolierten Knoten von Siedlungen so durchbrochen, dass man kaum mehr von einer Frontier-Linie reden kann. Für eine Behandlung dieser Grenzlinie, sei es ihr Verlauf oder die Verschiebung nach Westen, hat es in Berichten über die Volkszählung also jetzt keinen Platz mehr». Diese kurze offizielle Feststellung markiert den Abschluss einer bedeutenden historischen Bewegung. Bis auf unsere Tage war amerikanische Geschichte in einem hohen Grad die Geschichte der Kolonisierung des Grossen Westens. Das Vorhandensein eines Gebiets freien Landes, dessen kontinuierlicher Rückgang, das nach Westen gerichtete Vordringen der amerikanischen Besiedlung, erklärt die amerikanische Entwicklung.

Institutionen, konstitutionelle Elemente und Veränderungen sind von den lebendigen Kräften geprägt, die solche Organe ins Leben rufen und so formen, dass sie sich ändernden Bedingungen anpassen können. Die Besonderheit amerikanischer Institutionen ist die Tatsache, dass sie gezwungen waren, sich selbst an die Änderungen eines sich ausdehnenden Volkes zu adaptieren - an die Änderungen, die einhergehen mit der Überquerung eines Kontinents, mit der Eroberung einer Wildnis, mit der Entwicklung jedes Gebiets, das mit fortschreitender Ausdehnung erschlossen wird, aus den primitiven wirtschaftlichen und politischen Frontier-Bedingungen in die Komplexität eines urbanen Lebens.

Die Entwicklung der amerikanischen Gesellschaft hat an der Frontier kontinuierlich immer wieder von vorn begonnen. In der ständigen Wiedergeburt, im Fluss des amerikanischen Lebens, in der Westausdehnung mit ihren neuen Möglichkeiten, im ständigen Kontakt mit der Einfachheit einer primitiven Gesellschaft stecken die Kräfte, die den amerikanischen Charakter dominieren.

Anfänglich befand sich die Frontier an der Atlantikküste. Es war recht eigentlich die Grenze Europa's. Indem sie sich nach Westen verlagerte, wurde die Frontier immer amerikanischer. So wie aus sukzessiven Vergletscherungen Endmoränen entstehen, hinterlässt jede Frontier ihre Spuren, und wenn eine Gegend besiedelt wird, hat sie immer noch Teil an den Frontier-Eigenschaften. So bedeutete das Vordringen der Frontier eine stete Entfernung vom Einfluss Europa's, und eine stete Zunahme einer Unabhängigkeit amerikanischen Zuschnitts. Und das Studium dieses Vordringens (der Frontier), der Männer, die unter solchen Bedingungen aufgewachsen sind, sowie dessen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Resultate, ist das, was es bedeutet, den wirklich amerikanischen Teil unserer Geschichte zu studieren.

schädlichen Folgen der Besiedlung des amerikanischen Westens durch weisse Europäer. Sie kreierte dafür einen neuen Mythos, indem sie dem urtümlichen unberührten Westen und dessen Urbevölkerung (die allerdings in einer geschichtlichen Betrachtung auch erst vor 10'000 Jahren eingedrungen und damit noch blutjung ist) nachtrauert. Die New Western History suggeriert, eine Koexistenz zwischen eingeborener Bevölkerung und eindringenden Weissen wäre wünschbar und möglich gewesen, man hätte dieses vermeintliche Idyll erhalten können und sollen. Genau so gut könnte man postulieren, die Menschheit wäre besser bedient, wenn unsere Vorfahren nicht von den Bäumen heruntergestiegen wären.

Es gab im vor-weissen Amerika gar kein Idyll. Die indianische Bevölkerung war keineswegs durchgehend friedfertig und sozial gerecht, noch war die Frau ge-

achtet und dem Manne gleichberechtigt. Die Führungsstrukturen der Indianer-Stämme waren alles andere als demokratisch. Der Umgang mit der Natur war nicht nachhaltig. Grössere und dauerhafte Schäden an Natur und natürlichen Ressourcen wurden nur deswegen nicht sichtbar, weil die Natur stärker war als die zahlenmässig vernachlässigbar kleine indianische Bevölkerung.

Als der amerikanische Westen erschlossen wurde, war die Zivilisation der dominierenden Akteure zentriert auf die weisse anglo-europäische Kultur, auf die männliche Vorherrschaft, auf die zudienende Rolle der Frau, auf die Minderwertigkeit der lateinisch-südamerikanischen Welt und die Wertlosigkeit aller so genannten wilden Völker. Man mag das bedauern und aus heutiger Sicht verdammen. Von den Menschen dieser Periode etwas anderes zu verlangen und sie zu verurteilen, weil sie



diese Anforderung nicht erfüllen, ist jedoch naiv und ungeschichtlich. Genau dies ist jedoch der Tenor von führenden Exponenten der New Western History.

Für die New Western History drängt sich Johann August Sutter geradezu als Verkörperung alles Bösen auf, was im Rahmen der Erschliessung des Westens angeprangert werden kann. In einschlägigen Publikationen wird er zum Feindbild par excellence befördert. Dies zeigt sich besonders deutlich in der Essay-Sammlung «John Sutter and a Wider West» (Herausgeber Kenneth N. Owens). Wenn man Sutter unter Verlust jeglichen Augenmasses praktisch zum Erfinder, Inspirator und Haupttäter der Ausrottung der kalifornischen Indianer und zum Zerstörer einer intakten Umwelt macht, tut man ihm nicht nur Unrecht, sondern in erster Linie zu viel Ehre an.

Die New Western History und ihre «Jünger» begeben sich hier auf das Glatteis des Moralisiertens. Das ist schon allein deswegen problematisch, weil die Vergangenheit und ihre Akteure an Moralvorstellungen der Gegenwart gemessen und folgerichtig verurteilt werden.

Im Falle Sutter's ist es zudem völlig unverhältnismässig, weil die aus heutiger Sicht grössten Missetaten, die im Zusammenhang mit der Erschliessung des amerikanischen Westens begangen worden sind oder sein mögen, entweder der spanischen Herrschaft vor Sutter's Ankunft oder der Periode nach dem Gold Rush, als Sutter nichts mehr zu sagen hatte, zuzuordnen sind.

Sutter's Pionier-Jahre in Kalifornien, die Zeit der Gründung und des mühsamen und auch am Ende noch keineswegs gesicherten Aufbaus Neu-Helvetiens

waren viel zu kurz, um daraus eine dauerhafte und bestimmende Rolle Sutter's ableiten zu können. Sowohl die Old Western History, die Sutter im Rahmen des Frontier-Mythos masslos überhöht, als auch Sutter's Verteufelung durch die Geschichtsrevision der New Western History sind krasse Übertreibungen, die vor einer nüchterner Betrachtung keinen Bestand haben können.

Im Rahmen der Geschichtsschreibung, die von den Revisionisten weder als «Old» abqualifiziert noch sich selbst als «New» klassiert, spielt Sutter nämlich eine sehr untergeordnete und beiläufige Rolle. In «The Oxford History of the American West» wird Sutter auf knapp 900 Seiten mit keinem Wort erwähnt. Sein Name taucht auch im Index nicht auf. Richard White widmet Sutter in seiner 1991 neu aufgelegten und vollständig aufgearbeiteten «A New History of the American

West» gerade etwa eine halbe Seite, einmal in einem Nebensatz über den Verkauf des russischen Fort Ross, und dann im Zusammenhang mit dem Gold Rush. Angie Debo, Autorin von «A History of the Indians of the United States», kennt Sutter nicht. Robert V. Hine und John Mack Faragher behandeln Sutter in ihrem Standardwerk von über 600 Seiten «The American West» (2000 völlig überarbeitet neu aufgelegt) mit lediglich drei bis vier Sätzen, ausschliesslich im Zusammenhang mit der Besiedlung des Landesinnern und dem Gold Rush.

Unter Mainstream-Historikern ist Sutter nicht viel mehr als eine Fussnote der Geschichte. Damit wird man ihm wohl wesentlich gerechter als mit seiner Erhöhung zum Vater Kaliforniens oder als mit seiner Verteufelung als Ausrotter der kalifornischen Indianer.

## Zitate zur Definition der NEW WESTERN HISTORY

Patricia Nelson Limerick und Michael P. Malone sind bei weitem nicht die einzigen Hauptexponenten der New Western History. Sie haben in ihren Beiträgen zu «Trails - Toward a New Western History» (Essay-Sammlung zur Dokumentation zum Eröffnungs-Symposium zur Ausstellung «Trails through time», Santa Fe, 1989) einermassens griffige und repräsentative Definitionen oder Umschreibungen für die Begriffe Old und New Western History geprägt und kommen deswegen hier zu Wort.

**Michael P. Malone ist in Bezug gegenüber dem Stereotyp «New» etwas skeptisch; er setzt sich zunächst mit der «Old Western History» auseinander und umschreibt dann, was er unter «New Western History» versteht. Daraus wird auch deutlich, dass dahinter keine homogene, gefestigte oder in sich abgeschlossene Denk- und Forschungsdoktrin steht.**

... So gesehen betonte das klassische Paradigma der Geschichte des Westens die Frontier, die Amerikanisierung des Landes und seiner Leute, und die frühen Perioden der In-Besitz-Nahme von Land und Ressourcen. Umgekehrt, natürlich, vernachlässigte sie die Post-Frontier-

Perioden nach den 1890er Jahren, die Verschiedenheit der Völker ausserhalb des anglo-weissen Mainstream, und die Frauen und Kinder, die weniger häufig Gewehre schwingen oder mit Pflug und Axt hantieren. Ebenfalls vernachlässigt wurden die Städte mit Ihren Industrien, Handwerken und Lebenserfahrungen, die eine agrarische Frontier nicht kannte, obwohl Städte schon vor auf Landwirtschaft basierten Wirtschaften entstanden.

..., denn die Hauptrichtungen der New Western History sind generell die gleichen wie die der modernen amerikanischen Geschichtsschreibung. Der Appell

von Historikern wie Julie Roy Jeffrey, Sandra Myers und Glenda Riley, sich auch um die Frauen des Westens zu kümmern, hat heute zahlreiche Anhänger. Ein anderes Beispiel ist die immer stärkere Fokussierung auf die Indianer des Westens, die Politik gegenüber den Indianern, auf andere regionale Minderheiten, besonders Hispanics und Asiaten, welche Francis Paul Prucha, Lawrence Kelly und andere praktizieren. Weitere andere Beispiele umfassen die neue urbane Geschichte des Westens, besonders im Südwesten; die Flut von Publikationen über alle ökologischen Aspekte des Westens; und der zunehmende Einsatz quantitativer Methoden sowie neuer soziologischer Geschichtsansätze in der Untersuchung von Themen des Westens. ...

**Patricia Nelson Limerick ist folgende Definition für «New Western History» zu verdanken:**

New Western History definiert «den Westen» primär als einen Raum - im weitesten Sinn die Trans-Mississippi-Region, oder die Region westlich des 100. Längengrads. Die Grenzen sind fließend, so wie alle anderen regionalen Grenzern auch.

Historiker dieser Richtung sehen in der Geschichte dieser Region einen «Prozess» an der Arbeit, einen Prozess, der auf an-

dere Teile der Nation ebenso einwirkt wie auf andere Teile des Planeten. Den alten Begriff «Frontier» lehnen sie jedoch als Name für diesen Prozess ab. Der Begriff «Frontier» ist, wenn klar und präzise definiert, nationalistisch und häufig rassistisch (er bezieht sich im Wesentlichen auf die Region, in der weisse Menschen rar sind); sobald der Begriff von seinem Ethnozentrismus befreit wird, verliert er seine exakte Definition.

Für die Charakterisierung des Prozesses, der die Region geformt hat, steht den Vertretern der New Western History eine ganze Anzahl von Begriffen zur Verfügung - Invasion, Eroberung, Kolonisierung, Ausbeutung, Entwicklung, Ausdehnung des Weltmarktes. Nimmt man eine sehr offene Perspektive ein, involviert der Prozess das Zusammenkommen verschiedener Leute - Frauen und Männer, Indianer, Europäer, Lateinamerikaner, Asiaten, Afro-Amerikaner - in der Region, sowie deren Begegnung untereinander und mit der natürlichen Umgebung.

Forscher der New Western History lehnen die Vorstellung ab, dass 1890 oder irgendein anderes Jahr das klare «Ende der Frontier» markiert. Sowohl die Geschichte der manchmal kämpferischen, manchmal kooperativen Beziehungen unter den sehr verschiedenen Charaktere der Region, als auch die Geschichte der

menschlichen Anstrengungen, sich die Natur der Region «zu unterwerfen», ist nicht zu Ende; ihre Kontinuität wird unnötigerweise durch Versuche zerrissen, den «alten» vom «neuen» Westen abzugrenzen.

Vertreter der New Western History werfen das alte Modell von »Fortschritt« und »Steigerung« über Bord und stellen sich der Möglichkeit, dass einzelne Strassen der Entwicklung des Westens direkt in Versagen und Ungerechtigkeit münden. Diese neue Betrachtungsweise heisst nicht, dass die weissen Amerikaner schlecht aussehen sollen. Im Gegenteil, die Absicht ist einfach, klarzustellen, dass in der Geschichte des amerikanischen Westens Heldentum und Verbrechen, Tugend und Laster, noble und schäbige Gesinnung etwa zu gleichen Anteilen anzutreffen sind wie in irgendeinem anderen Gebiet der Menschengeschichte (und mit der gleichen Relativität von Definitionen und Urteilen). Das ist nur desillusionierend für diejenigen, die sich bisher auf Illusionen gestützt haben.

Historiker der New Western History geben den konventionellen, nie sehr überzeugenden Anspruch auf eine allwissende neutrale Objektivität auf. Sie unternehmen jede erdenkliche Anstrengung, andere Standpunkte anzuerkennen und zu verstehen. Gleichzeitig ist es für

sie in Ordnung, dass Forscher an ihren Forschungsobjekten gefühlsmässig Anteil nehmen, in Vergangenheit und Gegenwart, und dass sie zu ihrer Betroffenheit stehen.

Manchmal fällt es schwer, in solchen Bekenntnissen etwas anderes zu sehen als «alten Wein in neuen Schläuchen». Es versteht sich ja von selbst, dass Frederick Jackson Turner, der die Grundlagen für die Old Western History um 1890 legte, nicht die Geschichte des 20. Jahrhunderts schreiben konnte. Das, was die selbst ernannten Modernisierer der amerikanischen Geschichtsschreibung propagieren, und teilweise mehr als mangelhaft umsetzen, hat bereits Turner praktiziert und postuliert.

Der New Western History haftet viel Sektiererisches und Revisionistisches an. Ausserdem verdrängt sie konsequent, dass die Erschliessung des amerikanischen Westens - Turner weist darauf hin - am Atlantik begonnen hat. Offenbar ist die Erschliessung des amerikanischen Kontinents vom Atlantik bis zum Mississippi nicht Teil der amerikanischen, sondern der englischen Kolonialgeschichte.

Turner's Sicht wirkt auch heute, bei aller zeitbezogen verständlichen und ethnozentrisch einseitigen Fokussierung auf Weisse und Männer, kohärenter und überzeugender als die modische politische Korrektheit der

# TEIL 3: EIN VERSUCH, JOHANN AUGUST SUTTER GERECHT ZU WERDEN

Die Quellenlage zur Geschichte und Person Johann August Sutter's ist zwar umfangreich, aber inhaltlich dürftig und - jedenfalls, soweit es Sutter's eigene Aufzeichnungen oder Berichte von Zeitgenossen betrifft - nicht sehr zuverlässig. Die gesicherten Fakten ergeben keine kohärente und schlüssige Biografie. Sutter's überlieferte Handlungsmotive sind in sich selbst widersprüchlich und lückenhaft und werfen mehr Fragen auf als sie beantworten.

## War Sutter ein Lump?

Gewiss!

Die Art und Weise, wie Sutter sein Geschäft in Burgdorf in den Konkurs trieb, und wie er seine Frau und fünf Kinder, teilweise noch im Säuglingsalter, im Stich liess, kann man nur als lumpig bezeichnen. Zeit seines Lebens hat Sutter über seine Verhältnisse gelebt; im besten Fall gedankenlos, da er aber nie aus seinen Schwierigkeiten gelernt zu haben scheint, wohl eher skrupellos.

Gemäss der alten Volksweisheit «Gleich und Gleich gesellt sich gern.» hat sich Sutter auch immer wieder mit anderen Lumpen verbündet. In massloser Selbstüberschätzung hat er dabei jeweils den schnellen Gewinn gerochen und gesucht, wurde dabei aber von seinen falschen Freunden regelmässig über den Tisch gezogen.

Die Grosszügigkeit und Gastfreundschaft, die er an den Tag legte, wenn es ihm materiell gut ging, zeugt eher von Berechnung, von kalkulierter Gegenleistung, als von Selbstlosigkeit.

## War Sutter ein Held?

Gewiss nicht!

Es sei denn, man lege dem Begriff die Definition von George MacDonald Fraser in der berühmten Flashman-Serie zugrunde, gemäss der ein Held entweder ein Ignorant ist, der keine Ahnung von den Gefahren hat, in die er sich begibt, oder aber ein Feigling, der beim Eintreten der Gefahr nach vorne flieht (und deswegen als Held gefeiert wird).

Als Sutter nach Amerika ging, hatte er keine Heldenambitionen. Er wollte dem Schuldenturm entfliehen. Über

seine Lektüre wird er eine Vorstellung davon gehabt haben, was ihn in Missouri erwarten könnte. Das hätte ihm helfen können, wenn er sich tatsächlich in Missouri niedergelassen und als Farmer etabliert hätte. Dafür brachte er jedoch keinerlei einschlägige Lebens- oder Berufserfahrung mit. Das Metier, das er zwar nicht gelernt, aber immerhin etwa zehn Jahre erfolglos praktiziert hatte, war das eines Kaufmanns. Trotzdem war sein Eintauchen in den Santa Fe Trade ein Aufbruch ins Unbekannte, eine absurd abenteuerliche Unternehmung, für die seine Praxis als Tuchhändler in Burgdorf kaum als Vorbereitung taxiert werden kann.

Das Abenteuer endete unrühmlich und mit unbezahlbaren Schulden. Die Flucht vorwärts an den Pazifik war, nachdem er in seinem bisherigen Leben so zahlreiche Brücken abgebrochen hatte, nicht die einzige, nicht einmal die nächstliegende, aber in der damaligen Aufbruchsstimmung eine hoffnungsvolle Lösung.

Jedenfalls war die Reise nach Kalifornien, an das Ende der damals bekannten Welt, ein weiterer Schritt ins Unbekannte. Aus heutiger Sicht ist es unvorstellbar, wie ein biederer Baselbieter und gelernter Berner am Missouri aufbricht, um im Schutz einer kleinen Karawane, die von erfahrenen Führern geleitet wird, 2'000 Meilen weitgehend unbekanntes Terrain zu überqueren. Es muss der Mut der Verzweiflung und Ausweglosigkeit gewesen sein, der ihn dazu bewog, die Risiken auf sich zu nehmen, die damit verbunden waren, wilden, teilweise kriegerisch eingestellten Indianerstämmen zu begegnen, während einem halben Jahr nur von dem leben zu können, was vor Ort gesammelt oder gejagt werden konnte, allenfalls hilflos Krankheit oder Unfall ausgesetzt zu werden, härteste klimatische Bedingungen und lebensbedrohende Entbehrungen auf sich nehmen zu müssen.

Mutig, verwegen? Ja. Heldenhaft? Kaum.

## War Sutter ein Pionier, der Gründer oder Vater Kaliforniens?

Sutter war in der Tat ein Pionier.

Dies trifft zunächst selbstverständlich im Sinne der amerikanischen Pioneer-Mythen zu. Sutter war aber ein echter Pionier, indem er zu den ersten Siedlern des Landesinneren Kaliforniens gehörte. Seine Gründung,

die Kolonie Heu-Helvetien, war die erste Siedlung im Sacramento-Tal, die den Ehrgeiz hatte und auch recht erfolgreich umsetzte, autark und weitgehend selbstversorgend zu sein. Es gelang ihm, fähige Handwerker anzuziehen, die Güter produzieren konnten, die für den Betrieb Neu-Helvetiens selbst notwendig waren, jedoch auch im Handel und Tauschgeschäft mit anderen Siedlern eine notwendige und wertvolle Einnahmequelle Neu-Helvetiens wurden.

Auf Hock Farm, der grossen Farm, wo er nach dem Zusammenbruch von Sutter's Fort, dem Zentrum Neu-Helvetiens, Zuflucht fand, betrieb er echte Pionierarbeit, indem er die ersten Obstplantagen Kaliforniens anlegte und damit den Grundstein für eine der noch heute wichtigsten Industrien Kaliforniens legte.

Umgekehrt würde es jedoch viel zu weit führen, ihn als Gründer oder Vater Kaliforniens zu bezeichnen oder gar zu verehren. Zunächst waren die Spanier schon rund siebzig Jahre früher in Nord-Kalifornien. Der ganze Küstenstreifen von San Diego bis San Francisco war von spanischen Missionen garniert, von denen jede Landwirtschaft, Viehzucht, Gemüse- und Obstanbau betrieb. In Fort Ross, nördlich von San Francisco, befand sich die südlichste Niederlassung von Russisch-Amerika. Als Sutter im Sacramento-Tal ankam, traf er auf Siedler, die sich schon früher dort niedergelassen hatten, einige Californios und wenige über grosse Distanzen verstreute Einwanderer aus den Vereinigten Staaten. Der grosse Zug nach Westen, in erster Linie nach Oregon, aber auch bereits nach Kalifornien, hatte vor Sutter begonnen. Sutter selbst will ja in Santa Fe von den märchenhaften Möglichkeiten Kaliforniens gehört haben. Wenn seine Erinnerungen an Beaubien's (siehe Kapitel 6) Empfehlungen stimmen, kann er ja gar nicht der erste gewesen sein, der dieses Paradies entdeckt und erschlossen hat.

Sutter's Ernennung zum Gründer oder Vater Kaliforniens gehört somit zu den Legenden, welche die Nachwelt um den Pionier gerankt hat.

Seine Leistung war trotz dieser Einschränkung eine grosse Pionier-Tat. Sie war, was immer die Beweggründe gewesen sein mögen, nur möglich dank einer unvorstellbaren Willensleistung, dank unermüdlichem Arbeitseinsatz, dank der grenzenlosen Bereitschaft, ins Unbekannte vorzustossen und sich allen Überraschungen, die im Unbekannten lauerten konnten, Fall für Fall zu stellen.

## Hat Sutter die Indianer Kaliforniens dezimiert?

Zunächst nein!

Die Dezimierung der kalifornischen Indianer wurde durch die spanischen Missionen ausgelöst. Krankheiten, völlig veränderte Lebensbedingungen, welche die Subsistenzwirtschaft der Indianer korrumpiert hatte, Alkohol und ein rigoroses Missions-Regime hatten bereits vor Sutter's Ankunft die ursprüngliche indianische Bevölkerung auf einen Bruchteil reduziert. Der Umgang der schon längst anwesenden Trapper, Jäger und Pelzhändler mit den lokalen Indianern war, gelinde gesagt, auch nicht zimperlich und trug seinerseits zum Niedergang bei.

Gewiss auch!

Sutter hat bruchlos den rücksichtslosen spanischen Umgang mit den Indianern übernommen und ihn sukzessive weiterentwickelt und verfeinert. Es deutet jedoch einiges darauf hin, dass Sutter die Indianer insgesamt freundlicher, schonungsvoller sowie weniger ungerecht und diktatorisch behandelte als Spanier und Mexikaner. Er war sich wohl bewusst, dass ihm ein freundlich gesinnter und gesunder Indianer nützlicher war als ein gekränkter oder kranker.

Offenbar war er im Umgang mit diesem Naturvolk ein Naturtalent. Vielleicht fiel es dem bodenständigen und ländlichen Schweizer leichter, das Vertrauen der Indianer zu gewinnen, als den stolzen und herrischen Abgesandten des spanischen Imperiums und deren mexikanischen Nachfolgern.

Sutter hat dieses Vertrauen nicht nur gewonnen, sondern offensichtlich auch missbraucht. Besonders schändlich war sein ausschweifender Missbrauch der Frauen, der eine konsequente Weiterführung seines in Hawaii begonnen Frauenverzehr war. Sutter war Teil der brutalen Zivilisations-Maschinerie, welche die Indianer Nordamerikas überrollte und weitgehend vernichtete. Gemäss den verfügbaren Quellen hat er diesen Aspekt seines Lebens auch nie hinterfragt. Das wäre in Anbetracht des Zeitgeistes des 19. Jahrhunderts wohl auch etwas zu viel verlangt. Ihn deswegen zum Haupttäter und Rädelsführer zu machen, ist jedoch ungerecht und sachlich haltlos.

## Hat Sutter die Annexion Kaliforniens durch die USA initiiert und unterstützt?

Nein, eher im Gegenteil!

Sutter hat offensichtlich die Einwanderung von Amerikanern oder von über Amerika einreisenden Einwanderern aus Europa aktiv gefördert. Dies kann jedoch rein kommerziell motiviert gewesen sein, und war es wohl auch. Für Sutter war jeder Einwanderer ein potenzieller Kunde oder Landkäufer. Sutter war Mexikaner und verhielt sich durchwegs loyal gegenüber der mexikanischen Provinzregierung bis zum Beginn des Kriegs der USA gegen Mexiko im Jahr 1846.

Der Geist des «manifest destiny» (siehe Kapitel 7) war der Flasche längst entwichen, als Sutter sich in Kalifornien niederliess. Sutter ist im ersten Rinnsal des späteren Einwanderungsstroms an den Pazifik mitgeschwommen.

Sutter's Fort entwickelte sich mit und ohne Zutun Sutter's zum Magneten für Einwanderer nach Kalifornien. Die Einwanderer wären aber auch gekommen, wenn es Neu-Helvetien nicht gegeben hätte, vielleicht etwas später, vielleicht auch etwas spärlicher; der Zug war aber unaufhaltsam.

Der mexikanische Krieg der USA begann nicht wegen Kalifornien, sondern wegen der Unabhängigkeitserklärung von Texas und wegen umstrittenen texanischen Grenzgebieten. Die Annexion Kaliforniens stand wohl auf dem Menüplan von US-Präsident Polk, war aber kein erklärtes Kriegsziel. Sie erfolgte in einer besonders glückhaften Konstellation heraus eher zufällig. Sutter hatte damit nichts zu tun. Er war de facto auf seinem eigenen Fort während langer Zeit Gefangener der Amerikaner und schämte sich, die Rolle des Gefängniswärters für hochrangige und angesehene mexikanische Landsleute übernehmen zu müssen.

Natürlich hat Sutter sich über das Ende des Kriegs gefreut, denn der Krieg hatte seine Kreise gestört, die Einwanderung zum Erliegen gebracht und seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten vertieft. Er hätte auch in einem mexikanischen Kalifornien weiterleben und Neu-Helvetien weiterentwickeln können. Die Amerikanisierung war für ihn höchstens in dem Sinne ein bedeutender Vorteil, als die Schleusen für die weitere Einwanderung damit definitiv offen waren.

## Hat der Gold Rush Johann August Sutter zugrunde gerichtet und Neu-Helvetien zerstört?

Ja und nein.

Es ist historisch erwiesen, dass der Gold Rush dazu führte, dass die weisse Bevölkerung Kaliforniens innert zwei bis drei Jahren auf das Hundertfache anschwellte. Die Neu-Ankömmlinge waren überwiegend keine Sonntagsschüler, sondern rücksichtslose Draufgänger und verwegene Glücksritter. Viele von ihnen hatten, woher immer sie kamen, Heimat und Familien verlassen, weil sie sich in einer ausweglosen Situation befanden und im kalifornischen Gold ihre letzte Chance sahen. Law and order war inexistent. Jeder nahm sich, was greifbar war, notfalls mit Gewalt.

Die Goldsucher brauchten Land, Holz, Reit-, Trag- und Zugtiere und Nahrungsmittel, und zwar im Gebiet der Goldfunde, also in und um Neu-Helvetien. Sie fanden es im Überfluss und nahmen sich, was sie brauchten. Der Gold Rush war für Sutter in der Tat eine Katastrophe. Sutter's Fort wurde ihm unter den Füßen weggenommen und seiner Rolle als selbstversorgendes Zentrum und handwerkliche Infrastruktur eines funktionierenden landwirtschaftlichen Grossbetriebs beraubt.

Letztlich ist Sutter jedoch nicht am Gold Rush gescheitert oder durch die amerikanische Rechtssprechung eines riesigen Vermögens verlustig gegangen. Er scheiterte an seiner eigenen Unfähigkeit, seine Geschäfte ordnungsgemäss, ehrlich und anständig zu führen. Er hat sich selbst zugrunde gerichtet, weil er seine Mitmenschen nicht richtig einschätzen konnte. Immer wieder liess er sich von Gaunern übertölpeln. Den Rat ehrlicher Freunde schlug er konsequent in den Wind. Tüchtige, kompetente und zuverlässige Mitarbeiter wie z. B. Bidwell, Lienhard oder Burnett vergraulte er oder schickte er zum Teufel.

Dass Neu-Helvetien ein solches Ende fand, ist eigentlich nicht mehr als logisch. Jedenfalls passt es besser zum bisherigen Lebenslauf Sutter's, als wenn er plötzlich in der Stunde der schwierigsten Bewährung menschliche Grösse, Bescheidenheit und Zuverlässigkeit an den Tag legen würde.

Neu-Helvetien wäre ziemlich sicher auch ohne Gold Rush auseinander gefallen. Sutter war bis zum Hals verschuldet, wieder einmal. Die Kreditraten für die Akquisition von Fort Ross waren seit Jahren überfällig.

Sutter's Fort war an die Russen verpfändet. Der Einzug des Pfands stand unmittelbar vor dem gerichtlichen Vollzug. Es ist unwahrscheinlich, dass Sutter sich aus dieser Schlinge hätte befreien können. Eine erneute Flucht wäre ihm bevorgestanden. Da er schon am Ende der Welt angelangt war, ist schwer auszumachen, wohin ihn diese hätte führen können.

## Wer war Johann August Sutter?

Sutter war ein Mensch der Widersprüche, ein Spagat-Artist. Meist stand er mit beiden Füßen auf zwei entgegengesetzten Extremen. Er vereinte soviel widersprüchliche Eigenschaften in sich, dass man aus dem Staunen kaum heraus kommt. Er war ein biederer, navier, schwärmerischer Schweizer, der mit allen Mitteln versuchte, die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Grenzen seiner niederen und armen Herkunft zu sprengen. Dabei zog er immer wieder zu grosse Schuhe an und packte Grösseres an, als er zu bewältigen vermochte. Er wollte stur, beharrlich und um jeden Preis die Weisheit widerlegen «You can't grasp beyond your reach (Auch mit Strampeln kannst Du Deine Reichweite nicht vergrössern)».

Vielleicht kannte er das Sprichwort «Schuster, bleib bei deinen Leisten». Vielleicht wusste er auch, dass sein Name ursprünglich «Schuster» bedeutete. Er fühlte sich davon überhaupt nicht angesprochen. Das war ihm aber zu wenig. Lebenslang Buchhändler zu sein oder einen Tuchwarenladen zu führen, war für ihn keine verlockende Perspektive. Er wollte die Spiessigkeit und Armseligkeit seiner Herkunft überwinden und Grenzen überschreiten, Neuland entdecken und über sich selbst hinauswachsen. Mehrmals gelang ihm das, aber nur beinahe. Im letzten Moment scheiterte er immer. Dass er ein Pechvogel gewesen sei, wäre nur eine halbe Erklärung. Sein Scheitern dürfte darin begründet sein, dass er immer wieder der Versuchung erlag, zu mogeln, Leistungen Dritter (nicht nur Kredite) mit Schmeicheleien und haltlosen Versprechen zu erschleichen, dass er meinte, harte Arbeit, Beharrlichkeit und letzte Konsequenz mit krummen Abkürzungen, warmer Luft, Flunkern und grossem Auftritt ersetzen zu können.

Er war von Grossmannssucht, Statusdenken und Ehrgeiz verseucht. Gleichzeitig konnte er jovial und leutseelig sein und mit einfachen Leuten auf deren Ebene verkehren und sogar deren Loyalität dauerhaft gewinnen.

Sutter war ein Vorgänger des Hauptmann von Köpenick, gegen den das Original verblasst, und lebte vor,

was «Kleider machen Leute» in Wirklichkeit bedeutet. Mit seinem militärischen Gehabe und bestenfalls Lagerfeuer-tauglichen Märschen von Kriegsdiensten im königlichen französischen Heer gelingt es ihm wiederholt, Ansehen und Kreditwürdigkeit zu erlangen.

Er war ein Charakterlump und durchtriebener Opportunist. Umgekehrt konnte er sehr gewinnend sein und zahllose Menschen aus verschiedensten Kulturkreisen von seiner Ehrlichkeit und Verlässlichkeit überzeugen. Als Opportunist war er ziellos. Sein Leben war vom Zufall bestimmt, es lagen ihm weder ein Lebensentwurf noch eine schicksalhafte innere Logik zugrunde. Sutter kannte keine gerade Linie. Er strauchelte von Misserfolg zu Misserfolg zu Erfolg zu Erfolg zu Misserfolg.

Ziele erfand er, wenn die nächste Flucht bereits begonnen hatte, wenn sie gebraucht wurden, wenn sie dazu dienten, bei für ihn im Augenblick gerade wichtigen Menschen Eindruck zu machen. Manchmal erfand er Ziele a posteriori, indem er das zum Ziel erklärte, was er gerade gefunden hatte (womit er sich im Allgemeinen bei Politikern und Managern in bester Gesellschaft befindet). Schliesslich verhedderte sich Sutter in seiner Ziellosigkeit. Er kam auf seinen Fluchten, weil er nicht wusste, wohin er wollte, woanders an. Lebenssituationen, die er weder gesucht noch erträumt hatte, überforderten ihn hoffnungslos und liessen ihn regelmässig jämmerlich scheitern.

Sutter war auch ein Kind seiner Zeit. Es war eine Zeit des Aufbruchs. Die letzten grossen weissen Flecken auf der Weltkarte wurden beseitigt. Dampfmaschine, Telegraph und industrielle Revolution veränderten die Welt und das Leben der Menschen radikal. Diese Zeit verlangte Menschen, die Grenzen sprengen wollten. Sutter war einer von ihnen.

Auch wenn er sich dabei übernahm und letztlich scheiterte, gehört er zu denen, die etwas gewagt haben.

Die Welt wäre heute wohl die Gleiche, wenn es Sutter nicht gegeben hätte. Ohne Sutter hätten sich in Kalifornien einige geschichtliche Entwicklungen langsamer, vielleicht aber auch schneller abgespielt. Er war bei einem wesentlichen Entwicklungsschritt der USA dabei und hat etwas bewegt. Allein dies ist eine Leistung, die nur wenige Menschen in Anspruch nehmen können, eine Leistung, für die er - bei aller Kritik, die man ihm mit heutigen Wertmassstäben entgegenhalten kann - mindestens Beachtung, wohl auch einige Anerkennung verdient.

# ANHANG





# LEWIS & CLARK TRAIL



# OREGON / CALIFORNIA TRAIL



# SANTA FE TRAIL



WASHINGTON

NORTH DAKOTA

MONTANA

MINNESOTA

WISCONSIN

OREGON

IDAHO

WYOMING

SOUTH DAKOTA

IOWA

ILLINOIS

NEVADA

UTAH

CO LORADO

KANSAS

MISSOURI

CALIFORNIA

ARIZONA

NEW MEXICO

OKLAHOMA

ARKANSAS

TEXAS

Camp Disappointment

Lewis & Clark Pass

Gates of the Mountains

Traveller's Rest

Flagstaff Hill

Lost Trail Pass

Farewell Bend

Boise

Lemhi Pass

Fort Hall

Continental Divide (Wasserscheide)

Devils Gate

Independence Rock

Sublette Cutoff

Split Rock

Fort Laramie

North Platte River

Chimney Rock

Scottsbluff

Courthouse Rock

Ash Hollow

South Pass

Fort Bridger

Great Salt Lake

Mormon Road

Salt Lake City

Hastings Cutoff

Humboldt River

Applegate Trail

Sutter's Fort

Truckee Route

Carson Route

Carson City

Sacramento

San Francisco

NEBRASKA

South Platte River

Fort Kearny

Council Bluffs

Nebraska City

Fort Leavenworth

St. Joseph

Lexington

Arrow Rock

Old Franklin

St. Charles

St. Louis

Independence

Fort Osage

Kansas City (Westport)

Great Bend

Dodge City

Larned

Council Grove

Bent's Old Fort

Mountain Route

Lamar

Elkhart

Trinidad

Raton

Cimarron Route

Cimarron

Springer

Santa Fe

Watrous (Wagon Mound)

North Canadian River

Cimarron River

Canadian River

Kansas River

Neosho River

Osage River

Arkansas River

Arkansas River

Arkansas River

Rio Grande

Arkansas River

Portland

Fort Clatsop

Fort Vancouver

The Dalles

Barlow Road

Oregon City

Cascade Range

Blue Mountains

Snake River

Yellowstone River

Missouri River

Mississippi River

Columbia River

Willamette River

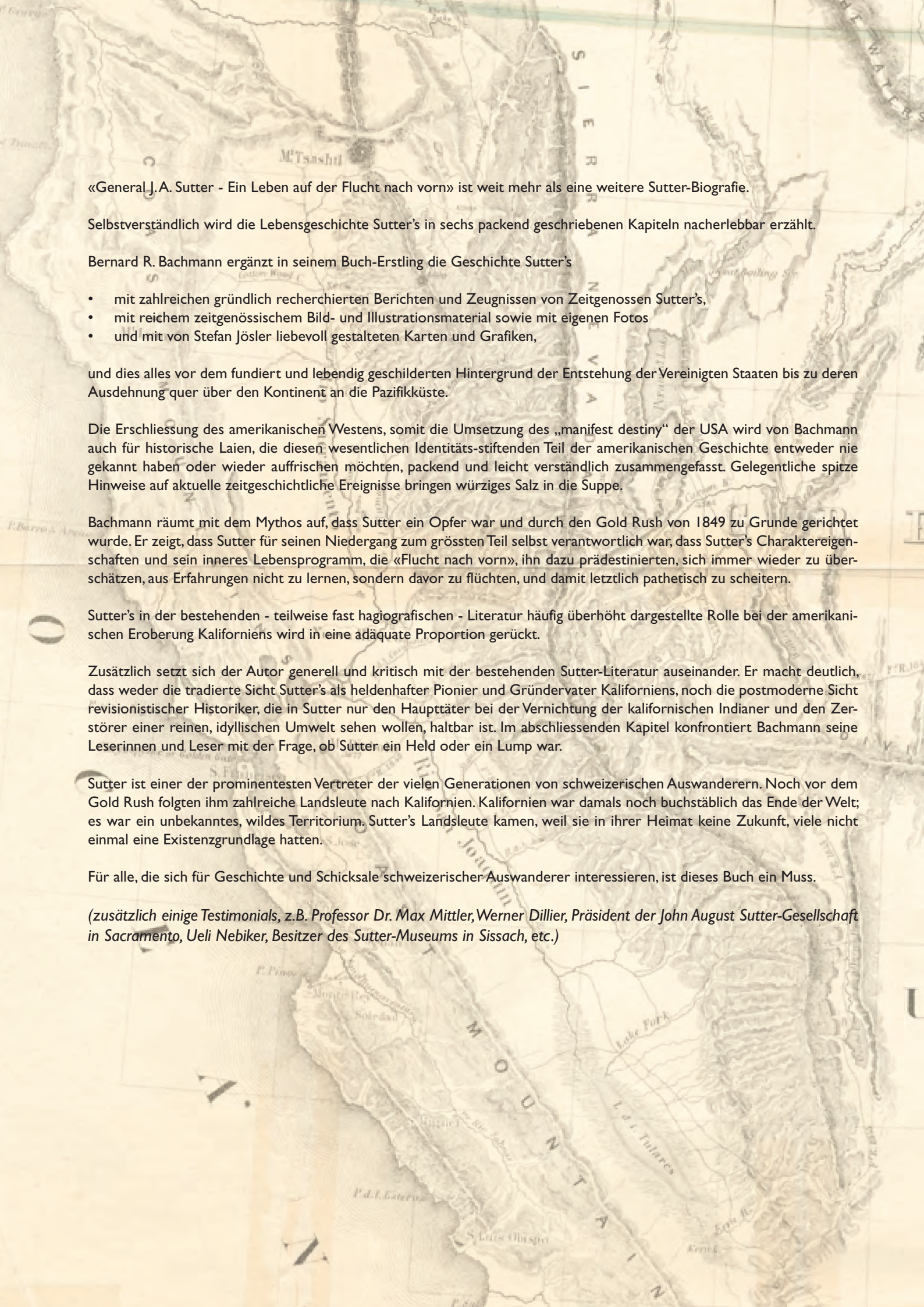
Sacramento River

Sacramento

San Francisco

Rio Grande

Canadian River



«General J. A. Sutter - Ein Leben auf der Flucht nach vorn» ist weit mehr als eine weitere Sutter-Biografie.

Selbstverständlich wird die Lebensgeschichte Sutter's in sechs packend geschriebenen Kapiteln nacherlebbar erzählt.

Bernard R. Bachmann ergänzt in seinem Buch-Erstling die Geschichte Sutter's

- mit zahlreichen gründlich recherchierten Berichten und Zeugnissen von Zeitgenossen Sutter's,
- mit reichem zeitgenössischem Bild- und Illustrationsmaterial sowie mit eigenen Fotos
- und mit von Stefan Jösler liebevoll gestalteten Karten und Grafiken,

und dies alles vor dem fundiert und lebendig geschilderten Hintergrund der Entstehung der Vereinigten Staaten bis zu deren Ausdehnung quer über den Kontinent an die Pazifikküste.

Die Erschliessung des amerikanischen Westens, somit die Umsetzung des „manifest destiny“ der USA wird von Bachmann auch für historische Laien, die diesen wesentlichen Identitäts-stiftenden Teil der amerikanischen Geschichte entweder nie gekannt haben oder wieder auffrischen möchten, packend und leicht verständlich zusammengefasst. Gelegentliche spitze Hinweise auf aktuelle zeitgeschichtliche Ereignisse bringen würziges Salz in die Suppe.

Bachmann räumt mit dem Mythos auf, dass Sutter ein Opfer war und durch den Gold Rush von 1849 zu Grunde gerichtet wurde. Er zeigt, dass Sutter für seinen Niedergang zum grössten Teil selbst verantwortlich war, dass Sutter's Charaktereigenschaften und sein inneres Lebensprogramm, die «Flucht nach vorn», ihn dazu prädestinierten, sich immer wieder zu überschätzen, aus Erfahrungen nicht zu lernen, sondern davor zu flüchten, und damit letztlich pathetisch zu scheitern.

Sutter's in der bestehenden - teilweise fast hagiografischen - Literatur häufig überhöht dargestellte Rolle bei der amerikanischen Eroberung Kaliforniens wird in eine adäquate Proportion gerückt.

Zusätzlich setzt sich der Autor generell und kritisch mit der bestehenden Sutter-Literatur auseinander. Er macht deutlich, dass weder die tradierte Sicht Sutter's als heldenhafter Pionier und Gründervater Kaliforniens, noch die postmoderne Sicht revisionistischer Historiker, die in Sutter nur den Haupttäter bei der Vernichtung der kalifornischen Indianer und den Zerstörer einer reinen, idyllischen Umwelt sehen wollen, haltbar ist. Im abschliessenden Kapitel konfrontiert Bachmann seine Leserinnen und Leser mit der Frage, ob Sutter ein Held oder ein Lump war.

Sutter ist einer der prominentesten Vertreter der vielen Generationen von schweizerischen Auswanderern. Noch vor dem Gold Rush folgten ihm zahlreiche Landsleute nach Kalifornien. Kalifornien war damals noch buchstäblich das Ende der Welt; es war ein unbekanntes, wildes Territorium. Sutter's Landsleute kamen, weil sie in ihrer Heimat keine Zukunft, viele nicht einmal eine Existenzgrundlage hatten.

Für alle, die sich für Geschichte und Schicksale schweizerischer Auswanderer interessieren, ist dieses Buch ein Muss.

*(zusätzlich einige Testimonials, z.B. Professor Dr. Max Mittler, Werner Dillier, Präsident der John August Sutter-Gesellschaft in Sacramento, Ueli Nebiker, Besitzer des Sutter-Museums in Sissach, etc.)*